Galerie von Bildnissen

aus

Rahel's
Umgang und Briefwechsel.

Herausgegeben

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Erster Theil.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

1836.

306 D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Excellenz

dem Königlichen Geheimen Staatsminister

Herrn

D. Karl Friedrich von Beyme,

Ritter des großen Rothen Adlerordens,
des Eisernen Kreuzes 2c. 2c.

ehrerbietigst

zugeeignet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ew. Excellenz

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

wünschte ich schon längst durch Zueignung einer Schrift es bezeigen zu dürfen, mit welcher tiefen Verehrung und innigdankbaren Anhänglichkeit mein Herz Ihnen verpflichtet und ergeben ist! Ich hatte mir hiefür die Lebensbeschreibung zweier gleichzeitigen, mit und auch wohl wider einander strebenden Staatsmänner ausersehen, des Fürsten von Hardenberg und des Freiherrn vom Stein. Der Name des verehrtesten Mannes, der durch That und Gedanke stets das Rechte, Gute und Schöne gepflegt, und sich in treuester Anhänglichkeit an das bewährte Alte zugleich den freiesten Geistesblick für gedeihliche Entwicklungen der Zukunft offen erhalten hat, würde hier glücklich vorangestanden haben als Zeichen derjenigen Gesinnung und Denkart, denen ich jene Darstellung am meisten zur Aufnahme und zum Urtheil hätte überliefern mögen. Allein der Zeitpunkt für solche Ausarbeitung scheint durch Umstände, deren Erörterung mir nicht obliegt, noch in unbe-

stimmte Ferne gerückt, und das Unternehmen wohl nicht meinen, sondern andern Händen vorbehalten.

Erlauben mir nun Ew. Excellenz, damit ich mein Vorhaben nicht ganz einbüße, in Ermanglung jener Gestalten Ihnen hier andre vorzuführen, welche, zwar sehr verschieden an Gehalt und Richtung, doch mit jenen wenigstens in dem Vorzuge übereinkommen, aus dem Leben der Zeitgenossen geschöpft zu sein, und überall an Miterlebtes und Vaterländisches sich anzureihen. Bringt diese Zueignung Ew. Excellenz auch vielleicht Minderes dar, als das anfangs Gewünschte vielleicht geworden wäre, so darf doch ihre Bedeutung unverändert dieselbe bleiben, und neben der angemessenen Hinweisung auf einen hohen Standpunkt reifen Urtheils zugleich der Ausdruck eines von Verehrung und Dank erfüllten Herzens sein!

Berlin, den 14. März 1836.

Varnhagen von Ense.

Vorwort.

Der Herausgeber dieses Buchs unternimmt hier nicht, dasselbe zu rechtfertigen. Er ist überzeugt, daß Leben und Gehalt genug darin ist, um aus eigner Kraft als eine werthvolle Gabe zu bestehen. Beifall und Zustimmung mögen sich nach der Art, wie die verschiedenen Sinnesweisen berührt werden, in sehr verschiedenem Maß ergeben, oder auch abwenden. Wer kann sie von allen Seiten erlangen, oder nur wünschen? Manchen Tadel, manche Unzufriedenheit möchte man nicht missen, das wohlklingendste Lob oftmals dafür hingeben.

Persönliche Denkwürdigkeiten und vertrauliche Briefe als Lebensbilder öffentlich auszustellen, kommt uns Deutschen noch meistentheils bedenklich vor:

unsre kleinstädtische Aengstlichkeit fürchtet sich, anders als feierlich aufzutreten, obgleich unser bestes und würdigstes Leben dann verborgen bleibt. Sogar hört man von ängstlichen Stimmen schon den Ruf, wir hätten bereits genug, ja schon allzu viel von solchen Mittheilungen! Im Gegentheil. Ist doch kaum erst ein Anfang gemacht! Wir sind noch sehr arm an Kenntniß unsrer nächsten Welt, des uns zunächst vorhergegangenen und zum Theil noch gleichzeitigen Lebens, dessen Betrachtung doch grade dadurch erst reizend und lehrreich wird, daß uns dasselbe von recht vielen Seiten und in den mannigfachsten Bildern vor Augen trete.

In diesem Betreff hat der Inhalt des gegenwärtigen Buches den Vortheil, sich einem schon durch frühere Mittheilungen bekannten und im Ganzen günstig gewürdigten Lebenskreise innigst anzuschließen.

Einer Art verdrießlichen Unmuths mögen wir noch gedenken, der sich gewöhnlich an solche Mittheilungen anhängen will. Es giebt Leute, die gar zu gern, statt andern Tadels, den sie verbeißen, die Unwichtigkeit so mancher der besprochenen

Gegenstände, die Geringfügigkeit so mancher Verhältnisse rügen wollen, an deren ausführlicher Darlegung niemand etwas gelegen sei. Scheint es doch, als hätten wir eine Menge von Lesern, die nur mit den erhabensten und größten Dingen in aller Kürze und Eile bedient zu werden die Gewohnheit und den Anspruch hätten! Sehen wir indeß näher zu, so finden wir das Kleinliche und Unbedeutende grade am meisten in solchen Gemüthern daheim, deren Armseligkeit sich fürchtet, da, wo so manches entfaltet wird, auch ihre Falten aufgelegt zu sehen! Uns kann ihr scheinsames Verschmähen nicht täuschen, ihre zaghafte Scheu nicht hindern. Sie mögen sich damit trösten, daß manche Gestalten und Namen doch keine sind noch werden, wenn sie auch, falls es der Zufall und die Gelegenheit so geben, einem größeren Lebensbilde zur Ausfüllung des Hintergrundes dienen.

Uebrigens ist bei diesen Mittheilungen hier, fürerst sämmtlich von Verstorbenen herrührend und größtentheils auch Verstorbene betreffend, nicht Lob und Tadel beabsichtigt, sondern Bezeichnung und Darstellung, mit allen lehrreichen, fruchtbaren

Ergebnissen, die sich mit jeder Einsicht in wahres Leben stets verbinden, und den an fremdem Dasein geübten Blick für die eigne Erkenntniß und Leitung aufhellen. Daß aber in diesem Buche mehr die Form des Lobes, oder doch der Entschuldigung, als die des Tadels und der Anklage hervortritt, dürfte vielleicht als ein Zeichen gelten, daß jener Zweck nicht ganz verfehlt worden; denn was den Menschen in seinen Eigenschaften und Handlungen erklärend darstellt, muß ihn auch in denselben Maßen entschuldigen, wo nicht rechtfertigen. Der Tadel selbst aber hat mindre Schärfe, wenn weder Eigendünkel noch Schadenfreude sich ihm gesellen. Von beiden wünschen wir, wie uns selbst, unsre Leser frei.

Berlin, den 18. Oktober 1835.

K. A. Varnhagen von Ense.

Inhalt.

		Seite.
I.	David Veit	1
II.	Henriette Mendelssohn	63
III.	Karl Joseph Fürst von Ligne	79
IV.	Wilhelm von Burgsdorf	99
V.	Thomas Young	119
VI.	Karoline von Humboldt	139
VII.	Peter von Gualtieri	157
VIII.	Josephine Gräfin von Pachta	171
IX.	Hans Genelli	185
X.	Karoline Gräfin von Schlabrendorf	205
XI.	Friedrich von Schlegel	223
XII.	Prinz Louis Ferdinand von Preußen	239

Inhalt.

Seite.

I. David Hume 1
II. Henriette Mendelssohn 63
III. Karl Joseph Fürst von Ligne 79
IV. Wilhelm von Burgsdorf 99
V. Thomas Young 119
VI. Karoline von Humboldt 139
VII. Peter von Gualtieri 157
VIII. Josephine Gräfin von Pachta 171
IX. Hans Genelli 185
X. Karoline Gräfin von Schlabrendorf 205
XI. Friedrich von Schlegel 223
XII. Prinz Louis Ferdinand von Preußen . . . 239

I.

David Veit.

David Veit.

Gäbe es in der Welt bloß diejenigen Talente und Bedeutsamkeiten, welche sich unmittelbar im Glanze der Oeffentlichkeit darstellen, und hier zu Namen und Ruf gelangen, so wäre der Lebensinhalt auch der Zeiten, die scheinbar die reichsten sind, doch nur für gering und armselig zu halten. Wenn wir aber betrachten, wie sehr in jenem Betreff das Spiel des Zufalls zu walten scheint, und ganz achtlos bald Geringeres an das Licht hebt, bald das Werthvollste im Dunkel hält, so gewinnen wir die tröstliche Ueberzeugung, daß die Welt viel reicher ist, als ihre jedesmalige Außenseite zu erkennen giebt. Nichts kann uns wehren sogar vorauszusetzen, daß neben dem Größten und Besten, welches wir sehen, noch ebendergleichen zahlreicher im Verborgenen weilt, und uns darum nicht minder zum Gewinne lebt. Tritt nun, früh oder spät, aus dieser unbekannten Größe, als Zeugniß ihrer Wirklichkeit, irgend ein neues Bild hervor, mit dem erkennbaren Gepräge aller der Möglichkeiten, in welchen dasselbe hätte gelten können, so dringt

sich uns ein Gefühl heitrer und erhebender Befriedigung auf, dem vergleichbar, welches ein Reicher empfindet, der seine zu Tage geförderten Schätze doch nur als einen Theil derer weiß, die unerforscht und unberechenbar im Dunkel liegen.

Mit gutem Rechte giebt uns der Name David Veit zu dieser Betrachtung Anlaß. Die ausgezeichnetsten Gaben und Kräfte waren hier in einer Weise verbunden, wie sie es selten sind. Die Art der Verbindung nämlich ist eine noch ganz besondre Eigenschaft, wodurch das Verbundene auf eine Stufe gerückt wird, wohin die einzelnen Gaben nicht reichen würden. Die letztern, je einzelner, beschränkter auf ein äußeres Ziel gerichtet, je mehr den Menschen verdeckend und erschöpfend sie wirken, desto leichter nehmen sie nach außen Raum und Gestalt. Das Gleichmaß aber, die Zusammenstimmung, der innere Verkehr, Alles, was dem Menschen für sich selbst als Leben und Bildung zu Gute kommt, wodurch er als Person für seine nächste Welt am bestimmtesten gilt und wirkt, ist unläugbar von höherem Werthe, als die einseitige Virtuosität, welche so bequem sich nennen und in offene Register einschreiben läßt.

Veit war ein Mensch, der seine Anlagen vollständig entwickelt, sie bis zur höchsten Reife ausgebildet hatte, nach allen Seiten, wohin eine innere Möglichkeit es zuließ. Daß er ein höchst ausgezeichneter Arzt war, gehörte in den Kreis dieser Bildung, erschöpfte ihn aber keineswegs. Sein philosophisches Denken war kein metaphysisches, schlug aber wie lodernde Flamme sich

um jeden dargebotenen Gegenstand und verzehrte das Unhaltbare daran. Er hatte weiten Überblick für große Gesammtheiten, und bemerkte dabei scharf auch das Kleinste. Sein klarer, fester Verstand war von lebhafter Einbildungskraft begleitet; für Poesie war sein Sinn höchst empfänglich. Geneigt und willig, sich einnehmen zu lassen, staunend aufzumerken, zu bewundern, ließ er sich doch niemals hinreißen, sondern hielt sich prüfende Besonnenheit und unbestechliches Urtheil frei. Seine umfassenden wissenschaftlichen Kenntnisse waren in ihm kein todter Vorrath, sondern zu dem regsten Verkehr belebt. Er schrieb vortrefflich, in der Weise der wenigen aber besten unserer Schriftsteller, bei welchen, nach Lessings und Mendelssohns Vorbild, ein heller Verstand andre Gaben nicht ausschließt, aber führt. Ausgezeichneter noch war sein mündlicher Vortrag, lehrend, erzählend, gesprächsweise, immer lichtvoll, sachgemäß, leicht hinstreifend und gründlich eindringend, wie es der Augenblick forderte.

Was aber diese schönen Gaben als gemeinsames Band durchschlang und sie zur eigenthümlichsten Erscheinung erhob, das haben wir als eingebornen Humor zu bezeichnen, als eine tief in seinem Wesen wurzelnde Laune des Witzes, des Scherzes, die in seinem Darstellungs- und Nachahmungstalent als possenhafter Muthwillen ausbrechen konnte, in seinen strengen Gedankenfolgen und Geistesübungen als heitre Ironie mitging. Was er schrieb und sprach, sein Auftreten, sein geselliger Verkehr, sein ärztliches Handeln, der

Ausdruck seiner Empfindung, alles gehörte dieser gemeinsamen Quelle an.

David Veit wurde zu Breslau geboren den 8. November 1771. Obwohl von jüdischen Eltern, empfing er früh eine vorurtheilslose, allgemein geistige Richtung. Theils in seiner Vaterstadt, theils in Berlin durch guten Schulunterricht vorbereitet, bezog er im Jahre 1793 die Universität Göttingen, besuchte dann Jena, wurde in Halle Doctor der Arzneiwissenschaft, und machte darauf mit Abraham Mendelssohn eine Reise nach Paris, wo er ansehnliche und fruchtbare Verbindungen knüpfte, und insonderheit mit Rodrigues, dem Vater des Saint-Simonisten Olinde Rodrigues, vertrauten Umgang pflog. Hier widmete er der Ausarbeitung wissenschaftlicher Schriften großen Fleiß, und lieferte in Uebersetzungen, Auszügen und Anmerkungen vieles werthvolle Eigne. Zufällige Umstände bestimmten ihn, sich in Hamburg niederzulassen, wo er als Arzt anfangs mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Doch wurde ihm bald die Auszeichnung, trotz des Vorurtheils gegen seine Religion, zum Armenarzt erwählt zu werden. In dem edlen, geistvollen und einflußreichen Kreise von Reimarus, Sieveking, Schönborn, Voght, Poel, Perthes u. s. w. wurde er höchlich geschätzt und gesucht. Hierin allein schon ist das ganze Verhältniß Veits in Hamburg für den ausgedrückt, der das Haus Sieveking in seiner Blüthe gekannt hat, wo die großartigste Weltverbindung und Gastfreundschaft vorzüglich dem geistigen Leben mit schönem Sinn gewidmet war.

Hier lernte Veit auch Friedrich Heinrich Jacobi näher kennen, der ihn sehr liebgewann und ungemein beachtete. Von mehreren Seiten aufgefordert, hielt Veit vor gewählten Zuhörern Vorlesungen über Anthropologie, die er mehrere Jahre wiederholen mußte. Einzelne Aufsätze, meist augenblicklichen Eindrücken oder Zwecken angehörig, tiefe Gedankenreihen bisweilen, aber auch wohl einmal scharfgeistige Theaterkritik, gab er, wie einst Justus Möser, anspruchslos den Tagesblättern hin, wo sich die meisten namenlos verlieren mußten. Es waren oft Meisterstücke darunter. Bei dem Doctorjubiläum des trefflichen Johann Albert Heinrich Reimarus lieferte er eine eigne Schrift zu Ehren des herrlichen Greises, dessen Verdienste er schön und würdig dargestellt hat. In späteren Jahren mußte die litterarische Thätigkeit der zunehmenden ärztlichen weichen, sie wurde von dieser endlich ganz erstickt. Während der Herrschaft der Franzosen in Hamburg wurde Veit, als der französischen Sprache vollkommen Meister, mit neuen Obliegenheiten beschwert. In den harten Bedrängnissen seiner Mitbürger hielt er muthig aus; sein eifriger Besuch der französischen Krankenhäuser während der russischen Belagerung brachte ihm den frühzeitigen Tod. Durch ein bösartiges Fieber angesteckt, wurde er in seinem Berufe dahingerafft, und starb am 15. Februar 1814.

In den gegebenen Verhältnissen hat Veit nie vollkommen zeigen können, was er innerlich war, und was ihm zu leisten möglich gewesen wäre. Um dies zu ermessen, muß man sich ihn an eine Universität versetzt

vorstellen, als mündlichen Lehrer, als wissenschaftlichen Forscher und Darsteller, inmitten aller Anreizung und Freiheit zu schriftlichen Arbeiten. Er würde, davon sind Alle überzeugt, die ihn gekannt haben, in solcher Laufbahn bald den Ersten und Berühmtesten beizuzählen gewesen sein. Litterarisch würde er in jedem Fache geglänzt haben. Es kann nicht gesagt werden, daß er seinen Beruf versäumt habe, sein Werth bestand für ihn und Andere in vollem Dasein, aber die Ausbreitung seines Verdienstes vor der Welt, die Rückwirkung solchen Erfolgs auf ihn selbst, diese bleiben versagt.

Sein Briefwechsel mit Rahel ist noch größtentheils vorhanden, und ein schönes Denkmal edlen Umgangs zwischen zwei jungen Personen, deren Zuneigung und Vertrauen ganz auf unbefangenem geistigen Streben beruht. Einige Briefe von Veit mögen dies näher darlegen.

1.

Gotha, den 20. März 1793, Morgens um 2 Uhr.

Ich hätte Ihnen schon in Weimar schreiben mögen; allein wir eilten zu sehr, und mußten schnell über Erfurt hieher, wo ich in einem sehr schönen Gasthofe äußerst bequem sitze.

Ich habe sie wirklich Alle gesehen und einen jeden ziemlich umständlich gesprochen, wie sie Namen haben, Goethe, Wieland, Herder.

Wir kamen um eilf Uhr nach Weimar, kleideten uns mit Blitzesschnelligkeit um, und sahen während dem Umkleiden die herzoglich rudolstädtische Familie, zierliche Prinzen und einige Prinzessinnen, davon die eine passirt, in denselben Gasthof ankommen.

Aus Furcht, er würde nun bei Hof erscheinen müssen, nahmen wir uns keine Zeit, die Kleider abzubürsten, und verfügten uns, von einem Lohnlakai begleitet, unter dem Jubelgeschrei der lauschenden Menge, zu Goethe. Sein Bedienter sagte uns, es wäre jetzt ein Graf bei ihm, der ihn schwerlich vor ein Uhr verlassen dürfte, und wir möchten nur gegen zwei wiederkommen; ich ließ mich nicht abschrecken, sondern sagte dem Bedienten, er möchte uns nur als Berliner melden, die einen Brief vom Hofrath Moritz mitbrächten. Hierauf wurden wir zwei Treppen hinauf geführt. Unten in der Mauer vor der ersten Treppe stehen in einer Art von Nischen die Figuren des Apollo und Antinous in Lebensgröße. Von der Treppe kommt man in ein Vorzimmer, worin verschiedene Gemählde, vorzüglich Köpfe, hängen; aus diesem Zimmer in ein kleines, niedliches, in welches wir

zugleich mit Goethe, den wir aus dem andern Theil der Wohnung kommen und mehrere Zimmer durchgehen sahen, als wir noch im Vorzimmer waren, hineintraten. Er hatte uns nicht zwei Minuten warten lassen. Das Erste, was mir an ihm auffiel und Sie zu wissen verlangen, war seine Figur. Er ist von weit mehr als gewöhnlicher Größe, und dieser Größe proportionirt dick, breitschulterig. Wenn Sie meinen Bruder Salomon Veit kennen, so haben Sie die Aehnlichkeit der Figur; aber Goethe ist doch noch größer und stärker. Die Stirn ist außerordentlich schön, schöner als ich sie je gesehen; die Augenbraunen im Gemählde vollkommen getroffen, aber die völlig braunen Augen mehr nach unten zu geschnitten, als dort.

In seinen Augen ist viel Geist, aber nicht das verzehrende Feuer, wovon man so viel spricht. Unter den Augen hat er schon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke; überhaupt sieht man ihm das Alter von vierundvierzig bis fünfundvierzig Jahren recht eigentlich an, und das Gemählde ist in der That zu jugendlich; es müßte denn wahr sein, was man in Weimar allgemein behauptet, daß er während seines Aufenthalts in Italien merklich gealtert habe. Die Nase ist eine recht eigentliche Habichtnase, nur daß die Krümmung in der Mitte sich recht sanft verliert. (Ich habe ihn, indeß er meinem Onkel verschiedene Fragen vorlegte, von der Seite und in dem Spiegel recht starr angesehen.) Der Mund ist sehr schön, klein und außerordentlicher Biegungen fähig. Wenn er schweigt, sieht er recht ernsthaft, aber wahrhaftig nicht mürrisch, und kein Gedanken, keine Spur von Aufgeblasenheit. Auch dem Dümmsten müßte Aufgeblasenheit an einem Menschen auffallen, der in Sprache und Manier so ganz simpel wie jeder Geschäftsmann ist. Das Gesicht ist voll, mit ziemlich herabhängenden Backen. Im Ganzen ist das Gemählde wohl getroffen; aber es macht doch einen sehr falschen Begriff von ihm, Sie

würden ihn gewiß nicht erkennen. Er hat eine männliche, sehr braune Gesichtsfarbe, die Farbe der Haare ist etwas heller. Er trägt das Vorderhaar kahl abgeschnitten, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend, einen langen Zopf; weiß gepudert. Die Binde im Gemählde verstehe ich gar nicht; Lips muß ihn haben putzen wollen. Seine Binde ist eine von den unter gesetzten Männern ganz gewöhnlichen, hinten zugeschnallt, vorn glatt und dünn, und wegen des übergelegten Hemdkragens wenig zu sehen. Die Wäsche fein, mit wenig vorstehendem Jabot. Kleidung: ein blauer Ueberrock mit gesponnenen Knöpfen, doppeltem Kragen (der eine über die Schultern, der stehende nicht recht hoch); eine schmalgestreifte Weste von Manchester oder ähnlichem Zeuge, und — vermuthlich Beinkleider, der Ueberrock bedeckte sie; gewöhnliche Stiefel. Alles zusammengenommen, kann er ein Minister, ein Kriegsrath, ein Geheimrath, allenfalls ein Amtmann sein, nur kein Gelehrter, und gewiß kein Virtuose. In Berlin würde ihn jeder einheimisch glauben. Er hat uns ungemein höflich aufgenommen; als er auf uns zu kam, sah er uns recht freundlich an (sein Blick ist gewöhnlich ernsthaft, aber ohne alle Arroganz, wie es scheint; wenn er sich nicht an einen wendet, so sieht er gesenkt zur Erde, mit den Händen auf dem Rücken, und spricht so fort), fragte nach dem Endzweck unserer Reise, erzählte uns, daß es in Frankfurt sehr lebhaft aussähe, daß er Frieden wünsche u. s. w. Nachdem er meinen Brief durchgelesen hatte, erkundigte er sich kaltblütig, aber mit vieler Aufmerksamkeit nach Moritz. Sobald ich nur von ihm und der Entweichung seiner Frau zu reden angefangen hatte, sagte er in einem sehr ernsthaften Ton: „Er muß jetzt viel zu thun haben; er muß arbeiten; er ist wirklich ein gar lieber Mann, und wenn er was unternimmt, so greift er die Sachen immer so ganz recht an; er hat wirklich zu gar vielen Sachen ein recht hübsches Talent. Hm! herkommen

kann er freilich nicht; er muß sehr viel Arbeit haben.“ Er ließ sich nun noch über unsere Reise selbst, über die Kriegsoperationen, mit uns ein, sprach aber von keiner Parthei mit Entschiedenheit; jedoch immer überaus natürlich, immer, als ob er nur die Sachen, nicht die Worte, suchte. Man hört's ihm noch manchmal an, daß er aus dem Reich ist, wie er uns auch selbst sagte. Das Zimmer, in welchem wir standen (sitzen hieß er uns nicht), war mit grünen Tapeten ganz modern geziert, Gemählde und Köpfe rings umher; ein völliges Quadrat, zwei Mahagonitische, ein Spiegel, sechs Rohrstühle, weiß, mit grün- und weißgestreiften seidenen Polstern. Eine Viertelstunde (eher mehr als weniger) hielt er uns auf; machte dann eine bedeutend lächelnde Miene, und wir waren nicht dumm. Nach Mendelssohn erkundigte er sich gar nicht, ungeachtet im Briefe mein Onkel als dessen Schwiegersohn genannt war. Ueberhaupt haben wir keinen litterarischen Punkt berührt; er fragte nicht einmal nach Moritzens neuesten Sachen; der Mann hat nicht unrecht, wenn ihm überdrüssig zu Muthe ist. Er begleitete uns bis aus dem Vorzimmer und war noch beim Abschiede sehr höflich. Die ganze Aufnahme war sehr höflich, ziemlich kalt und allgemein, aber doch viel wärmer, als ich sie erwartet hatte; sie war ganz so, wie ich sie erwartet hätte, wenn mir noch kein Mensch von Goethe erzählt hätte. (Ich sehe eben die doppelten „hätte“; ich bin von vielen Nachtwachen und von dem Amüsement, das jetzt mein Geschäft ist und sehr glücklich durchgesetzt wird, ganz wüst im Kopfe.)

Mit dem Theater muß es traurig aussehen; der Geschmack des Publikums für Operetten geht so weit, daß Lust- und Trauerspiele wenig besucht und gegeben werden. Das Orchester wird gerühmt; ein vorzüglicher Sänger ist der Benda, den wir in Berlin verabschiedet haben. Indessen wird er sich wohl auch aus Weimar bald entfernen müssen;

das Publikum will nicht recht Geschmack an ihm finden. Der erste Sänger, dessen Namen ich nicht weiß, hat mit seiner Frau, die Sängerin ist, wöchentlich sechzehn Thaler Gage. Das Theater ist sehr klein. Dittersdorf wird häufig gegeben. Wieland versäumt Operetten niemals, so oft er auch eine noch so schlechte gesehen haben mag; Goethe selten; beim Theater ist Goethe just das, was Engel in Berlin, und soll zu seiner Verbesserung schon viel beigetragen haben. Der Schauspieler Beck, den ich in Weimar bei seiner Durchreise sprach, macht mir von der Frankfurter Truppe recht gute Hoffnung, aber keine gute Erwartung.

Goethe hat jetzt keine juristischen Geschäfte mehr; als Amt hat er das Departement der Gnadenerzeigungen (kein erfundener, sondern der wirkliche Name) sich selbst gewählt. Den von ihm angelegten Park, den er noch immer weiter ausführt, und mit dem er, laut des Herzogs Vollmacht, auch in dessen Abwesenheit machen kann, was er will, müssen Sie sehen. Die angenehme Lage Weimars und die schönen Gegenden rings umher müssen Sie sehen. Die außerordentliche Gegend bei Naumburg und Weißenfels, wo acht bis zehn Meilen hinter Leipzig schon viele Wiesen grünen und wie mitten im Sommer sind, müssen Sie sehen. Ich kann keine Gegend beschreiben; ich kann überhaupt nichts Ganzes durch die theilweise Schilderung so darstellen, daß sich der Leser oder Zuhörer, wenn er ausgelesen oder gehört hat, einen Begriff von dem Eindrucke des Ganzen machen könnte. Wenn Sie aber diese Gegenden sähen, so würden Sie gewiß nach Italien reisen wollen; Sie dürfen nur bedenken, daß Goethe hier wohnt, und die schönere Natur dort aufsucht.

Goethe ist hier unter vielen Volksklassen (ich habe während des kurzen Aufenthalts viele Leute gesprochen) als sehr freundlich und gutmüthig bekannt, und hat die allgemeine Achtung und Liebe; die mittleren Stände nennen ihn den

Genius des Orts, diese Benennung läßt auf Kraftgeniemäßigkeit schließen; doch habe ich einige dem Anscheine nach nicht ungeschickte und von Pedanterie freie junge Leute gesprochen. Es dürfte freilich schwer halten, in Weimar ein Pedant zu bleiben. In Weimar möcht' ich wohl eine geraume Zeit hindurch — ein Fremder sein.

Die Vulpius (Goethens Geliebte) ist sechsundzwanzig bis siebenundzwanzig Jahre alt, nicht hübsch (ich selbst habe sie nicht gesehen), ihm zur linken Hand angetraut, kommt nie in sein Haus. Er besucht sie nicht täglich, indessen soll sie noch viel Einfluß auf ihn haben. Länger als zwei bis drei Stunden ist er nie bei ihr. Das Antrauen war die Folge des jungen Goethe, der jetzt im dritten Jahre sein soll. Er unterstützt die ganze Familie, schafft dem Bruder, der Schriftsteller ist, Verleger u. s. w.

Zur Cour kommt Goethe freilich; aber wenn der hohe Adel bei dem Herzog speist, kann er nicht zur Tafel gezogen werden. Diesen hohen Adel habe ich gestern bei der Herzogin in einem Saale speisen sehen, über welchen eine Galerie für die Zuschauer erbaut ist.

In den herzoglichen Park hat Goethe unter andern sehr viele ausländische Pflanzen hingesetzt, damit ihm das Studium der Botanik nicht allzu kostbar werde. Seine nähere Bekanntschaft erhält man sehr schwer; die Menschen, welche ich gesprochen, wissen alle keinen, mit dem er sehr genau umginge.

Ainsi soit-il! Ich bin sehr müde, und will Wieland auf ein andermal verschieben. Eher aber schreibe ich nicht wieder, als bis Sie mir in einem tant soit kleinen Briefchen angezeigt haben, in wie fern Sie aus meiner Beschreibung klug geworden? Wie viel Sie davon glauben? Ob ich so fortfahren soll? u. s. w. Ich wünschte wirklich sehr, daß Sie mir aufrichtig sagten, wie viel Sie mir glauben, und sich bemühten, mir einen Menschen zu nennen, mit welchem

Goethe nach Ihren jetzigen Ideen Aehnlichkeit haben müßte. Die beiden Aehnlichkeiten (mit Fleck und der B.) würden Ihnen lächerlich vorkommen, wenn Sie ihn sehen sollten.

Die Reise nach dem Rhein ist wirklich einem Jeden anzurathen, der nicht die höchste Moralität als den letzten Endzweck, sondern das Vergnügen für die Bestimmung des Menschen hält.

Der Ihrige

J. D. Veit.

Ich war während dieses ganzen Briefes so verwirrt und voll im Kopfe, daß Sie mir alles glauben können; ich hatte gerade so viel Kraft, als man zu einer Wahrheit braucht, die man aus Schwäche sagt.

Von Wieland weiß ich, wie von Goethe, Kleidung u. s. w. alles haarklein, und werde nichts vergessen. Die Postpferde kommen endlich.

Beck spricht von Fleck mit großer Hochachtung, und sagt, er wäre der beste Otto von Wittelsbach, den er jemals gesehen habe.

Von Wieland kann ich Ihnen auch noch etwas sagen. Wir waren mehr als eine halbe Stunde da: Revolution, Geschäfte, Merkur u. s. w. waren die Gegenstände des Gesprächs. Er hat uns versprochen, nichts mehr über Revolution zu schreiben; das Gespräch war ganz so, wie Sie es vermuthen; ich dachte mir's auch nicht anders. Gesichtsfarbe ganz schneeweiß, ingleichen die Lippen; hohe Stirn mit einer Platte, wenig Augenbraunen, kleine bläuliche, ein wenig entzündete, doch noch funkelnde Augen, der Mund hübsch geformt. Das Profil ist überhaupt recht interessant; en face kann man ihn höchstens für ein gleichgültiges Alltagsgesicht passiren lassen. Figur, mittlerer Höhe, auffallend mager. Kleidung, braungestreifter tuchener Rock mit durchbrochenen Stahlknöpfen, sammtene moderne Weste, graugestreifte man-

chesterne Beinkleider, Escarpins, keine üblen Schnallen, schrecklich weiß gepudert, die Locken hoch und gebrannt, Haarbeutel. Er war zur Komödie angezogen; völlige Hofrathsmiene und Aussehen; sprach viel von gelehrten Sachen, freute sich sehr, Mendelssohns Schwiegersohn gesehen zu haben, hatte schon von Mehreren zu seinem außerordentlichen Vergnügen gehört, daß Mendelssohn seine Sachen gut gefunden habe u. s. w. Er habe den Endzweck gehabt, beide Partheien bei diesen jetzigen Neuerungen durch sein Dazwischentreten im Merkur mit einander zu versöhnen; er wisse freilich, daß dergleichen Schriften im Grunde wenig nützen, indessen dienten sie doch dazu, dem verständigen Leser Vergnügen zu machen. Und so berührte er immerfort fast alle Seiten der Dinge, willigte in jedes Resultat, das einer von uns zog, und schränkte es bald darauf wieder ein.

Wenn Sie Herder aus seinen Schriften kennen, so darf ich Ihnen gar nichts sagen, und kennen Sie ihn nicht, so darf ich Ihnen gewiß nichts sagen. Noch hat kein Mensch meinen Vorurtheilen ein so großes Compliment gemacht, als Herder. — —

Veit.

2.

Göttingen, den 24. December 1793.

Ich räche mich, und schreibe bald. Wir haben vierzehn Tage Weihnachtsferien, und ich kann nun schreiben, so viel und so langsam ich nur will; an Zeit fehlt es mir nicht.

Es ist wahr, daß mein letzter Brief in Eil geschrieben war, aber es ist auch zu bedenken, daß ich ganze Seiten voll Ausrufungen, oder kahler „Ja, ja, Sie haben vollkommen Recht, das ist mir von mancher Seite neu, und von allen wahr; über jenes denke ich vollkommen eben so," u. s. w.

hinunterleiern müßte, wenn ich nicht Vieles in Ihren Briefen mit Stillschweigen überginge. Was ich mit Stillschweigen übergehe, das hat mir gewiß ganz eingeleuchtet; wann hätte ich vergessen, Sie zu fragen, wo mir eine Frage übrig war? und was ich in einem Gespräch, wie die unsrigen waren, wo eine Idee die hundertste jagte, und Gedanken und Worte nicht hastig genug rollen konnten, was ich da nicht unterlassen, das sollte ich in einem Briefwechsel unterlassen, wo ich nicht Anstrengung, nicht mühsames Folgen brauche, weil ich die Briefe vor mir habe? — Urtheilen Sie nicht also von Ihrem Knecht — Freilich, auch das ist wahr, ich lasse manches zurück, weil ich etwas Neues anfangen will, und wenn Sie einmal — wovor die Götter Sie bewahren mögen! — im Antworten nachlässig würden, so nehme ich alle Ihre Briefe vom ersten bis zum letzten wieder vor und beantworte sie alle noch einmal, und kein Brief soll einem vorhergegangenen ähnlich sehen.

Eigentlich hatte ich mir fest vorgenommen, Ihnen harte Vorwürfe zu machen; seit gestern, da ich Ihren ausführlichen Brief erhielt, bin ich so sehr zur Gelindigkeit geneigt, und so ganz versöhnt, daß ich mir selbst Vorwürfe machte, wenn ich Ihnen nicht erzählte, daß Sie allein alles wieder gut machen können, was Sie verderben. Ich würde Ihr langes Stillschweigen (vier Posttage waren es) gar nicht erwähnen, wenn ich nicht an die Zukunft dächte. Also bloß historisch: Sie haben mir die ersten recht unangenehmen Stunden und Tage in Göttingen gemacht; ich vermuthete Sie krank; endlich glaubte ich Sie hätten mir etwas — ich wußte selbst nicht was — so übel genommen, daß Sie mir, Gott weiß wann und wie, antworten würden. (Ich bin es mir schuldig, Ihnen das alles zu sagen.) Ihr letzter Brief hat mich ganz beschämt; es giebt bei Gott! kein Verhältniß in der Welt, unter welchem man prätendiren kann, solche Briefe zu erhalten (von denen verstehet sich's, die solche Briefe

schreiben können), aber noch weit weniger kann es ein Verhältniß geben, unter welchem man nicht die süße Pflicht hätte, sich für solche Briefe ausdrücklich zu bedanken, und, im Fall der Noth, vieles zu ertragen, für ein so großes Geschenk. Und wie kann ich mich anders bedanken — thun kann ich ja nichts für Sie, liebe Rahel — als wenn ich umständlich und mit aller mir möglichen Richtigkeit antworte! — Für die Zukunft folgt aus allen diesen Aeußerungen die Regel: daß ich, besonders bei Ihrer jetzigen blühenden Gesundheit (die Sie durch Diät wohl erhalten können; heftige Bewegungen, Tanzen u. s. w. halte ich Ihnen eher für zuträglich, als schädlich) und, bei manchen andern Wahrnehmungen, Sie nicht mehr für krank oder böse halte (das Letztere war ohnehin mehr entstanden, um mir das Erstere auszureden, und zum Theil aus großer Furcht, nicht vor Ihnen, nur vor Ihrem Bösesein selbst und den darin liegenden und daraus entspringenden Veränderungen), wenn Sie mich warten lassen, daß ich vorzüglich während dem Karnewal gar keine großen Ansprüche mache, daß Sie mir aber glauben, wenn ich den Briefwechsel mit Ihnen mir für so toll und rasend nothwendig halte, daß ich mich, um ihn zu unterhalten, über manche Regel des Schicklichen, über manche Vorschrift der ächten und wichtigen Art Delikatesse wegsetzen würde, daß es bei Gott! nicht von Ihnen abhängen soll, ihn zu unterbrechen; ich antworte Ihnen jedesmal mit der schrecklichsten Pünktlichkeit; von nun an und immer! Also noch Einmal: Sie geniren Sich nicht im mindesten, sonst kränken Sie mich wahrhaft, und verderben mir mein schönstes Vergnügen, und bedenken nur das Sprüchwort: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben." Nun wissen Sie, wie ich's meine und wir sind auf's Reine. — Eine Bemerkung habe ich bei dieser Gelegenheit gemacht, über den Eigennutz der Menschen. Wer eine Person, die ihn interessirt, krank, nur nicht gefährlich, oder, eigentlich böse

mit sich machen müßte; was würde der wählen? ich weiß es.

Nun fange ich erst an.

Während der Ferien hatte ich wohl ziemlich Zeit gehabt, für Sie zu übersetzen; jetzt habe ich das Buch nicht mehr bei der Hand, und weiß nicht ob Sie es lesen.

Für die Karakterschilderung des Herrn von B. danke ich Ihnen recht sehr; es wird mir jetzt manches begreiflicher, ich war oft neugierig auf sein Wesen, und doch selten begierig mir die Mühe der nähern Bekanntschaft mit seinem Geiste und seiner Denkungsart zu geben; Sie wissen, wie sehr mir das Mühe macht; auf die Talente der Menschen lerne ich mich leicht verstehen, aber bis ich komplizirte Eigenschaften kennen lerne, und mir Handlungen richtig zu erklären weiß, das dauert impertinent lange. Hierin können Sie mir ungemein nützlich sein, so wie Sie mir es auch schon waren. Ich weiß, es ennuyirt Sie nicht, Ihre Urtheile über Menschen hinzuschreiben, denn so geordnet sie auch in Ihnen liegen mögen, so müssen Sie sich doch freuen, wenn Sie auf dem Papier die überzeugende Probe Ihrer richtigen Vorstellungen stehen sehen. Auch liebe ich Ihre Art, dergleichen Dinge hinzuwerfen, am meisten ist es eigentlich gar keine Art, es sind Resultate mit den Gründen durcheinander geworfen, und das ist mir eben recht. — Aber warum machen Sie nicht größere Prätenzionen? warum sagen Sie nicht dem oder jenem, wenn ihm auch von selbst nicht einfällt, Ihnen nach seinen Kräften zu dienen: „Thun Sie mir das, verschaffen Sie mir jenes, ich muß es haben." Sind Sie dazu zu wenig Frauenzimmer, oder zu sehr Frauenzimmer? oder zu ganz — ein edler Mensch? Oder verstünden Sie die Kunst nicht, sich alle Sachen zu Nutze zu machen, und viele, viele Menschen als Sachen anzusehen? das wäre neu. (Eben läßt sich jemand in meiner Stube frisiren, und ich schreibe meinen Brief; aber der Tisch woran

ich sitze, ist ein Sekretair, ist kein getäfelter Tisch, es herrscht keine künstliche Unordnung von Büchern darauf, ich schreie nicht Gewalt, wenn mir jemand ein Buch von der Stelle nimmt, und habe das Dintfaß in keiner Schublade stehen. Apropos, wer macht die Kouverte zu Ihren Briefen? Sie sehen manchmal lustig aus. Wohl Sie selbst? Arme Rahel!)

Ueber die Lessinge denken wir so ganz einstimmig, daß ich nicht das Mindeste hinzuzusetzen weiß. Wegen Mendelssohn erwähne ich nur noch: daß die Fabel „die seltenen Menschen" aus dem Lichtwehr ist, die Anwendung auf Lessing's Liebe zum Spiel gehört ihm. Allerdings hat Mendelssohn orientalische Tournüre, nur vergessen Sie nicht, daß er diese Tournüre aus guten Gründen beibehalten, vielleicht affektirt hat. Er wollte zeigen, daß ein Jude mit dem Geist seiner Väter, und ganz nach dem Muster des Orients gebildet, die höchste Freiheit erreichen kann; er wollte durch sein Beispiel zeigen, was der Jude als Christ und Jude leistet; er hat sich immer bemühet, zwischen beiden Partheien durchzuschwimmen, und manchmal steht freilich auch dem geübtesten Schwimmer die Arbeit der Hände nicht an, und der Angstschweiß auf der Stirn. Wie viel Lob und Tadel in diesem Urtheil liegt, darf ich Ihnen nicht erst noch auseinandersetzen.

Eine meinem Sinne sehr anpassende Bemerkung in Ihrem Briefe will ich deutlicher zu machen suchen. Ein großer Mann, dünkt mich, kann über die Vorurtheile seines Zeitalters hinaus, aber nicht über die Manier des Zeitalters (Art sich die Sachen deutlich zu machen). Diese Vorurtheile, und das Kämpfen dagegen haben ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigt, und wir finden nun ekelhafte Weitläufigkeit, wo seine Zeitgenossen über gedrängte Kürze klagten. Von dieser Art sind alle große Männer, welche der Zeit vorhergehen; Luther, Lessing. Ein großer

Mann, der am Ende eines Jahrhunderts stehet, sammelt alles, was er vorfindet, hat einen Schatz von Ideen, den er vor seinem Publikum nicht einzeln auskramen darf, muß mit wenig Worten viel Ideen vereinigen und veranlassen. Dieser Vorrath von Gedanken erzeugt nothwendig Betrachtungen, die sich über das Allgemeine verbreiten, nachdem sie sich über jede besondre Art erstreckt haben, und bilden in dem Manne eine Uebersicht des Ganzen, die, mit seiner eignen Vorstellungsart verknüpft, zur höchsten Originalität wird, in der gleichwohl ein jeder von den vorurtheils- und gedankenlosen, ruhigen, schlaffen und seichten Zeitgenossen sein eignes Selbst wiederfindet. Ein solcher Mann kennt alle Menschenklassen, vermag was er will, denkt die vereinigten Gedanken aller Vernünftigen vor ihm, und, weil diese Gedanken ihm allein zur Fertigkeit haben werden können, so empfindet er vorzüglich eigenthümlich, und erfindet eine neue Manier (im obigen Sinn), vollendet Manchen, und bereitet Viele vor; Goethe.

Ueber ihr Alter können wenige hinaus; der nämliche Wundermensch zu achtzehn Jahren erstaunt zu vierundzwanzig über die Thorheiten seiner Jugend, die das können, bleiben auf einer andern Seite darunter; von seinem Alter darf ein Mensch sich nicht entfernen, er verliert zu viel dabei. O was ist man alles, wenn man in jedem Alter das alles ist, was man in diesem Alter sein kann!

Von seinem Geschlecht muß man sich durch reines Denken auf eine Weile trennen können, um dann wieder in der gänzlichen Hingebung alle, alle Vortheile seines Geschlechts durch die größere Kühnheit doppelt stark empfinden, und mit sich verweben zu können.

(Ich finde daß diese Stelle sehr poetisch klingt, und nichts zu sagen scheint. Eigentlich meine ich damit, daß ein jedes Geschlecht, um das andre kennen zu lernen, sich

von dem seinigen auf eine Weile trennen muß. Dieses Kennenlernen des andern bringt dann erst das über sein Geschlecht hinaus urtheilen hervor, und alle die großen Vortheile u. s. w.)

Der Stand macht schüchtern oder frei in den Bewegungen des Körpers und der Seele. Der Umgang mit allen Ständen erzeugt einen neuen Stand, in den ich mich gern einmal registriren ließe.

Aber wie will ein Mensch von seinem Temperament weg? — Wo man schnell handelt, wonach handelt man denn da? Wovon hängt es ab, ob ich die Dinge so oder so nehme, mehr fürchte oder mehr hoffe? u. s. w. Warum hat Egmont sterben, Oranien sich retten müssen? Sie wissen, wie ungern ich dergleichen Dinge gestehe. Lachen Sie mich nicht aus! — Bin ich nicht aufrichtig?

Was sagen Sie dazu? Ich habe mir mit zweien in meinem Hause wohnenden Studenten zusammen Goethe's Werke gekauft, und finde sie recht hübsch. (Das ist die wahre Malice.) Ach, auf Wieland wird doch Ihr Bruder Markus pränumerirt haben, oder in aller Eil es noch thun? alle seine Werke binnen sechs Jahren, für sechzehn Thaler, ist sehr wohlfeil; alle Abhandlungen, die er jemals geschrieben hat, und neue Sachen dazu, alles verbessert! Je vous en prie, reden Sie zu, oder pränumeriren selbst. Man bezahlt halbjährlich zwei Thaler und bekommt Ostern die ersten fünf Bände. Sie können auch die große Ausgabe mit Kupfern für dreihundert Thaler haben; comme il vous plaira, ich habe pränumerirt; denken Sie, hier in Göttingen haben nur zwanzig Menschen pränumerirt.

Daß Sie sich jetzt so sehr amüsiren, ist mir überaus lieb; Sie müssen alles sehen; fange ich doch an. Es ist möglich, daß wir zu gleicher Zeit in der Oper und Redoute sind; ich reise vielleicht künftige Woche nach Kassel (wenn ich zurückkomme, kann ich noch nicht einmal Antwort auf die-

sen Brief haben). Daß ich die Marchetti nie gesehen habe, thut mir doch leid. — —

Ihr Mißtrauen gegen sich selbst, und Ihre Begierde, viel zu lernen fließen, glaube ich, beide aus Einer Quelle. Es fehlt Ihnen zu sehr an Menschen, die Ihnen genügen; Ihre Gedanken finden keine Bestätigung, keine Modifikationen durch die Gedanken Anderer. Ihren Urtheilen setzt man meistens Geschwätz, und, wo es hoch kommt, flüchtige Bemerkungen entgegen. Das muß freilich auf die Gedanken bringen, Liebe, daß Ihren Ideen wenig Reelles in vielen Fällen zum Grunde liegt, daß sie meist durch Ihre eigenthümliche, für keinen Andern gültige Vorstellungsart gelten, und so suchen Sie dann zugleich in der Ausbreitung Ihres Wissens, worin Sie mehr sympathisirende Menschen finden werden, den Trost, welchen Sie in der Stärke des Denkens vergebens suchen. Das ist ein großes Unglück! ein Unglück woran ich gleichfalls darniederliege. Ich kenne hier keinen Menschen von großem Werth für mich; ich bin dahin gebracht, die Menschen durch Narrenspossen und Witz zum Lachen zu bewegen, und dann lache ich mit. Zum Theil meine ich diese Narrenspossen recht ernst, d. h. ich begehe sie aus wirklicher Lustigkeit, denn ich bin beständig so munter und ausgelassen, daß alle Menschen, die mich kennen, behaupten, ich könne durchaus nicht verdrießlich sein; gesund bin ich eben nicht übertrieben; meine schwache Brust macht mir viel zu schaffen. Ich mache mir aber nichts daraus, sur mon honneur! — Dieser Mangel an Menschen hat weiter keinen schädlichen Einfluß auf mich, als daß er mich zurückhaltender macht, denn ich muß immer fürchten, wenn ich über eine Sache ernsthaft rede, in meine Meinung verliebt zu werden, da man mir so wenig Gründe, sogar keine, entgegensetzt, und doch prätendire ich viel; ich weiß nicht, woher das kommt, aber je älter ich werde, jemehr prätendire ich von den Menschen. — Darum bin ich eigent-

lich so erpicht auf unsre Korrespondenz, und bitte Sie in jedem Briefe das Heil meiner Seele bedenken zu wollen. Ich lasse es gewiß von meiner Seite an nichts fehlen, weder an Aufrichtigkeit, noch — wenn es einmal darauf ankommen sollte — an Mühe, um Ihnen meine Briefe, so viel mir nur möglich ist, angenehm zu machen. Sie wissen nicht, was es heißt, wenn man auch noch so munter ist, und manches entbehren, und anderes immer bei sich haben, gelernt hat: in Göttingen sein!

Ich bin zu einem Beweise der größtmöglichen Aufrichtigkeit von Ihnen selbst aufgefordert, und unter Drohungen und Bitten aufgefordert. Die Drohungen waren überflüssig, ich weiß es, Gott sei Dank, von selbst, daß Sie, Gott sei Dank! Verstellung von Aufrichtigkeit unterscheiden können, und halbwahre Geständnisse von nichts-verschweigender Offenherzigkeit, aber die Bitten waren höchst nöthig, sonst hätte ich mich kaum bewegen lassen, die Sache ernsthaft zu nehmen, und mir selbst so viel edles Wesen zuzutrauen, als ich nun in mir entdecke, da ich überzeugt sein kann, daß ich Ihnen in so viel Jahren nichts gesagt oder zu verstehen gegeben habe, was Ihnen hundert Andre gewiß auf das Haarkleinste gesagt oder zu verstehen gegeben haben, die nicht durch den tausendsten Theil der Gründe, der Empfindungen, dazu berechtigt waren. Aber „Gott lohnt Gutes hier gethan, auch hier noch." Jetzt werden Sie mir glauben, was Sie nicht leicht einem Menschen glauben würden, und so ist jede edle That zu meinem großen Glück — was sagen Sie zu dieser Vielseitigkeit, ich nenne das — Glück? — eine eigennützige That. Nein, liebe Rahel, ich zähle Sie nicht zu den Bing's. Mich dünkt, ich habe mich Ihnen über Bing ganz deutlich gemacht, und nun begreife ich Ihre Frage nicht. Habe ich durch Bing's Vermittlung, durch seine eigne vorsätzliche Handlung etwas gelernt? Durch und an ihm wohl, aber von ihm nichts. Doch

von dieser Seite darf ich die Frage nicht erst beantworten. So viel sage ich Ihnen im Kurzen, und Ihnen mehr zu sagen wäre sogar in einem Briefe unanständig: ich kenne keinen Menschen, der mich sehr und dauerhaft kränken würde (diesen Ausdruck brauche ich nur bei höchst feierlichen Gelegenheiten), wenn er sein Verhältniß mit mir änderte. Dem Himmel sei Dank! ich bin allenfalls ein Mensch für mich; aber wenn Ihnen das einmal einfallen sollte — nur ein Einfall könnte Sie dazu bewegen; — so wäre das ein Umstand, woran ich nach meinem alten Grundsatz jetzt nicht denke, weil ich mich nicht darauf gefaßt machen kann. (Ich habe Ihnen etwas von der Art schreiben müssen, weil Merkmale in solchen Fällen bessere Antworten abgeben, als Beschreibungen.) Ferner wäre ich im Stande, Ihnen alle meine Fehler und Schwächen und Lächerlichkeiten gerade heraus zu sagen, und in allen Fällen zu gestehen. Sollten Sie glauben, daß mir das überhaupt nicht viel Mühe kostet, — ein Glaube, wozu Sie Veranlassung haben, wie ich weiß, — so irren Sie, auf Ehre! Für höchst unpartheiisch habe ich Sie immer erkannt; nur glaubte ich manchmal, daß Sie auf einige Eigenschaften, die Ihnen gerade viel Vergnügen machen, einen allzu hohen Werth legen; daß Sie nicht immer erkennen, wie sehr das an einem Andern Verdienst ist, wenn er gewisse Eigenschaften sich eigen gemacht hat, die Ihnen natürlich sind! Erst durch und bei Gelegenheit der Goethe'schen Werke habe ich viel Seiten an Ihnen kennen gelernt. Für fähig, das Vertrauen einer großen Menge Menschen zu theilen, ohne sich und die Andern zu konfundiren, habe ich Sie immer gehaltn; ich bin von jeher, vielleicht nur darum, weil Andern das Gegentheil richtig schien, überzeugt gewesen, daß es Se unglücklich macht, keinen zu finden, dem Sie sich gan hin, und mit Nutzen, und ohne weitläufiges Gerede, vertrauen könnten; ich bin aber auch überzeugt gewesen, daß Sie nach

vieler Menschen Vertrauen streben, bloß um der Menschenkenntniß willen, um zu ergründen, und da haben Sie ganz Recht; nur mich schienen Sie immer ganz durchzusehen, nichts an mir räthselhaft, gar kein Zutrauen zu mir zu haben, und das hat mir oft wehe gethan, und es hat mich förmlichst gerührt, wenn Sie mir mitunter etwas Liebreiches sagten. Erst in den spätesten Zeiten, vorzüglich seit Goethe, war ich der Meinung, daß Sie mich für gut halten, mir recht gut sind, und Gedanken, eigene, nicht nachgebildete, zutrauen. Jetzt erhebt sich meine Idee über Ihre Gesinnungen gegen mich, mit jedem Brief, den Sie mir schreiben, zu einem wunderbaren Grade, und da ich immer vollkommner werde, Sie sich immer unerreichbarer machen, so soll mir dieses Streben eine reine Quelle der nächsten Vergnügungen, und ein immer reger Antrieb zur tüchtigsten Energie werden und bleiben. Liebe, beste Rahel, ich habe mich wirklich ganz erschöpft; ich wollte wenig sagen, und glaube Alles gesagt zu haben. Wenn Sie diese Aeußerungen nicht für höchst wahrhaft, für unumschränkt aufrichtig halten, für so trocken und zugleich so warm, als ich, bei Gott! in der wirklichen Welt noch niemals einen Menschen gegen den andern sich habe ausdrücken sehen, — so will ich gern auf alles resigniren, was mir in diesem Leben noch Gutes mag beschieden sein, denn der Muth fehlt mir darnach zu jagen, die Lust es zu ergreifen, wenn es vor mir läge. — Auf diesen Theil meines Briefes muß ich durchaus Antwort haben, das versichere ich Ihnen, und das recht ordentlich. Sie werden schon wissen, wie Sie das anfangen sollen. Seit meiner Beschreibung von Weimar pflegen Sie mir ja zu glauben. Also —

Aus Ihren Bemerkungen über das Walzen schließe ich positiv, daß Sie in den Menschen nicht verliebt waren, mit welchem Sie walzten. Das haben Sie vergessen, daß ein Mensch, der fertig walzt, und nicht schwindlicht ist, in

diesem Augenblick nur an die Person denkt und denken kann, die er hält, daß die große Nähe, die beständig auf einander gerichteten Augen, und das Vergessen aller andern Gegenstände, verbunden mit der dem Körper angenehmen Bewegung des Tanzes, alle die Gefühle erregt, von welchen Werther spricht. Räumen Sie mir also nur ein, daß ein Liebhaber unaussprechliches Vergnügen empfindet, wenn er mit seiner Geliebten walzt, und Sie haben Alles eingeräumt; denn kein Liebhaber denkt im Ernst „Mein Mädchen gefällt mir, und ich finde es sehr natürlich, wenn sie keinem andern gefällt,“ das ist eine Art Liebhaberei, von welcher im Werther besonders nicht die Rede sein kann, sonst müßte er doch manchmal auf die Idee kommen, seine Liebe könne mit der Zeit schwächer werden, oder gar verschwinden. Ein jeder, der es recht ernst meint, hält seine Liebe für allgemeingültig, und aus seinem eigenthümlichen Geschmack erklärt er sich den hohen Grad seiner Liebe, und vielleicht am häufigsten aus den von der Geliebten erhaltenen Begünstigungen. So wenig ein solcher Mensch eifersüchtig ist, so wird er doch dergleichen hohe Freuden nie mit einem Andern theilen, ihm wird viel entzogen, sobald seine Geliebte auch in dem Walzen mit einem Andern Lust findet, und das möchte sie vielleicht, weil der Andre nur eine solche Gelegenheit braucht, um bei richtigem Gefühl selbst verliebt zu werden. Ist das nicht wahr? —

Für die Schilderung Ihres Bedienten und des Hauses danke ich Ihnen sehr. Sie war charmant, und hat mich täuschend auf die Jägerbrücke versetzt. Grüßen Sie doch Röschen recht sehr, die ist wohl sehr fleißig?

Schreiben Sie mir ja, ob Sie sich bewußt sind, in dem ganzen Brief nichts gemißdeutet zu haben, so sehr dies unwahrscheinlich ist, so muß ich es doch rügen, weil es mir dasmal gar zu wichtig ist.

Wenn ich die Zauberflöte in Kassel sehe, so freuen Sie sich nur. Sie haben vielleicht noch kein wichtiges Urtheil darüber gehört. Adieu! viel Plaisir!

Veit.

Den 25. December.

„Der Brief wird Dir recht sein, er ist ganz historisch."
Werther.

Was sagen Sie zu meiner Korrespondenz mit der Veit? Dieses heilige Feuer haben Sie angefacht und unterhalten, Vestalin. Ich habe der Veit meine Adresse geschickt, und werde Sie künftig nicht mit Einlagen inkommodiren.

Schreiben Sie mir wenn Sie auf Redoute waren, und immer so hübsch fort, das lasse ich mir gefallen.

Hier hat sich eine Merkwürdigkeit ereignet. Nöldeke hat vier Gedichte in vier verschiednen Sprachen drucken lassen, die alle lächerlich elend sind. Mich hat er als seinen alten Freund umarmt. Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen eine Anekdote schreiben, die für Bing aufbehalten war. Nöldeke zeigte sein lateinisches Gedicht dem hiesigen Hofrath Richter, der ein vortrefflicher Kerl ist, ein Mann, der Sie enchantiren würde, von Klugheit, Welt und — Allem. Richter klopft ihm auf die Schultern mit den Worten: Na, Sie heben noch die Ehre der Fakultät.

Nöld. Wie gefällt Ihnen mein Gedicht, Herr Hofrath?

Richter. Ich bin kein Dichter, lieber Herr Nöldeke.

N. Aber der Herr Hofrath sind doch — verstehen doch — und ohne Zweifel —

Richter. Ach nein; ich bin bloß — Richter.

3.

Jena, den 20. Oktober 1794.

Ich weiß nicht, ob ich schon Antwort von Ihnen haben könnte; soviel weiß ich, daß ich noch keine habe, und sehr ungehalten, noch mehr verdrüßlich darüber bin.

Wenn Sie mir jemals gefehlt haben, liebe Rahel, so war es gestern, nachdem ich Goethe dreiviertel Stunden hindurch ununterbrochen gesprochen hatte, und noch mehr den Abend nach der Komödie in Weimar. Gott weiß es, wie sehr ich jetzt ungeduldig bin, und wie sehr Sie sich selbst schaden, daß Sie die Antwort auf meinen Brief aus Leipzig unnöthiger Weise verschieben. Ich will mich ordentlich dazu zwingen, Ihnen so viel möglich ausführlich zu schreiben.

Goethe hat mich erstaunlich freundlich aufgenommen, hat sich angelegentlich nach Maimon erkundigt, und über sehr viele Dinge mit mir gesprochen. Es ist wahr, daß er älter geworden, aber nicht zu seinem Nachtheil, wie Reichardt gesagt haben soll; er ist etwas magerer, und bleich im Gesicht; die Nase sieht länger aus; und die ihm gewöhnliche steife Stellung wird um so auffallender; nichtsdestoweniger ist er außerordentlich freundlicher Gesichter und der heitersten Laune fähig. Er hat viel über Maimon mit mir gesprochen; über Dichtkunst, Philosophie, Genie und andere Materien mehr. — Doch ehe ich etwas Besonderes erzähle, muß ich Ihnen die Ursache der Unruhe mittheilen, die Sie in diesem ganzen Briefe gewiß wahrnehmen werden, und Sie bitten, mir Ihre Meinung aufrichtig zu offenbaren. Hier ist die traurige Geschichte.

Beim Weggehen sagte mir Goethe: „Besuchen Sie mich, wenn Sie wieder nach Weimar kommen; komme ich

nach Jena — und ich denke bald —, so will ich schon nach Ihnen fragen. Wenden Sie sich immer an mich, sobald Sie etwas suchen; den Hofrath Gruner will ich bitten, daß er Ihnen Bücher leiht," u. s. w. Ich erwiederte ihm dankend, und daß ich wirklich Anstand genommen, zu ihm zu gehn, weil ich wisse, wie sehr er von Fremden belästigt werde. Das nahm er wohl auf, und ich ging.

Den Abend wurde in Weimar der Diener zweier Herren zu meiner Verwunderung recht hübsch gespielt; besonders gefiel mir das Ensemble des Spiels und die sichtliche Einigkeit der Schauspieler unter einander. Goethe war auch im Theater, und zwar wie immer, auf dem Platz des Adels. Mitten im Spiel gehet er von diesem Platze weg — was er sehr selten thun soll —, setzt sich, so lange er mich nicht anreden konnte, hinter mir (wie mir meine Nachbarinnen erzählt haben), und so wie der Akt zu Ende ist, kommt er vor, macht ein äußerst verbindliches Compliment, und fängt in einem recht vertraulichen Tone an: „Das ist ein recht vergnüglich Stückchen; o! es ist schon sehr alt, und von Goldoni; der Schröder hat's in's Kurze gezogen für die Hamburger Bühne, und alle Theaterschwänke sind recht gut darin benutzt."

Ich. Ja wohl, und ich habe noch keine Unanständigkeit gehört.

G. Kommt auch keine.

Hierauf schweigt er einen Augenblick; in dem vergesse ich, daß er Theaterdirektor ist, und sage: „Sie spielen es auch recht hübsch." Er sieht noch immer gerad aus, und so sage ich in der Dummheit, — aber wirklich in einer Empfindung, die ich mir noch nicht zu zergliedern weiß — noch einmal: „Sie spielen recht hübsch." In dem Augenblick macht er mir ein Compliment, das aber wirklich wie das erste so verbindlich war, und fort ist er!

Habe ich ihn beleidigt, oder nicht? Hat so etwas viel zu sagen? Unbescheiden war es in jedem Fall; Vorwürfe machen Sie mir nur nicht mehr; denn Sie können gar nicht glauben, wie ich noch immer geängstigt bin, ungeachtet ich schon von Humboldt, der ihn jetzt genau kennt, die Versicherung habe, daß er oft so schnell weggeht, und Humboldt es schon auf sich genommen hat, noch einmal mit ihm von mir zu sprechen.

Die Menschen in Weimar sagen alle, ich müsse Eindruck auf ihn gemacht haben; so etwas that er nur seinen Lieblingen; Humboldt schreibt es einer ungewöhnlichen Laune und seiner Liebe für Maimon zu. Denken Sie nun — erst das Vergnügen, und nun die Angst. Aber Sie müssen mir die Wahrheit schreiben, liebe Rahel! Wenn wir uns sehen, erzähle ich Ihnen von diesem Auftritt noch so viel; auch schreiben will ich Ihnen noch davon, denn ich vergesse kein Wort; aber heute nicht; denn dieser Brief muß fort, und ich muß bald Antwort haben. Leben Sie recht wohl, und entscheiden Sie, ob ich mehr zu beneiden oder zu bedauern bin. Adieu.

Veit.

Morgen esse ich bei Humboldt. Ich kenne sie noch gar nicht. — Antwort, Antwort! Sie handeln schlecht, wenn Sie nicht schreiben! —

Den 21. Oktober.

Ich war gestern im Irrthum, und das zu meiner großen Freude; die Post geht erst morgen ab, und so kann ich Ihnen melden, daß ein großer Theil meiner Unruhe verschwunden ist. — Eben heute kommt ein unbefangener, sehr glaubhafter Mensch aus Weimar zu mir, der mir Folgendes gesprächsweise erzählt: „Der Rath Hufeland (ein hiesiger sehr angesehener Lehrer der Medizin) war gestern bei uns; es wurde ihm Ihr Namen genannt, und der Rath

antwortete: O ich freue mich recht sehr auf den Menschen, der Geheimerath Goethe hat mir viel von ihm erzählt. Nun mag das vor oder nach der Comödie gewesen sein, gleichviel! Wenn Goethe so viel thut, wird ihn ein falsches Wort, das er gewiß richtig genommen hat, in seiner Meinung nicht ändern. Freuen Sie sich nicht? Ich — außerordentlich.

Bei Humboldt genieße ich alle mögliche Freundschaft und gute Aufnahme; auch die Frau lacht unaffektirt, und gefällt mir ungemein, ihre Augen sind von einer seltenen Schönheit. — Doch Sie kennen sie ja.

Heute fragte mich Humboldt nach Ihnen. Ich. Es ist die Einzige, mit der ich in einer suivirten Korrespondenz stehe. H. Es ist auch die Einzige, mit der ich in Berlin gerne umgegangen bin; ich wüßte sonst niemand; sie ist erstaunend gescheidt und witzig. Grüßen Sie sie doch ja meinetwegen, und sagen Sie ihr, daß ich wirklich recht oft an sie denke; hören Sie? vergessen Sie nicht! — Alles wörtlich.

Nun meine angenehmen Vorfälle mit Goethe.

Ich war Vormittags hingegangen, vorsätzlich zu einer Zeit, wo er immer zu Hause ist und sich niemals sprechen läßt, und hatte den Brief dem Bedienten mit dem Bedeuten gegeben, daß ich Nachmittags um 3 Uhr wiederkommen würde, um zu fragen, ob mir der Herr Geheimerath die Ehre erzeigen wollte, mich zu sprechen. Das war, dünkt mich, eine ausgerechnete Höflichkeit. Um 3 Uhr kam ich, und der Bediente führte mich in das Besuchzimmer.

Goethe (aus einer andern Stube tretend). Sie haben mir einen Brief von Herrn Maimon gebracht? Ich. Zu Befehl.

G. Heißen —? Ich. Veit.

G. Ich freue mich recht sehr.

Ich. Ich hatte schon vor anderthalb Jahren die Ehre Sie zu sehen, durch eine Empfehlung des verstorbenen Hofraths Moritz.

G. Ach ja! Auch ist mir Ihr Gesicht recht bekannt. Nun wie geht es denn Herrn Maimon?

Ich sagte ihm hierauf sein jetziges Verhältniß, und daß er nebenher von dem geringen Ertrag seiner Schriften lebt.

G. Ei, ei! und er schreibt so starke Sachen, und so hübsch.

Ich. Ja, und hat das schwerste Fach.

G. Ganz gewiß, das schwerste von allen; man kennt ihn gar nicht so recht; das Publikum ist gar klein; ich wollte, er käme her.

Ich. Haben Sie seine neue Theorie gesehen, Herr Geheimerath?

G. O wohl; er hat mir auch seinen Plan zur Erfindungslehre geschickt; das muß er ausführen.

Ich. Er wünscht, sich mit mehr Gelehrten verbinden zu können.

G. Hm, warum? Sehen Sie, in wissenschaftlichen Sachen ist so etwas gar nicht nöthig; so wie ich da eine Idee habe, kann und muß ich sie jedem sagen; wie einer das Schema sieht, weiß er schon, was er erwarten kann; im ästhetischen ist es umgekehrt; wenn ich ein Gedicht machen will, muß ich es erst zeigen, wenn es fertig ist, sonst verrückt man mich, und so bei allem, was Kunst ist.

Hierauf sprach er mit mir von Jena eine lange Zeit. Dinge, die zu weitläufig würden. Dann sagte ich ihm, daß Maimon den Plan hätte, ein neues Wörterbuch der schönen Künste herauszugeben, und spielte von ferne auf ihn als Mitarbeiter an.

G. Ja sehen Sie, Moritz wollte das auch, und der war lebhaft; dem habe ich schon gesagt, daß es noch zu früh ist; erst müssen die Philosophen die Prinzipien in

Ordnung gebracht haben, und wie jetzt die Gährung ist, das wissen Sie. Man könnte da viel schreiben, und manches aufwärmen, das will man nicht; und in sechs oder acht Jahren wäre das Neue wieder verworfen; das ist doch auch nichts. Moritz kehrte sich nicht daran, und seinen Beistand kann man keinem hübschen Unternehmen versagen; aber ein Lexikon, das ist zum Nachschlagen, für Leute, die keine weitläufige Sachen lesen, und ist kein Buch für Erfindungen. Soll es Theorie der Künste sein? Künste müssen ausgeübt werden, es sei nun Poesie, Mahlerei, oder was sonst. Der die Regeln giebt, der muß sehr langsam sein, und der Künstler kann wieder nicht warten, und muß sich an etwas halten; dazu ist nun freilich das Genie. Das Genie kommt mir immer vor, wie eine Rechenmaschine; die wird gedreht, und das Resultat ist richtig; sie weiß nicht warum? oder wie so?

Ich sprach immer viel dazwischen, und kam ihm oft zu Hülfe; denn er kann sich gemeinhin auf viele Wörter nicht besinnen, und macht beständig Gesichter.

Bisher, sagte er unter andern, hat man sich in der Theorie häufig auf empirische Regeln, auf Erfahrungssätze eingelassen, und immer in den Künsten gesprochen, wie die Sachen erscheinen müssen, nicht wie sie sein müssen und wie man sie machen soll. Ja, hören Sie, das kommt mir vor, als wenn einer in's Theater geht, und das Stück gefällt ihm. Nun denkt er, wie natürlich ein Jeder: Du möchtest wohl auch ein schön Stück schreiben; und schreibt nach dem Effekt. Ja, lieber Gott, der bringt nichts heraus; man muß wissen, wie viel unangenehme Theile dazu gehören, bis ein Ganzes angenehmen Effekt macht. Kurz, so wie die Leute reden und schreiben, das heißt meistentheils ein Stück als Zuschauer schreiben; hinter die Bühne muß man, und muß die Maschinen und die Leitern kennen.

Ist das nicht rührend?

Es kommt mir jetzt vor, als kenne ich alle großen Männer aller vergangenen Zeiten. —

Ein göttliches Kind hat Goethe. Kohlschwarze Augen, sprechende Physiognomie, und wahres Goldhaar, das gar keine Lust zum Dunkelwerden hat. —

Gestern und heute habe ich den Woldemar von Jacobi gelesen. Lesen Sie das Buch. Ich habe nirgends die tiefen Verlegenheiten feiner Menschen wahrer und schöner schildern sehn. Dabei enthält es eine Menge vortrefflicher Stellen aus den Alten übersetzt, und sehr viel eigene, originelle und wunderschöne Sentenzen. Ferner lesen Sie in der Litteraturzeitung Schillers Rezension des Matthisson. Es wäre viel darüber zu singen und zu sagen; doch liest man in diesen verderbten Zeiten selten eine so schöne Rezension. Ferner die Rezension eines Gartenkalenders, ebenfalls von Schiller, einfacher als die erste. Sie finden Ihre eigene Gedanken über englische und französische Gärten darin. —

Veit.

4.

Jena, den 23. October 1794.

Eben erhalte ich Ihren Brief, und wenn ich die Antwort länger aufschöbe, so könnte es mir leicht einfallen, Ihre Meinung über Goethe vorher zu hören, und das will ich nicht. Ueberdem sind noch Ferien; zu mir kommt gar kein Mensch, und ich kann mich nicht besser vom Arbeiten erholen, und zum Arbeiten vorbereiten, als wenn ich Ihnen schreibe. Bald sehen wir uns in Leipzig; denn dieser Winter wird schnell vorübergehen; ich werde fleißig sein.

Liebe Rahel, man hat nicht Unrecht, wenn man mich, wie Sie sagen: „für einen Menschen nimmt, auf den man nicht rechnen kann, der's treibt, der nach Einfällen sich herumtreibt", u. s. w., aber daß Sie mich bisher dafür genommen haben, das hat mir viel unglückliche Stunden gemacht, und hat mich in diesem Treiben und unruhigen Suchen nur mehr bestärken müssen; es hat mir zugleich gezeigt, wie selten ich mich richtig betrage, wie sehr es mir an glücklicher Tournüre fehlt, wie wenig ich mich ausgeben kann, da ich mich bei der Einzigen, bei der mir daran lag, nicht einmal für das ausgeben konnte, was ich wirklich bin. — Oder muß man sich vielleicht vollkommen kennen, gehört ein ungewöhnlicher Muth dazu und die Kunst der höchsten Simplizität, wenn man sich ganz offen und wahr einem Menschen soll darstellen können? — Vielleicht habe ich Recht; ich glaube es wenigstens. — — (Jetzt habe ich eine große Weile hindurch vor lauter Gedanken kein Wort schreiben können, und wo ich nun anfange, war es immer in der Mitte —) Liebe, beste Rahel! Man kann nicht veränderlicher sein, als ich bin, und man kann nicht ein innigeres Gefühl der Treue besitzen, als ich in mir nähre von Jugend auf; die Veränderlichkeit findet tausend Gegenstände; die Treue sucht Einen; in welcher Lage war ich? Nehmen Sie dazu eine große Eitelkeit, ein beständiges Arbeiten an sich selbst; eine natürliche und durch den Verstand genährte Neigung überall eigene Seiten zu finden, und mit höchster Unpartheilichkeit mir selbst — oft leider! auch Andern — kein komisches Verhältniß zu verschweigen, so heilig auch die Menschen oft das Komische achten! Wäre es mir nicht so gut ausgegangen, ich hätte mich für einen ganzen Narren halten müssen. Sehen Sie, Liebe, eine Person, die mich befriedigen soll, muß eine erstaunliche Menge schöner Seiten haben, damit meiner Veränderlichkeit ihr menschliches Recht nicht genommen werde,

und — wenn Sie es gnädigst erlauben — so übe ich an Ihnen — auch die Treue. Ich kann, auf Ehre! nicht dafür; aber wissen Sie, warum bei mir so vieles den Ton der Komplimente trägt? Aus moralischer, übertriebener Schüchternheit. Das ist, bei Gott! die einzige Ursache. So oft ich Ihnen noch etwas Herzliches habe sagen wollen (wenn es mich nicht plötzlich angepackt hat, und das kann wegen der lumpigen langsamen Federn selten der Fall sein), war ich genöthigt, eine Tournüre zu suchen, um nicht grob und aufdringend zu scheinen. — Nun denn — nehmen Sie sich meiner an, machen Sie mit mir was Sie wollen, brauchen Sie mich wie Sie wollen — nur meinen Freundestitel lassen Sie mir; haben Sie mir ihn gegeben, so verdiene ich ihn auch, und ich verdiene ihn wohl; wollen Sie mir dann und wann ein Amt geben, so werde ich's nach bester Ueberzeugung verwalten; nur sterben Sie nicht; denn mein Amt stehet auf einer gefährlichen Leibrente; wenn Einer von uns beiden stirbt, so bin ich drum. — — —

Stellen aus Lessing und Goethe weiß ich alle auswendig; das zur Ersparung Ihrer Mühe. — Goethe glaubt, sein Roman werde keine Sensation machen; denn er war schon 1780 fertig, und ist nur hie und da abgeändert. Eigentlich arbeitet er jetzt meist wissenschaftliche Sachen; er hat ganze Stöße Dichtungen liegen; sogar die Iphigenie ist sehr alt. Noch als Doktor Goethe hat er Anno 1775 den Orest selbst gespielt und zwar außerordentlich. Damals war er weit und breit der beste Tänzer, Schauspieler, Reiter, Schwimmer, Fechter und der schönste Mann. Viel von seiner Lebensgeschichte kommt in dem Roman vor. Habe ich Ihnen nicht geschrieben, daß Schiller ein Journal herausgiebt, woran Goethe und alle Menschen arbeiten? Auch habe ich Ihnen folgendes Wort zu erzählen vergessen: „Man sollte doch billig Herrn Maimon in der Litteratur-

zeitung rezensiren; wenn ein Mann so erstaunend viel thut, ist's doch auch recht, daß man von ihm spricht."

Ich lese Ihren Brief noch einmal. Gott was haben Sie mir für Wahrheiten gesagt! Wie war es möglich, Einen so zu kennen! Nein, ich kann mich noch nicht entschließen, etwas zu sein. Sie haben Recht.

Liebe Rahel, ich habe heute Abend eine große Empfindung gehabt. Ich habe mir gedacht, daß Sie meine Freundin sind, und daß Goethe glaubt, es könne etwas aus mir werden. Wenn ich beten könnte, so würde ich mir in diesem Augenblick nichts vom Himmel erflehen, als die Dauer der Energie, die mir dieses Gefühl giebt. Leben Sie recht wohl, und lernen Sie mich nur recht kennen, daß Sie sich immer inniger überzeugen, wie sehr ich ein edler Mensch bin, und Ihr wahrer — vielleicht Ihr einziger Freund; doch vielleicht sind Sie glücklicher, als ich denke. Es ist ein großes Unglück für Sie, daß Goethe Sie nicht kennt. Wie würde er Sie lieben! Auf diese Idee sind Sie wohl noch gar nicht gekommen? Ich bringe Sie darauf; denn ich habe gestern erst meiner Schwester geschrieben: „Wer das Unglück nicht kennt, lernt nicht das Glück ergreifen und festhalten." Kommen Sie einmal hierher, so gehen Sie zu ihm, und wagen Sie eine Lächerlichkeit, die sich gewiß belohnt. Vor hundert Jahren wurden solche Menschen mit Strahlen um das Haupt gemahlt; und ist er denn nicht ein Heiliger? —

Veit.

5.

Jena, den 3. November 1794.

Ich habe zwar alles mögliche Vertrauen zur richtigen Ankunft meiner Briefe, und sehe auch durch Ihr letztes gütiges Billet, daß Sie meinen unruhigen Brief erhalten haben, allein ich will dennoch heute schreiben, weil alles in der Welt, das denkbar ist, bisweilen wirklich wird. Und so kündige ich Ihnen denn an, daß ich Ihre beiden Briefe empfangen, und den ersteren bereits beantwortet habe. Eigentlich ist auch dieser Brief nothwendig, damit unser Briefwechsel nicht stocke oder knarre. Sie betrachten ihn daher nur wie einen reinen Theer, mit dem man eiligst mitten auf der Heerstraße einen Wagen schmiert, der vor großer Eile zu knarren anfängt, und nach einem schönen Ziele hinrollt.

Ihr Billet überzeugt mich, daß Sie mich immer verstehen, denn Sie haben mir nicht darum allein geantwortet, weil Ihnen ein Brief (irrigerweise) zu fehlen schien; sondern weil Sie troß dem lästigen Anhange bemerkt hatten, wie sehr ich Ihrer Antwort bedürfte. Ich bin wieder ganz ruhig, und Sie haben vollkommen Recht; nur überheben Sie sich nicht Ihrer Kraft; Sie werden noch zehnmal Recht haben, und endlich ich auch — einmal; und Ein Fehler, den Sie begehen, verdrießt Sie ja mehr, als tausend herrliche Einfälle Ihnen Freude machen; auch darin haben Sie Recht; denn wenn die Freude verdienstlich sein soll, muß der Schmerz überlegt sein, und wie höllisch ärgert man sich, so oft man seinen Fehltritten nachdenkt.

Wie sehr Sie in meiner Schuld sind, wäre undelikat zu erinnern; aber bezahlen müssen Sie wie gewöhnlich, d. h. mit hohen Interessen.

Ich bitte mir Ihr Urtheil über Humboldt aus. Ich werde nur von Menschen betrogen, die mir kleine Anvertrauungen machen, und dafür größere, endlich große, erhalten. Von Leuten dieses Verstandes, dieser Feinheit und Bemühung sich überall durch eine edle Art, aber doch nothwendig zu machen, verspreche ich mir das Vergnügen, welches aus dem Nachdenken und der Mühe entstehet, nicht Freundschaft.

Das war überaus flüchtig, wie überhaupt der heutige Tag (Montag) gar für mich nicht dazu gemacht ist, auch nur ein unmediziniſches Wort zu schreiben, oder einen Weg, so klein er sei, zu machen. Leben Sie recht, und bezahlen Sie!

Der Ihrige

Veit.

6.

Jena, den 10. November 1794.

Ich schreibe Ihnen erst heute, aber es ist mir wirklich in der Woche beinahe unmöglich, und ich muß, mit seltener Ausnahme, bloß den Sonntag dazu wählen. Ich bin sehr mit Studiren geplagt. Die Briefe an Sie sind meine einzige Erholung, so wie Ihre Briefe an mich, bei Gott! mein einziges Vergnügen; von einer gewissen Seite betrachtet, thut mir das ordentlich leid; ich kann mich fast nicht überzeugen, ob meine Leidenschaft für diesen Briefwechsel ganz rechtmäßig und im höchsten Grade auf das Gefühl der Würdigkeit gegründet ist, oder ob sie nicht auch von den äußern Umständen, von meiner jetzigen ungeselligen Lage bestimmt wird? Denn ungesellig lebe ich gewiß hier. Ich kenne noch gar keinen Menschen, der mir von allen Seiten

so gefiele, daß ich in seinem Umgang ein erhöhtes Bewußtsein meiner eigenen Kraft finden könnte. Nebenher sterbe ich hier ganz ab; ich darf keine Gesellschaft besuchen, wenn ich nicht fürchten soll, für die feinere Gesellschaft unbrauchbar zu werden. Ach, nur die Franzosen verstehen sich darauf, den eigentlichen Trotz mit der Manier der Höflichkeit zu verbinden; hier athmet alles Aufklärungssucht; Unbiegsamkeit heißt Freiheit, Grobheit nennt man Simplizität, und Lebensart Verstellung. Von feinerem Gespräch, von übereinstimmenden Tönen, aus denen eigentlich die wahre Konversation sich bildet, von der höheren Gattung des Witzes, die so viel Einfluß auf Karakter und Genie hat, wissen sie nichts. Nur bei Humboldt exerzire ich mich noch; für den und seine Frau habe ich freilich nicht Lebensart und nicht Aufmerksamkeit genug, und das ist mir sehr lieb.

Bei alle dem aber habe ich schon wieder eine Liebhaberei hier, die meiner ehemaligen (und noch fortdauernden) für Müller sehr ähnlich ist. Nur ist der Mensch mit Müller gar nicht zu vergleichen, kostet mich keine Zeit, und ist unendlich edler, wenn auch nicht ein so reines Produkt der Umstände und der Leidenschaften. Wenn die Verbindung erst ernsthaft wird, sollen Sie den Mann wissen. —

Gestern habe ich Schiller zum erstenmal gesehen; ich finde Humboldts Urtheil sehr wahr: Goethe hat ein allgemein schönes Männergesicht; Schiller nur Eine Art davon, und die Art, die sich mit dem Angenehmen sehr verträgt, ohne die Stärke zu verlieren.

Eine Anekdote! Als Goethe in der Schweiz in das Haus des Doktor Kaufmann kam (ein ehemaliges Haupt der Herrnhuter, der sehr schlau war, und im Schein der Heuchelei manches Interesse befördert hat; ich kenne ihn aus Breslau), schrieb er an dessen Thür:

Ich hab' als Gottes Spürhund frei
Mein Schelmenleben stets getrieben;
Die Gottesspur ist nun vorbei,
Und nur der Hund ist übrig blieben.

Goethe war seitdem hier; und ich habe ihn wieder gesprochen, doch ohne etwas von ihm zu hören, als allgemeine Fragen, die wieder Maimon und die Universität betrafen.

Was Sie über Veränderlichkeit und Treue sagen, das hätte die Treue der Veränderlichkeit in's Stammbuch schreiben können, und die Veränderlichkeit selbst hätte einen ewigen Wohlgefallen daran finden, und zur Treue werden müssen.

Ich weiß recht gut, wie Sie „ohne Großmuth, aus Haß und Langerweile, wenig fordern;" und ich weiß das nicht allein; das wissen gar viele Menschen und nehmen es übel. Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, wie viel die groben Leut auf Dankbarkeit halten, und wie gern sie den Schluß machen, daß Einer, der wenig fordert, auch wenig leistet. Aus dieser Quelle fließen viele falsche Urtheile, die Sie betreffen. Ueberhaupt bin ich sehr neugierig darauf, wenn sich einmal die ungleiche Vermischung von Aufrichtigkeit und Zurückhaltung bei uns beiden (denn ich glaube, wenn Sie's nicht übel nehmen wollen, daß Sie den Fehler auch haben) in's Gleichgewicht gesetzt haben wird.

Da Sie den Woldemar gelesen haben, so lesen Sie auch Humboldts prächtige Rezension in der Litteraturzeitung vom 26. September 1794. Die Rezension ist wirklich ein Kunstwerk; es war gewiß äußerst schwer, die Ideen alle aus dem Woldemar so rein zu entwickeln, die wirklich darin liegen, und Ihnen auch nicht entgangen sind, aber im Zusammenhange mit den übrigen Werken nicht geläufig sein können. Schreiben Sie mir, ob Ihnen manche Stelle dunkel war? Ich kann davon nicht urtheilen, weil ich das Kantische System kenne. Nebenher werden Sie aus dieser Rezension beurtheilen können, wie viel Einheit Humboldt

in seine Studien zu bringen weiß, wie sehr er — gleich Andern — Lieblingsideen hat, und wie wenig das gründliche Nachdenken durch dieses mehr eitle als gerechte Streben nach Vielseitigkeit verliert. Sollte es Ihnen Mühe machen, die Rezension zu bekommen, so sagen Sie der Herz, daß sie von Humboldt ist, und viel über Frauenzimmer darin vorkömmt.

Thun Sie mir den Gefallen, und brauchen das Wort „ein Ding“ nicht wieder; Sie kommen mit „ein Wesen“ in allen Fällen eben so weit; und das „Ding“ hasse ich, wie „Genuß“ und „Genießen“, ja noch weit mehr. Höchstens mag es in der Philosophie stehen bleiben: aber in der Sprache des gemeinen Lebens sind auch Sie nicht einmal im Stande, es zu veredeln, wiewohl Sie sonst eine eigene Force im Gebrauch unbestimmter Wörter besitzen.

Der ganze Brief, den Sie mir zuletzt geschrieben, kann Ihnen gar kein Vergnügen gemacht haben; denn er enthält eine Antwort; er ist also lauter Resignation, lauter Aufopferung. Das ist die neueste Männermoral! Weibermoral hat es von jeher sein müssen.

Schillers Journal wird „die Horen“ heißen, und jeder Mensch wird es haben. Goethe arbeitet rasend viel mit daran. Die Thalia geht ein, der Merkur wird schlecht; dieses Journal aber wird gewiß lange gut bleiben.

Sie scheinen mir zu glauben, daß man die Delikatesse nie aus den Augen verlieren darf; das glaube ich auch; aber bisweilen darf man sie wohl so weit zurücktreten lassen, daß man sie nur noch s i e h t, und Sie haben ja ein scharfes, weitsehendes Auge. —

Wenn mir etwas vorfällt, so schreibe ich Ihnen, ehe ich Antwort bekomme. Auf jeden Fall bitte ich um Ihr Urtheil über die Rezensionen. — Thümmel hat seine Reisen fort-

gesetzt und beendigt. Ich will sie nun bei Gelegenheit lesen; die ersten Theile sind mir abscheulich vorgekommen, und besonders affektirt. — Humboldt grüßt Sie ungemein. —

Veit.

7.

Jena, den 1. December 1794.

Ich habe heute manchen unangenehmen Brief geschrieben, und sieben Collegia gehört, ehe ich Ihnen antworte; ich habe die Antwort lange verschoben, aus einer Ursache, die ich Ihnen nicht delikat und wahrhaft genug vorzutragen weiß; die, platt oder prätenzios erzählt, mehr verderben könnte, als durch den vieljährigen Umgang mit Ihnen Schönes und Edles entstanden ist. — Hören Sie!

Ihr Urtheil über die Humboldt'sche Rezension ist von einer so besonders gründlichen und originellen Art, daß es so viel Menschen kennen und verstehen müssen, als möglich; wer es aber recht verstehen soll, muß ohne Zweifel ein Mensch von Werth sein; wer es einmal recht verstanden hat, bei dem müssen Sie selbst sehr gewinnen, und der wäre auch der Mühe werth, daß Sie bei ihm etwas gälten. Ich kenne nur Einen solchen Menschen hier, und diesem Einen habe ich so viel davon vorgelesen, als ich zu thun für gut und ihm und Ihnen vortheilhaft glaubte, — Humboldt selbst. Diese Handlung, an und für sich betrachtet, scheint höchste Indiskretion, und in jedem Fall gehört sie zu den Handlungen, welche vorher eine gründliche Ueberlegung erfordern, die mit äußerster Behutsamkeit ausgeführt sein wollen. Beides habe ich geleistet; schon das mag Ihnen zum Beweis dienen, daß ich mich nicht eher dazu entschließen konnte, als ich von allen Seiten beschlossen hatte, es zu thun, und zugleich, es Ihnen wiederzusagen. Nur glauben Sie nicht, daß ich

dieses Wiedersagen als eine Art von Buße ansehe, und, um mich selbst zu strafen, mich Ihnen in die Hände liefere — vielmehr, ich freue mich damit, es gethan zu haben. An Humboldt habe ich versprechen müssen, Ihnen nichts davon zu sagen, Sie bloß in seinem Namen zu grüßen; denn er fürchtet, es könnte unser Verhältniß verstimmen, und Sie abhalten, künftig ähnliche Briefe zu schreiben. Ich lasse ihn dabei, aus Ursachen, die Ihnen in die Augen fallen. Er war verreist, als ich den Brief erhielt. Ich hatte ihn dreimal durchlesen, und fast auswendig gelernt, ehe ich ihn vorlas; ich habe alle Exklamationen weggelassen, und alles unrichtige Deutsch in richtiges verwandelt, wiewohl ich Sie versichern kann, daß Ihnen selbst zum Richtigschreiben nicht viel mehr fehlt. Er hat sich nicht gewundert, aber unendlich gefreut; er hat mir eingestanden, daß er noch kein so richtiges Urtheil, weder über den Woldemar, noch über seine Rezension gehört habe; er giebt Ihnen in allem Recht. Habe ich Ihnen eine größere Satisfaktion verschaffen können? Von dem Urtheil über die Matthisson'sche Rezension hat er nichts zu lesen bekommen; er ist von Schiller und allem Schillerschen so bezaubert, daß ich diese Seite gar nicht berühre. — Besonders lieb war es ihm, daß Sie die Einleitung nicht schwer fanden; Brinckmann und Gentz, sagte er, hätten dieses Geschrei in Berlin erhoben; und er begreife besonders Gentz gar nicht.

Ich war und bin aufrichtig; ein ähnlicher, außerordentlicher Fall wird zwar schwerlich vorkommen, aber Ihr Urtheil muß ich hören. Wenn Sie an dieser Handlung irgend etwas von irgend einer Seite zu mißbilligen finden, so schwöre ich Ihnen — so wahr es einer der größten Unglücksfälle für mich wäre, wenn ich Sie beleidigte — daß ich niemals mehr auch nur Eines Ihrer geschriebenen Worte an Goethe und Kant zeigen würde, und wenn sie beide mir zu Füßen lägen, und alle ihre künftigen Produkte von diesem einzigen

Worte abhingen. Aber Ihre Meinung muß ich recht bald hören; denn ich würde sehr unruhig werden, wenn ich diesesmal so lange auf Antwort warten müßte, als ich Sie warten lasse.

Als ich neulich mit Humboldt spaziren ging (ungefähr zu der Zeit, da ich Ihnen zum erstenmal die Matthisson'sche Rezension erwähnte), sagte ich ihm bei Gelegenheit: „Erinnern Sie sich wohl noch des Laokoon, Herr von Humboldt? Die Hauptideen werden Sie darin finden; und vieles Uebrige in Maimon." Er kannte das Letztere nicht, und erinnerte sich des Erstern nicht mehr, war aber überzeugt, daß Lessing diese Stücke höchstens berührt habe; er weiß, daß Schiller den Lessing sehr studirt hat, und den Maimon unendlich hochhält. Es ist über Schiller hier gar nicht zu reden. — Mir ist es ein Räthsel, daß Schiller an einem so weichlichen Menschen, wie Matthisson, hat Geschmack finden können. — Ich kenne in Ihrem Sinne des Worts gar keinen ordentlichen Menschen in Jena.

Ja, es war sehr gut, was Sie über die Treue gesagt haben; es leuchtet mir ein; ich finde es richtig; ich goutire es, es behagt mir; es beweist mir von neuem, daß man sein Gefühl der Treue durch das Nachdenken über dieselbe erhöht; dieses letztere habe ich auch schon in meinem vorigen Briefe gesagt, oder zu verstehen gegeben; und kann man zum Lobe einer Empfindung mehr sagen, als — daß man anerkennt, sie sei rein und rechtmäßig, und entstehe nicht durch Nebenideen, die, wegraisonirt, das Gefühl selbst auflösen?

Eine Wohlthat habe ich von diesen halbkultivirten Menschen hier. Keiner läßt mir Gerechtigkeit widerfahren; ich bin von keinem gesucht, also, von keinem im Fleiß gestört. — Ich habe an jedem Tag einen positiven Grund, mit mir unzufrieden zu sein, — das heißt, ich bin fleißig. Wenn ich mich vergnügt machen will, so setze ich mich

still hin, und bilde mir ein, ich rede mit Ihnen, mit Markus und Andern.

Wie Sie diesen Winter leben? — davon ist in Ihrem Briefe keine Spur zu finden. Ich bin eitel; Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Der Mensch heißt Lindner, ein Kurländer, ein sehr guter Mensch, von Kopf, kränklich, fühlt ziemlich richtig, wird aber in der Geschichte meines Lebens keine Epoche machen.

Seitdem ich diesen letzten Brief von Ihnen habe, ist eine längere Zeit als gewöhnlich verstrichen, und bloß, weil er so voll ist. Ich aber brauche jetzt wieder einen, denn, seitdem Humboldt diese Stellen gelesen hat, sehe ich ihn nicht mehr so eigen an, als sonst. — Man muß gerecht sein und Empfindung haben, das nennt man, dünkt mich, dankbar sein; ohne Ihre Briefe wäre ich recht dumm, und ohne mein Universitätsleben hätte ich diese Briefe nicht. Wenn ich nur irgend eine Ursache wüßte, warum Sie sich meiner so annehmen. Ich glaube — so wenig das an sich wahrscheinlich ist — es wird noch einmal ein vorzüglicher Mensch aus mir, und Sie sehen das voraus. Ich weiß nicht. —

Sie haben mich mißverstanden; ich meine nicht, daß „zwischen uns Beiden eine Mischung von Aufrichtigkeit und Zurückhaltung obwaltet," über diese Art von Zurückhaltung zu schreiben habe ich heute nicht die Zeit; und wozu auch? Höchstens um Ihnen zu zeigen, daß ich es weiß, — Sie trauen mir das zu. Vielmehr — ich finde in meinem Betragen gegen fremde Menschen diese Mischung — und was soll sie da? Bei Ihnen ist der Fehler nicht so auffallend; Sie sind aufrichtig gegen Bekannte, die von Ihren Worten keine Silbe verstehen, und diese Aufrichtigkeit mißdeuten; diese Bekannten fordern Aufrichtigkeit von Ihnen, wo Sie zurückhaltend sind, und danken für die Wahrheit nicht. Das beiläufig! Und das ist eine von den Ursachen, weßhalb man oft Ihren Karakter schief beurtheilt, und ich nichts dagegen

sagen kann; ein jeder hat aus Ihrem eigenen Munde Dinge gehört, die ganz abscheulich sind; und warum würde er Sie so finden, wenn Sie sich immer die Mühe gäben, den Zuhörern faßlich zu sein (wie ein Professor)?

Zum erstenmal haben mir die Wörter „Ding" und „Genuß" Vergnügen gemacht; und darum hasse ich sie noch mehr! Ich habe sie bloß für verwerflich gehalten; aber nicht für so verworfen, daß sie sich nicht scheuen sollten, um Ihre Gunst zu buhlen, und nicht für so lustig, noch auch für so mächtig, um sie zu erhalten, und mir die Spitze bieten zu können. —

Goethe arbeitet rasend viel an den Horen, wie es heißt, und ist sehr thätig dafür, wie Humboldt sagt; auch Schiller, Humboldt, Fichte, Ramler u. s. w. —

Das dachte ich wohl, daß Sie die Delikatesse nicht würden lassen können; es ist eine komische Passion; man gewinnt dabei an Ruhe, was man an Kraft verliert. Wer in der Ruhe sein Vergnügen sucht, hat Recht.

Brav, daß Sie in Potsdam waren! Dahin möcht' ich auch noch einmal. — Geben Sie mir einen Rath: soll ich künftigen Winter nach Halle oder nicht? Wenn ich es thue, so verliere ich ungefähr ein Vierteljahr Zeit (das heißt, ich könnte sie noch besser brauchen). Thue ich es nicht, so versage ich mir die sämmtlichen preußischen Staaten auf immer; das hier Doktor werden heißt auch nichts. Plane habe ich noch gar nicht; reisen werde ich in jedem Fall, wie ich sicher denke. Entschlossen muß ich noch diesen Winter darüber sein, und es hat Einfluß auf meine Studienleitung. Halle ist mir abscheulich zuwider. Soll ich lieber auf Preußen gar nicht rechnen? denn wo soll ich hin? und am besten — auch auf Deutschland nicht? Eine komische Frage, die ich Ihnen vorlege; aber ich behandle die Sache wirklich wie ein Dichter, und gar nicht als Geschäft.

Es ist sehr spät im Verhältniß mit der Post. Adieu!

Veit.

Die Räuber sind im achtzehnten Jahre des Verfassers geschrieben; Schiller ist Doktor der Medizin.

8.

Jena, den 15. Juni 1795.

Wenn es mir die hiesige räthselhafte Post erlaubt hätte, Ihnen früher zu schreiben, so würde es gewiß geschehen sein. Sehen Sie, daß Sie doch nicht so vernünftig sind, als Sie glauben; sonst hätten Sie gar kein Glück; und ich war mit der Dresdener Reise nicht so glücklich, als ich glaubte; sonst wäre ich nicht allein da gewesen, unter vierzig Jenensern allein, „auf einem Thron allein"; und die „Monarchin ohne Krone" lassen Schau- und Saitenspiel in die regen Sinne gleiten, und beglücken die Welt, wenn Ihr Auge spricht: „ich bin gesättigt"; ich habe Ihnen längst ein anderes Schicksal bestimmt, als die Bogengänge von Freienwalde zur Promenade, und gutmüthige Fräuleins zu Spielgefährtinnen; „doch diese That geht über alle meine Träume." Nun denken Sie gewiß, ich habe vor kurzem Carlos gelesen, und doch schweift Ihr Glaube auf einer falschen Fährte. „Macht nun der süße Wahn der süßeren Wahrheit Platz", so werden Sie wissen, daß ich nur eben aus meiner gewöhnlichen Laune verrückt, oder begeistert bin, und in der Begeisterung fühle ich mich Schillern um so viel näher; allein, sich Schillern um so viel näher fühlen, kann höchstens Schillerslästerung heißen, die Leute von unsrer freien Manier sich öfters erlauben, sollte es auch Unsinn heißen, — desto schlimmer für ihn. Adieu mon humeur! ich muß

erzählen. — In Karlsbad selbst finden Sie einen Menschen, dem die holden Töne meines Namens sanft klingen, wie jedem feinen Ohr. Ein gewisser Porth, ein Liefländer, ist dort eine Art Hofmeister bei einem Jungen, der Brun heißt, und ich nenne ihn erstlich um dieser Eigenschaft willen, und zweitens um seiner Prinzipalin willen (die ich nicht persönlich kenne); diese, die Mad. Brun, ist die Frau eines Direktors der ostindischen Compagnie aus Kopenhagen, die jetzt auf ihrer Reise von Kopenhagen nach Italien begriffen ist, und vier Wochen in Karlsbad bleibt. Sie ist gewiß eine gescheidte Frau, und Sie werden Sie äußerst leicht kennen lernen; sie ist Dichterin mit ziemlichem Succeß. Der Originaltext zu dem: „Ich denke Dein" ist von ihr; daher Sie ihr das Goethe'sche nicht füglich zeigen können, ohne das zu wissen (ich denke, Sie haben meinen letzten Brief nach Berlin nun erhalten). Schon um dies mögliche Gespräch aufzuklären oder zu verhüten, habe ich Ihnen die Geschichte schreiben müssen. Der Porth ist ein sehr traktabler Mensch, von dem Sie eben so wenig die entfernteste Feinheit als die leiseste Grobheit zu erwarten haben; wir kennen uns zwei Tage, und doch so gut, wie wir in zehn Jahren uns kennen würden, so etablirt sind wir mit einander. Wollen Sie ihn grüßen? Machen Sie mit ihm was Sie wollen; es ist alles einerlei. Die Dame wird gewiß jede Bekanntschaft von Bedeutung suchen, und so kann es Ihnen immer lieb sein, so viel von ihr zu wissen. Sehr arm muß sie auch nicht sein; denn ihr Mann, der des Tags vor Arbeit und Sorge nicht zwei Stunden ruht, giebt ihr monatlich fünfzehnhundert Thaler; er wird sie, wo möglich, in der Schweiz einholen, wenn nicht der Handel befiehlt, daß er vor wie nach sein eigner Kettenhund sei. Die Frau ist einige Tage in Weimar und hier gewesen; kann Sie auch mit allerlei Lektüre versorgen, unter andern mit Vossens Luise. Mich kennt sie gar nicht; aber der Junge sehr.

Sollten Sie das fünfte Stück der Horen noch nicht gelesen haben, o so werden Sie eine große Satisfaktion haben, durch den „Litterarischen Sanskülottismus" von Goethe. Der Verfasser in dem Archiv soll Jenisch sein. Goethe wußte das nicht, und noch weiß es niemand gewiß, und wer bekümmert sich darum? Die übrigen Aufsätze in diesem Stück sind kaum für eine Badekur; doch müssen Sie einige lesen, wenn Sie wollen; denn die guten sind groß und bleiben ewig. Der über die Revolution ist, wie Schiller selbst sagt, ein **horreur**, hat aber nicht können abgewiesen werden. Der Verfasser ist mein sehr guter, affektirter, mit Kopf und vielen Kenntnissen begabter, von Schwärmerei, Jugend, heimlichem Nachahmungstrieb und lauter Originalitätssucht geplagter Freund, der Professor Woltmann (dem Ihre ersten Briefe adressirt wurden; darum ist Ihnen der Name bekannt). Der über das Spiel, (groß in seiner Art und einzig) von Weißhuhn; über die Musik, vom Appellationsrath Pörner in Dresden; der rhodische Genius, von Alexander von Humboldt. Dieser Alexander ist Oberbergrath geworden, hat in Baireuth solche Anstalten mit äußerst geringen Kosten getroffen, und mit schrecklicher „Redlichkeit und Verstand", daß die Bergwerke jetzt in einem Jahr so viel als sonst in vierzehn bringen, und ein simpler Bergverständiger nun erhalten kann, was er erschaffen hat. Er nimmt durchaus kein Gehalt itzt; darum kann er fort, wird den Sommer in der Schweiz sein, und künftigen Sommer nach Lappland oder Ungarn reisen, zum Behuf seiner vorhabenden Entdeckungen. Der Aufsatz über Kunstschulen, den ich Sie sehnlichst zu überschlagen bitte, ist von Dalberg; die beiden Gedichte hat Voß eingeschickt.

Nun Dresden! Ich danke Ihnen recht herzlich. Wie sehr Sie mich in Dresden interessiren, **is needless to say.** Aber — aber — ich fürchte entsetzlich, Sie haben manches

nicht gesehen, wovon kein Mensch wußte, daß es schön ist, oder Ihnen Vergnügen macht. Z. B. den prächtigen, edeln, einzig konsequenten und würdevollen Bibliotheksal im zweiten Stockwerke? Hat ein unterrichteter Mensch Sie in das Antikenkabinet geführt? und in die Mengs'sche Sammlung? Steht Graffs Kopie der Nacht noch neben dem Original? Haben Sie den Plauen'schen Grund und die Gegend bei Tharant gesehen? Den Königsstein bei hellem Wetter, und zurück die Wasserfahrt Pillnitz vorbei? Das alles müssen Sie mir sagen, wenn auch erst von Berlin aus. Haben Sie Bonavesi gesprochen? durch ihn läßt sich beweisen, daß Schauspiele nothwendig sind; denn offenbar hat die Natur ihn bei ihrem eigenen Theater zum Bouffon bestimmt. In diesem Theater, dem größten von allen, im gemeinen Leben (wie pedantisch ausgeführt! fast wie der Doktor Archer), ist er eigentlich komisch in jeder Bewegung, je mehr er ernsthaft sein will.

Geben Sie nur Acht auf sich! Dieses Bad ist Ihnen wahrscheinlich äußerst heilsam, aber ein Bad ist immer Medizin, die man nimmt, nicht trinkt. Die Reise wird gewiß viel thun; bleiben Sie nur dabei, so lange Sie irgend können. Verspüren Sie Zutrauen zu dem dortigen Arzt? Ich weiß nicht, wer da ist. Was ist für Theater da?

Wohin ich Ihnen immer schreiben soll, wünschte ich errathen zu können, damit Sie es nicht zu schreiben brauchten. Wie sehr mich Ihr kleiner Brief aus Dresden gefreut hat, können Sie nicht glauben; denn Sie wissen es. Fast wünschte ich das Erstere wieder; so wäre Ihre Empfindung der meinigen ähnlicher.

Der Ihrige

Veit.

9.

Jena, den 3. September 1795.

Sollten Sie meinen Brief nach Berlin noch nicht bekommen haben, so können Sie diesen brauchen; haben Sie ihn schon, so muß ich Ihnen die Mühe machen, eine und vielleicht mehr Seiten ganz umsonst zu lesen. Mir macht es keine Mühe, sie zweimal zu schreiben; aber ich darf mir doch nicht erlauben, früher Ihren letzten Brief zu beantworten, als ich es gethan habe.

Den zweiten Tag nach unsrer Ankunft war Ball, und Goethe kam mir entgegen, mit den Worten: „Nun, wie geht's Ihnen denn, lieber Herr Veit? Sie haben sich hieher gemacht; sehr Recht! Wo kommen Sie denn jetzt her" u. s. w. Als ich ihm hierauf geantwortet hatte, und ihm sagte, daß ich in Töplitz acht Tage gewesen, und hingereist wäre, um Sie zu sprechen: „Ja, da haben Sie wohl Recht gethan," versetzte er, „wenn Sie sie in langer Zeit nicht gesehn hatten; freilich — Ja es ist ein Mädchen von außerordentlichem Verstand, die immer denkt, und von Empfindungen — — wo findet man das? Es ist etwas Seltenes. O wir waren auch beständig zusammen, wir haben sehr freundschaftlich und vertraulich mit einander gelebt." Zu Horn, der sich ihm von selbst präsentirte, hat er gesagt, Sie hätten stärkere Empfindungen, als er je beobachtet hätte, und dabei die Kraft, sie in jedem Augenblick zu unterdrücken; und noch mehr (ich war nicht zugegen). Er ging fort, und ich wieder zu Meyers, bei denen ich ziemlich oft war. Während des Tanzes saß er einmal allein; ich ging zu ihm hin, und habe über viel Sachen mit ihm gesprochen; mit mehr Wärme, und zugleich mit mehr Achtung für mich, habe ich ihn noch nicht mit mir sprechen hören. Ich fragte ihn

nach seinen anatomischen Planen und seinen Arbeiten überhaupt. Was er mir hierüber gesagt hat, und was besonders neu war, läßt sich in kurzem darauf zurückführen: „Man sollte in der Naturgeschichte mehr raisonniren; denn das Raisonnement kann sehr viel helfen, und nie schaden, da jeder Naturkörper, jede Pflanze, jeder Knochen mich widerlegt, wenn ich gefehlt habe, und in der Naturlehre mehr Versuche machen; da man nicht leicht eine Hypothese aufstellen kann, für die sich nicht Erscheinungen finden, bei der Unendlichkeit der Natur und den unzuberechnenden Modifikationen der Kräfte." Aber nun die Hauptsache. Nachdem wir ein Langes und Breites darüber und über die vielen unzuverlässigen Bücher gesprochen hatten, sagte ich ihm, daß mir sein litterarischer Sanskülottismus ein erstaunliches Vergnügen gemacht hätte, und er möchte es nicht für Unbescheidenheit nehmen, daß ich es ihm sagte; wenn man selbst jung ist, Herr Geheimrath, so muß es einen wohl freuen, wenn man sieht, daß ein Mann, wie Sie, sich der Jugend und der jetzigen Zeit so sehr annimmt! — „Warum für Unbescheidenheit? Mir ist das sehr lieb. Ja, warum soll ich mich überreden lassen, daß wir zurückgehen, wenn wir offenbar vorwärts kommen? und warum sollt' ich mich nicht um alles bekümmern? Das, was heran wächst, was mir entgegen sproßt, — anderer Leute Kinder, oder meine, hier einerlei — das ist ja das Leben; nicht wahr, das ist das Leben?" So sprachen wir noch lange, und gingen durch Zufall auseinander. Er hat mich seitdem oft angeredet, und wenn auch nur von albernem Zeug, Ortentfernungen, Reisen, doch immer einige Worte mit mir gesprochen. Auf einem andern Balle, wo Polinnen tanzten, sagte ich ihm einmal, gegen die Polen wären wir Deutsche doch nur eine Art Holländer, und wie die Menschen mit Grazie tanzten! „Kein Wunder," versetzte Goethe, „die Grazie ist ihnen eingeboren." — Wenn ich Sie spreche,

habe ich Ihnen doch noch viel zu erzählen, und viel, sehr viel von Ihnen zu hören. „Mir kommt vor,“ — fand ich dieser Tage in Ihrem ersten Briefe an mich (nach Frankfurt am Main), — „als würde ich das alles doch noch einmal sehen.“

Das siebente und achte Stück der Horen ist heraus; das siebente enthält fortgesetzte Unterhaltungen, weiter nichts Merkwürdiges; das achte, Briefe von Jacobi, das Schlechteste, was ich je von Jacobi gelesen habe, und schlecht genug, um schlecht zu heißen, wenn auch ein schlechter Schriftsteller es geschrieben hätte; Dante's Hölle; einen Aufsatz über die Idee der Alten vom Schicksal von Grosse, und einen über griechische und gothische Baukunst von Bendavid.

Auf Ihren letzten in der Mattigkeit geschriebenen Brief, den ein Anderer in der Anspannung zu schreiben einmal versuche, — nur Ein Wort: Was ich Ihnen bin und sein soll, hängt allein von dem ab, was Sie aus und mit mir machen wollen; was Sie mir sind, von der unendlichen Gewalt der menschlichen, der höchsten Natur allein; — von der Gewalt dieser Natur; nicht bloß von ihrer Kraft; Kräfte sind Verhältnisse, Kräfte müssen kämpfen, finden Hindernisse; aber eine Gewalt reißt fort; eine Gewalt ist die Kraft, die jedes Hinderniß überwunden hat, die keines kennt, die herrscht, nicht weil sie herrschen will, sondern weil das Höchste gebietet, sobald das Untergeordnete denken kann, ihm zu dienen verstehet; und das möchte ich gern von mir glauben; denn dahin gehet mein Bestreben, daß ich es verstehen lernen will, nach meiner Art Ihnen zu dienen. Sie können mich verwerfen; Sie können mich unglücklich machen; aber zerstören können Sie nicht, was von Ihnen auf mich übergegangen ist; insofern stehen Sie selbst unter sich selbst: gegen eine solche Gewalt bin ich gern eine Maschine. „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu

sein; sondern einem Fürsten, den er liebt, zu dienen." Meine liebe fürstliche Seele, — — o wenn ich Sie in Leipzig fände! Das müssen Sie mir schreiben. Ich habe mir vorgenommen, zu Ihrer Gräfin Pachta hinzugehen, wenn ich sie wo finde. Weist sie mich ab, so bin ich nicht dekontenancirt; hat sie die Gnade, so wird es sie vielleicht nicht reuen; was meinen Sie? — Daß Sie meine Aeußerungen über Ehe nach Ihrem Geschmacke finden, zeigt mich mir selbst als einen Kenner, wo ich kaum ein Dilettant zu sein geglaubt habe.

„Wie glücklich ist der Mensch,
Der nie, entzückt doch unschuldsvoll,
Im Mondschein schwur,
Was niemand schwören soll," (Wieland)

ist mir eine Ihrer poetischen Stellen, mit ganz Ihren eigenen Worten. Leben Sie wohl, werden Sie immer gesünder, und glauben Sie immer mehr, daß Sie sich von keiner Seite verstellen können, ohne zu verlieren. Es gehet der höchsten Wahrhaftigkeit wie der höchsten Verstellung. Kein Schauspieler darf glauben, seine Rolle erschöpft zu haben; ein Anderer spielt sie noch besser; denn man kennt nicht eher alle Nüancen der Leidenschaft, als bis man sie alle gesehn hat; und eben so kennt niemand die Nüancen der höchsten Wahrhaftigkeit, der Freundschaft und Liebe, als bis er sie alle erfahren hat. Darum darf man hoffen, in seinen Empfindungen immer zu steigen, wie hoch man sich auch gestimmt glaube. Ein großer Trost!

Veit.

Ich schreibe mit abscheulichen Federn: Gnade, großer König, Gnade!

10.

Halle, den 17. November 1795.

— Dabei denke ich immer an Sie. In der vorigen Woche, zu einer Zeit, wo ich sehr beschäftigt, sehr angestrengt war, so daß ich nicht Zeit hatte zu bemerken, ob ich verdrießlich sei oder nicht? (ich war es auch wohl nicht; denn diese Art von Empfindung war für meinen damaligen Zustand zu schwächlich —) habe ich einmal einen ganzen Vormittag nicht an Sie gedacht, und als ich dann zu mir selbst, das heißt: — darf ich es sagen? — zu Ihnen kam, war mir so sonderbar zu Muth, ich kann es Ihnen nicht beschreiben. Recht an Sie zu denken, dazu habe ich nur das einemal das Glück gehabt, als ich den Morgen über das Divinationsvermögen u. s. w. dachte. Noch jetzt, indem ich Ihnen schreibe, sind Sie mir wie von ferne gegenwärtig; es ist, als hätte ich Sie in vielen Jahren nicht gesehen; nur bei meinem vorigen Briefe, und gestern als ich Lindnern schrieb, und von Ihnen schrieb, waren Sie mir recht nahe. Ich habe ihm gesagt, er könnte Ihnen immer schreiben, und habe ihm Ihre Adresse geschickt; Sie sind doch gewiß nicht böse? Zwar er thut es doch wohl nicht; aber, wenn er nur weiß, daß er darf, hat er schon viel gewonnen. Das kleine Zettelchen habe ich ihm geschickt, mit der Bedingung, daß er es gleich wieder zurückbesorgt; er weiß nicht, wie viel ich ihm thue, wiewohl — ich habe es ihm zu verstehen gegeben. (Ich mag nicht prahlen.) Die Stelle aus Ihrem Brief bis auf die Worte: „Ich kenne nichts Liebenswürdigeres" habe ich ihm abgeschrieben. Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen! Ich habe Lindner recht gebeten, daß er sich an Sie wenden, ich habe es ihm mit starkem Ernst — zum erstenmal in meinem Leben — nahe gelegt, daß er meine Manier nicht so sehr lieben soll; ich

fürchte, es macht ihn einseitig, oder verschiebt ihn gar, eben weil er ein ganz andrer Mensch ist, als ich. Ich bin nicht eitel auf Kosten meiner Freunde; glücklich kann ich keinen Hund machen; unglücklich — recht viele Menschen.

Ihre Verse sind schön (in einem ganz andern Sinn des Worts), und Sie haben viel dabei gedacht, aber lange nicht so viel ausgedrückt; sie lauten: „Alten Freund durch neuen handeln, heißt wohl recht auf Blumen wandeln.“ Außer dem müßigen „wohl recht“, das man in so wenig Zeilen stark hört, ist die ganze Zeile nur ein schönes Bild, das seinen Urgedanken nicht erreicht, nicht deutlicher macht (wie das bei Logau der Fall ist), das noch überdem schon zu einer Art von dichterischem Sprüchwort — wenn ich so sagen darf — zu einer Floskel geworden ist, der man ihren ursprünglichen Werth, auf welchen Sie sie zurückführen wollen, gar nicht mehr geben kann; die auch gegen den Geist Ihres Vorgängers verstößt, der unter den Blumen nur die neuen Freunde, die Keime meint, indeß bei Ihnen die Früchte mit den Blumen auf dem Boden liegen; aber das sollten sie nur zu Ihren Füßen; das denken wir beide, Lindner und ich, freilich; aber Sie haben es nicht so unschuldig gemeint; ihr Gedicht soll eine Sentenz sein, die jeder gute und vernünftige Mensch, der Freunde hat, benutzen kann; das soll er wohl bleiben lassen. Wie wäre es, wenn ich setzte: „Neuen Freund durch alten handeln, heißt mit Früchten unter Blüthen wandeln.“ Schreiben Sie mir darüber, und bewundern Sie meine Unpartheilichkeit! Im Grunde ist man überall unpartheiisch, wo man etwas versteht; darum ist es eine gewisse — Emilia in allem, worüber sie denkt. Lindnern habe ich nichts darüber geschrieben; ich mag ihm sein Vergnügen nicht verderben; er wird sich sehr freuen. —

Den 20.

Der vorige Brief ist liegen geblieben, — und vor einer Stunde erhalte ich Ihren; dieser wäre der einzige, den ich Ihnen gerne zurückschickte; denn ich verdiene ihn wahrhaftig nicht. Ich tröste mich nur damit, daß ich keinen lebendigen Menschen weiß, der einen solchen Brief von Ihnen verdiente. Gott! es wäre mir nicht möglich, auch nur im Spaß — Sie müßten's mich denn expreß heißen — das Wort gegen Sie auszusprechen: „Ich verzeihe Ihnen.“ Nein! das ist ewig wahr; einen solchen, oder vielmehr diesen Brief — denn es giebt keinen solchen weiter — diesen Brief, aus dem ich nicht ein Wort, keine unbedeutende Partikel einem andern Menschen vorlesen möchte, den hat nur eine vollkommene Frau schreiben können. Jeder Lumpenhund sagt: nur Weiber können Briefe schreiben; denn Briefe erfordern eine Leichtigkeit, ein ungezwungenes Uebergehen von einer Materie zur andern, und Männer bleiben immer bei der Schnur. Ja, wenn es das nur wäre! Das liegt obenauf, und ist nicht einmal ganz wahr; aber man zeige mir den Mann, der einer solchen Zartheit des Gefühls ohne Kosten der Stärke fähig wäre, der selbst seine Eitelkeit, und seinen Stolz, und — mit dem edelsten Namen genannt — sein Selbstgefühl hingeben kann, um nur ein kleines, aber reelles Gut nicht zu verlieren — und ich will sagen, er hätte verdient eine Frau, eine recht vollkommne Frau zu sein. Ich schwöre es Ihnen, bei jedem Wort, das ich jetzt schreibe, fühle ich mich wärmer und alles Blut nach dem Kopfe gehen vor Freude. Nun weiß ich genau, wie einem Menschen zu Muth ist, der vor Traurigkeit, und wie einem, der vor Freude weinen muß. Aber hören Sie, diesen Brief darf ich nicht behalten und nicht zurückschicken; Sie sollen ihn nur in mir wissen; ich weiß kein Plätzchen, worauf er liegen könnte, und ich darf auch mir selbst so etwas nicht vorzuweisen haben — ich verbrenne ihn; das ist gewiß, und

nur die eine Stelle schneide ich aus, die göttliche: „Es ist manchmal besser, einem Freund willfahren, wenn es auch beide schmerzt, als sich, wenn auch beide besser thäten.“ Wenn Sie diese Stelle — ich will gar nicht sagen in welchem — großen Dichter gefunden hätten, wie würden Sie sich gefreut und agitirt haben! Nun Sie sie selbst schrieben, sind Sie ganz in Ruhe. Von dieser Stelle könnte ich doch ein Wort vergessen; Ihren Brief aber will ich vergessen, wenn ich kann; sonst vergesse ich wohl am Ende noch gar, daß Ihre — Herablassung — Liebe und Großmuth — mich zwar erheben, aber nicht groß machen kann. Die Stelle will ich, wenn Sie es erlauben, Lindnern in sein Stammbuch schreiben, und ihm sagen, daß sie von Ihnen ist. Ach, es thut mir recht leid, daß ich wieder mit einer großen, dringenden Bitte kommen muß, die ich wieder mir selbst zugezogen habe: Verhehlen Sie mir doch nichts, nichts von allem, was Sie über mich denken, was Sie Mißfälliges von mir sehen u. s. w. Sie wissen nicht, was das für ein Gefühl ist, wenn man alle Augenblicke fürchtet, einer Person zu mißfallen, die einem so alles ist, wie Sie mir, und man weiß gar nicht, in wie viel tausend Sachen das liegen kann. Sie können das gar nicht wissen, also glauben Sie mir! und schreiben Sie mir darauf nichts! ich will Sie nicht wieder so anstrengen und erschüttern und veranlassen, daß Sie Worte über Ihre Feder bringen und deutlich aus Ihrer Macht weg in eines Andern Hände liefern, Worte, die Sie kaum über Ihre Lippen bringen möchten, aus Furcht mißverstanden zu werden. Wenn ich Sie spreche, dann sagen Sie Ja oder Nein, und ich bin ruhig oder doch beantwortet. Wissen Sie, daß Sie, indem Sie meinen Brief lasen, fast in eben der Lage waren als ich, indem ich Ihnen schrieb; denn bei jedem Wort hatte ich einen neuen Schrecken, wie ich es nur ansah; und diese Lage habe ich hervorgebracht, und ich bitte nicht um Verzeihung! Liebe,

beste, einzige Rahel, ich schwöre es Ihnen bei allem, was edlen Menschen heilig ist, — so wahr ich gerne Kränkungen und Verkennung und selbst Verachtung dulden will, wenn Sie mich hernach nur eines freundlichen guten Blicks würdigen wollen — so was thue ich Ihnen nicht wieder; ich weiß, wie sehr Ihr ganzer Brief ernst gemeint ist; aber untersuchen Sie es genau, oder lieber — lassen Sie die Sache ununtersucht; glauben Sie mir, ich allein bin der Strafbare. — Wenn ich jemals Lust, unüberwindliche Lust hatte Sie zu sprechen, so ist es heute; heute ist mir's so recht deutlich, was ich an Ihnen habe. Was soll man thun? Das ist noch das Gute. Wer weiß, wie viel hundert Meilen wir einmal auseinander sind; ich will Sie auch gar nicht mehr quälen; ich will Sie schonen wie ein Kleinod, wie ein großes Kunstwerk; Sie, Kunstwerk und Künstlerin zugleich! — Ihre Briefe? es versteht sich, daß ich sie behalte, meine Liebe; und Sie behalten das Recht darauf; ich will ordentlich ausdenken, wie ich's mache, wenn ich sterbe. Vor der Hand denke ich, es ist am besten, wenn ich sie alle versiegle und darauf schreibe: Briefe von Lindner, gehören nach Jena, oder wo er sein wird; der erbricht sie sicher nicht; ich will mich noch besinnen. So plötzlich sterbe ich wahrscheinlich nicht, und während einer Krankheit kann man Anstalten treffen.

Mit der Binde übereilen Sie sich ja nicht; es ist Winter; Sie sollen nicht viel sitzen, Ihre Augen nicht angreifen, nicht der Augen wegen, aber wegen des Kopfs, der mit darunter leidet. Wenn ich nur etwas von Ihnen habe, ehe wir weit auseinander gehen; und daß Sie sie erst selbst tragen wollen, ist himmlisch.

Ich muß aufhören. Horn hat mich innig gebeten, ihm nach Breslau zu schreiben. Das muß heute noch geschehen, und jetzt ist's 11 Uhr. Morgen läßt sich Mozarts Wittwe singend hören. Ich bin's ihrem Manne schuldig. Ich habe

Ihnen noch recht viel zu sagen; aber ich muß wohl aufhören. Gute Nacht! und meinen innigsten, den reinen Dank, den die Götter wollen. Adieu, Liebe.

Veit.

Er brennt — hat ausgebrannt; die Asche liegt neben mir auf der Erde. Mir ist wirklich, als ob ein Freund gestorben wäre! Ach Gott, wenn man denkt, was man zerstören kann! Es thut mir nicht leid, daß ich's gethan habe; denn es war recht; aber wehe thut es mir doch. In Leipzig zeige ich Ihnen die erhaltene Stelle! Kein Wort mehr! — Ich kann Horn nicht mehr schreiben; vielleicht morgen. Die Post hat Zeit, ich nicht. Adieu! —

Veit.

II.

Henriette Mendelssohn.

Henriette Mendelssohn.

Sie war die jüngste Tochter von Moses Mendelssohn. Schöne Bildung der Seele hatte sich in dieser anlagenreichen Natur mit höchster Weltbildung vereinigt; sie gaben einer äußerlich unscheinbaren Persönlichkeit eine edle, feine, ruhige und wohlthuende Gegenwart. Durch ein Leben voll Prüfungen und Verzichtungen hatte sich der innere Werth nur stets gediegener gestellt, und wenn derselbe zuletzt doch den auch äußeren Anhalt, den die katholische Kirche gewährt, eifrigst festhielt, so geschah auch dies auf eine Weise, welche jener zwiefachen Bildung würdig entsprach.

Was Zelter in einem Briefe an Goethe mit großer Anerkennung von ihr sagt, wäre in einigen Ausdrücken zu berichtigen. In Rahels Briefen finden sich mehrere bezeichnende Stellen über sie; hier einige Blätter, in welchen sie selbst redet.

Sie starb zu Berlin im November 1831.

1.

Den 23. Juni 1793.

Wer Ihnen Herrschsucht andichtet, meine Liebe, dem darf man nur Ihren letzten Brief geben, um jede Ahndung davon zu tödten; so schreibt oder denkt kein Herrschsüchtiger! Indeß begreif' ich doch, wie es zugehen kann, daß man Sie dafür hält; ich selbst war ehedem von einem solchen Wahn bethört, und das kam daher, weil sich Ihnen alles ergab, denn daß das die Bedingung Ihrer nähern Bekanntschaft sei, wußte ich noch zu wenig. Grade darum, weil Sie's am wenigsten fordern, braucht's gar kein Raisonnement, sich Ihrem geläuterten, unverkennbar erleuchteten Sinn zu unterwerfen, und indem Sie einen unbewußt zu einer in Bewunderung und Demuth gehüllten Hingebung zwingen, gewinnt es für Andre das Ansehn, als forderten Sie's; aber das ist durchaus nicht wahr, ich weiß es und habe Ihre richtigeren Begriffe, gepaart mit einem wohlthuenden Nachgeben, oft genug angestaunt, und in der letzten Zeit unsres Zusammenseins hat's mich sogar oft auf eine gewisse Art gedrückt, wenn Sie baten, wünschten, wo es so süß war, Ihnen zu gehorchen! Nein, meine Liebe, ich traure, daß Ihnen dies Veranlassung zu einem trüben Augenblicke gab. — Diesen Augenblick bekomm' ich Ihren Brief, ich kann schlechterdings nur sagen, daß ich ihn bekommen. Gott segne Sie dafür! —

Henriette.

2.

Wien, den 8. April 1800.

Komme ich doch endlich dazu, Ihnen zu schreiben, liebe Rahel, nachdem ich ein ganzes Jahr, und nun wieder neuerdings vier Wochen, den Vorsatz mit mir herumgetragen, mich jeden Augenblick in dieser langen Zeit zum Schreiben setzen wollte, und immer, bald innerlich, bald äußerlich, gestört wurde. Sie wissen nicht, was das heißt, leer, träge, und immer sehr kleinlich beschäftigt zu sein; so bin ich, und darum ist mir das Schreiben eine sehr lästige, mühselige Sache. — Ich weiß nicht, ob Ihnen Wiesel gesagt hat, wie mir's geht, ich weiß nicht, ob er's wissen kann, da doch nur das Gemüth und die innersten geheimsten Wünsche die Situation bestimmen, und woher sollte er mich bei all seinem Verstande wohl kennen, da ich selbst täglich eine neue Bekanntschaft in mir mache. Das weiß ich, liebe Rahel, eine Andre, mit eben so viel Sinn für alle Arten von Lebensfreuden, und besonders für die schönsten und edelsten, wie ich, die dabei aber den Verstand hätte, nicht bloß zu wünschen, sondern auch zu verlangen, und nicht aus so viel Resignationen und Gründen zusammengesetzt wäre wie ich, würde in meiner Lage schon den Verstand verloren haben, nämlich toll geworden sein, und das ist zwar so schlimm nicht als die Leute glauben, denke ich, man hat doch Gedanken dabei, und wenn sie sich nicht eben methodisch an die Folge der alten, gewohnten reihen, so mag das wohl um nichts schlimmer sein. So gut wird mir's aber nicht, ich werde nur dumm, die Vergangenheit giebt mir keine schöne Erinnerungen, die Gegenwart keinen Genuß, und für die Zukunft habe ich keine Hoffnungen. Dabei lese ich gar nicht, denn man bekömmt gar keine Bücher, gar nichts Neues, und für's Alte bin ich zu zerstreut. Malgré tout cela nennen mich die

Leute doch klug, sind sehr zufrieden mit mir, und Einer glaubt's dem Andern, daß ich sehr interessant bin! — Liebe Rahel, ich weiß nicht mehr, was ich mit mir anfangen soll, wie ich endlich das Leben, das einem so hoch angerechnet wird, wenn auch nur auf einen schönen flüchtigen Augenblick genießen soll! — Wiesel*) sehe ich sehr oft, alle Tage und recht viel, und ich wundre mich noch jedesmal, wenn er in die Thüre tritt. Wenn Sie mit Ihrem großen Verstande, der sich in den leichtesten schönsten Einfällen und Bemerkungen jeden Augenblick mittheilen kann, sich wundern, daß Wiesel so gern mit Ihnen ist, wie muß ich es bei mir nun unerklärlich finden, da ich doch höchstens nur verstehe, was einer Schönes sagt und denkt! — Mich freut's, daß auch Sie die Aehnlichkeit zwischen Wiesel und Humboldt gefunden haben, mir war sie auffallend. Wiesel ist recht brav, voll Verstand und Feuer und mit Sinn für alles was in's Leben gehört; er kann verachten wie sich's gehört, dabei verkennt er aber doch nie eine wirklich schöne Seite im Menschen, wenn sie auch gar nicht in seine Sphäre gehört, er kann so still und gutmüthig und einfach sein, als wäre er's wirklich noch, da er doch nichts weniger als eine dupe des sogenannten Schicksals ist, und sich wohl zu vertheidigen weiß, wenn es gilt. Mit seinem Anerbieten, das er Ihnen gemacht, Liebe, war es und ist es ihm großer Ernst; er sagte mir gleich, als ich ihn das erstemal sprach, er könne sich nichts Angenehmeres denken, als in Ihrer Gesellschaft zu leben, und Pauline ist recht gut, und wenn sie nur erst sicher ist, daß Sie nicht von Philosophen und Dichtern sprechen, und besonders so etwas von ihr nicht verlangen, so sind Sie ihr gewiß besonders lieb. — Wien wird Sie ungemein amüsiren. Sie werden in der schönsten Gegend auf dem Lande wohnen, dabei aber gar keinen großen Fonds

*) Vgl. den Brief Adam v. Müllers an Rahel v. 31. März 1826.

von ländlicher Einfachheit brauchen, denn Sie leben dort unter der haute volée, an Bauern und Vieh ist gar nicht zu denken. Von den Vergnügungen, die Sie hier finden werden, hat Ihnen gewiß Wiesel und Ihr Bruder eine lebhaftere Darstellung gemacht, als ich könnte, ich kann Ihnen nur sagen, daß ich recht oft an Sie dabei denke und Sie hierher wünsche, wenn ich etwas sehe, das Ihnen Freude machen könnte. Ob Sie bei dem allen kommen werden, und sollten, das kann bloß Ihre Stimmung entscheiden. —

Ich schicke Ihnen dies angefangene Blatt vom 8. April zu einer Art von Rechtfertigung für mich mit, liebe Rahel. Ich habe gewiß oft, recht oft an Sie gedacht, aber Sie wissen — Schreiben und Lesen ist eine Gabe von Gott, und dem habe ich nicht Vieles zu danken!

Unterdessen ist manches anders geworden, wir sind Alle auf dem Lande, Cesar's sind hier, und Sie scheinen nicht kommen zu wollen, da Sie Wieseln nicht geantwortet und nichts bestimmt haben. — Lindner sagt mir, Sie wären krank und sehr unglücklich. Das thut mir Gott weiß wie weh! — Es ist so schwer, hier zu fragen, oder auch zu vermuthen, und vielleicht Erinnerungen zu wecken, die Sie nicht gern hervorrufen mögen. Wenn ich bei Ihnen wäre, würde ich fühlen, was Sie quält, und schweigen oder reden können. — Wenn ich nur wüßte, daß das Andenken an Karl Sie nicht mehr beunruhigt! Ich könnte es nicht ertragen, daß diese flache Seele mit der Schuld belastet würde, Ihr reiches Gemüth zerstört zu haben. Ich könnte Ihnen viel von ihm erzählen, ich sehe ihn sehr viel, und er ist recht ehrlich und freundschaftlich gegen mich; aber wenn ich Ihnen die einförmige Bewegung, in der sein Leben verfließt, in der die kleinsten Eitelkeiten, die unmännlichsten Schwächen die stärksten Motive seiner Handlungen sind, beschriebe, ich müßte Ihnen zu hart scheinen, und ich würde mir selbst so vorkommen, denn wenn man von Karl nur nicht fordert,

was er nicht zu leisten im Stande ist, nicht Leidenschaft, und nicht mehr Karakter, als dazu gehört, eine schöne Uniform zu unterstützen, so ist er recht brav und gut. Nur soll er nicht urtheilen, und nicht lieben wollen! Sein Herz kommt mir grade vor wie eine Uhr für Kinder, sie hat das Zifferblatt, aber sie geht nicht. — Wenn ich dies irgend einem Andern als Ihnen sagte, thäte ich Karln Unrecht, und ich würde es mir nicht vergeben; er hat sich sehr gut gegen mich gezeigt; aber Sie sind mir mehr als er, und glauben Sie mir, wenn Sie kommen, Sie würden ruhig werden, wenn Sie ihn hier leben sähen. — Er hat mir anfangs oft von Ihnen gesprochen, er war immer sehr bewegt, und wenn die Ursache dieser Rührung nur klarer und deutlicher in ihm gewesen wäre, würden es Momente sein, die seinem Herzen Ehre machen, aber wie konnte man ihm die Verwirrung anmerken! Er wußte nicht, was er wünschen, nicht was er bereuen sollte. Und so geht es ihm durchaus, in der großen Welt beunruhigt ihn der Sinn für etwas Schöneres, und in andere Verhältnisse trägt er den leeren, flachen Seelenzustand herüber, den ihm die große Welt giebt. Könnte ich Ihnen sagen, daß er liebt, ich würde es thun, selbst wenn ich Ihnen Schmerzen dadurch machte, die Fähigkeit wäre schon ein Verdienst, aber er ist so zufrieden, wenn nur die Welt glaubt, daß er bald diese bald jene liebt, seine Ruhe und seine Toilette sind ihm hinlänglicher Genuß. Wenn Sie ihn doch nur nicht geliebt hätten, — ich würde dies alles gar nicht ahnden, ich würde ihn gebildet und recht liebenswürdig finden, — aber dies hat ihn auf eine andre Stufe gestellt, und da gehört er nicht hin. — Verzeihen Sie mir mein Urtheil und meinen Eifer, und lassen Sie mich ihn nicht bereuen! Ich bitte Sie, glauben Sie nicht, daß ich irgend jemand andern als Sie von meiner Meinung überzeugen möchte. —

Ludwig Robert reist diesen Abend weg, und wenn ich

ihn ohne Brief an Sie weggehn ließe, es würde mich recht mißvergnügt machen. Lassen Sie sich seine Ansicht von Wien erzählen, ich kenne sie zwar nicht, ich habe ihn nie gefragt darum, aber ich glaube, Wien mißfällt ihm, und dies gefällt mir an ihm. Lassen Sie sich von Arnsteins Haus erzählen, es ist interessant. —

Sie könnten mir viel schreiben von sich und Andern, aber ich kann es kaum erwarten, so viel Vergebung ist in keiner menschlichen Brust. — Ich möchte so gern wissen, wie Vetter ist, und wen sollte ich fragen? Wiesel spricht mit großer Liebe von ihm, und wenn mich die Menschen so gern überzeugen wollten, daß Wiesel nichts liebt und keinen Freund haben kann, so fällt Vetter mir zur rechten Zeit wieder ein. Er sagt mir, Vetter sei weit interessanter, als er. Finden Sie's auch? ich kann mir's denken, und es ist mir leid, daß ich ihn nicht kenne.

Sonderbar ist, wie ich jetzt mit niemand so viel als mit Cesar's und Wiesel lebe, und wie ich sonst sie vermied, und nie glauben konnte, daß wir je uns nähern könnten. Paulinens schönstes Talent ist ihre Liebe, sie ist eigentlich weder gut noch gebildet, aber reizend und naiv. Wiesel läßt keinen Tag vergehn, ohne mich zu sehen, da ich so wenig Ansprüche mache, und nur Freude an ihm habe, so betrachtet er mich wie den zweiten Theil seiner Frau. —

Lindner, wie ist denn der? Er hat in den drei Wochen, die er hier ist, schon einigemal leidenschaftlich geliebt und einige Fantaisien gehabt, jetzt habe ich ihn in fünf Tagen nicht gesehen, und ich weiß nicht, woran er ist. Mir kömmt er fein und lebhaft, und ganz vorurtheilsfrei vor, ich habe ihn recht lieb.

Adieu, meine liebe Rahel! Ich vergesse Sie gewiß nie. Was ich je noch Außerordentliches in meinem gemeinen Leben gesehen und gekannt, hat immer einen bleibenden Eindruck

auf mich gemacht. Grüßen Sie Ihren Bruder und Rose von mir. —

Henriette.

3.

Wien, den 24. August 1801.

Möllendorf geht von hier zuerst nach Schlesien, und da mein Brief wenigstens das Verdienst haben soll, sicher und schnell anzukommen, so schicke ich ihn lieber direct. — Daß er Ihnen aber auch die verlangten andern Briefe nicht bringt, ist nicht meine Schuld, aber ich kann es entschuldigen! — Finckenstein brachte mir den Brief von Möllendorf, — den ich erst Tags darauf in der Stadt sah —, und da er vermuthete, daß einer für ihn darin sei, mußte ich ihn in seiner Gegenwart aufmachen; er hatte den seinen früher geendet, und ich sah ihn sehr überrascht und erschüttert; ich gab ihm darauf den an mich zu lesen, und er verließ mich schnell und schien sehr gerührt; ich nahm mir im Herzen vor, Sie zu bitten, ihm die Briefe zu gönnen, wie Sie ihn auch immer erfunden haben mögen; ich bin überzeugt, daß er auch nicht auf die entfernteste Weise Mißbrauch davon macht, er hat eine unbegränzte Achtung für Sie, und ich bin überzeugt, er verlöre einen Theil seiner Existenz, wenn er diese Briefe herausgeben müßte; ich denke mir, daß er sie mit eben dem Gefühl von Reue, mit eben dem heimlichen Stolz ansieht, wie ein Verschwender, der die Güter betrachtet, die einst sein waren, und denen er nun fremd geworden ist! — Dennoch frug ich ihn, ob er mir nichts für Sie zu geben hätte; er sagte mir aber ganz kurz, sagen Sie ihr, ich würde die Briefe einst ihren eigenen Händen überliefern, aber keinen andern. — Da haben Sie seine Antwort: sind Sie aber nicht damit zufrieden, so lassen Sie wenigstens meine Fürbitte gelten, um die er übrigens gar nichts weiß. —

Ihr Freund Möllendorf wird Ihnen, liebe Rahel, eine fürchterliche Beschreibung von Wien machen; es hätte nicht viel gefehlt, daß ihn seine glückliche Laune, die ihn überall zu begleiten scheint, hier verlassen, es ist alles au pied de la lettre wahr, was er Ihnen erzählen wird; doch müssen Sie der Billigkeit wegen hinzudenken, daß er eben im unglücklichsten Moment für einen Fremden hier ankam; die schöne Welt ist zerstreut auf den Gütern, oder in den Bädern, und nur die Quintessenz der Wiener ist jetzt hier anzutreffen; das größte Unglück aber war unstreitig, die Arnstein nicht hier zu finden; ihr Haus ist einzig in seiner Art, so wie sie selbst es ist; es ist beinah der einzige Standpunkt, von dem man Wien recht würdigen und genießen kann; man ist bei ihr in guter Gesellschaft, ganz ohne Zwang, so comfortable, wie nur immer in seinem eignen Hause, und sieht von da aus das Treiben der Wiener und ihren Ernst und Spaß, wie in einem täuschend gemahlten Guckkasten, ohne gedrängt und gestoßen, oder von der unerhörten Geschmacklosigkeit und plumpen Frivolität in jedem Punkt des Gefühls beleidigt zu werden. — Ich müßte zu viel schreiben, wenn ich Ihnen auch die Rückseite dieses Gemähldes schildern wollte, und deutlich könnte ich's doch nicht machen; kommen Sie her, liebste Levina, und sehen Sie mit Ihrem einzigen Blick mehr, als ich Ihnen je sagen könnte; gereuen würde Sie es nicht, trotz allen Horreurs, die man Ihnen erzählen wird und die alle buchstäblich wahr sind; auch mich reut es nicht, hierher gegangen zu sein, obgleich manche Verhältnisse hier, und besonders manche Menschen, mit denen man leben muß, alles übertreffen, was ich mir je in der übelsten Laune hätte denken können, obgleich die zwei Jahre, die ich nun hier bin, völlig für mich verloren sind, ja so ganz verloren, daß ich mich selbst nicht mehr erkennen und finden kann, — aber, sei es nun, daß mir die Augen jetzt geöffnet sind, weil ich doch einmal

zu Verstand kommen mußte, oder daß dieser Widerspruch, der ewige Kampf, so wirkt, in dem mein Gemüth sich mit allem, was es affiziren kann, befindet, ich bin auf einmal erwacht, und sehe nun, daß ich bis jetzt weder das rechte gewollt, noch gethan, daß grade die Ideen, die ich am liebsten in mir pflegte, denen ich die größten Opfer brachte, gar nichts taugen, kurz ich bin jetzt da, wo andre Frauen schon in ihrem vierzehnten Jahr sind, nur mir war es vergönnt, bis zum vierundzwanzigsten in einer andern Welt zu leben, die mir aber freilich auch nicht gefallen konnte, eben weil ich allein war; jetzt geht nun noch alles bunt durch einander vor meinen Augen, ich weiß mich noch nicht recht zu finden, und darum kann ich nicht von meinen Wünschen und Planen sprechen. — Doch, sehe ich es nicht zu deutlich, in meinem Leben bis jetzt, wie es enden wird? ich werde immer durchgehends von allen Menschen und Menschenarten geschätzt und geliebt und nicht gekannt sein, ich werde Theilnahme für Alle, und niemand sie für mich haben, ich werde meine kleinen Opfer bringen, die keinem eigentlich nützen, und mir meine Existenz verderben — dann legt er sich zu seinen Vätern nieder, und er kömmt nimmer wieder!! Amen! Ich habe schon so viel geschrieben, und Ihnen noch kein Wort über Ihren herrlichen Brief gesagt, wahrhaftig nicht aus Sucht von mir zu sprechen, weiß ich denn nicht, daß alles, was ich bin und was ich von mir sagen kann, nicht eins von den gescheidten und liebenswürdigen Dingen werth ist, die in dem Briefe stehn? wirklich ist er köstlich dieser Brief, und Sie hätten mir keine größere Freude machen können, als mir eben einen solchen zu schreiben, ich habe bei einigen Stellen vor Vergnügen laut aufschreien müssen. Ja wohl wirkt sie, diese lumpige Welt, wenn man endlich schon ganz am Ende und kraftlos zu sein glaubt. Trotz meinen auf nichts hoffenden Augen habe ich doch eben diese Erfahrung in ihrer ganzen

Stärke gemacht; Ich könnte Ihnen das erzählen, es würde Sie sogar interessiren, aber ich kann es höchstens erzählen; jetzt bin ich aber auch fertig und gescheidt genug, von der Welt nichts mehr zu erwarten, als was sie mir geben kann, ich halte keinen Menschen mehr für besser als mich selbst, und wenn ich eine schöne Gegend sehe, fällt mir gar nichts weiter dabei ein, als daß es Bäume, Wiesen und Felder sind! — Freilich hätte ich vieles darum gegeben, mit Ihnen, liebe Rahel, in Paris zu sein, ich hätte auch hinkommen können, wenn ich es noch einmal hätte versuchen wollen, die jetzigen Unannehmlichkeiten meiner Lage, mit großer Unruh und vielem Verdruß und Sorge, gegen andre zu vertauschen, die vielleicht noch größer wären; übrigens wäre ich auch dann erst künftigen Monat hingegangen, und hätte Sie also doch verfehlt, ich will erwarten, was mir die Zeit bringt. — Wenn Sie mir aus Paris geschrieben haben, so macht mir diese Nachricht nur jetzt den Verdruß zu erfahren, daß ein Brief von Ihnen verloren gegangen ist, ich habe in undenklicher Zeit keine Zeile von Ihnen, und so wären Sie mir noch eine Antwort schuldig, denn ich habe Ihnen damals durch Wiesel geschrieben. — Von dem höre ich auch nur zufällig, er geht jetzt nach der Schweiz mit Vetter und seiner Frau, die übrigens sehr intim mit Roux sein soll. Das sind Geschichten! Aber sehr natürliche, die übrigens ihm weder unerwartet, noch unangenehm sein können. Ich darf dreist behaupten, daß ich seit Wiesels Abreise kein gescheidtes Wort gehört habe, avouez que cette abstinence est un peu forte! —

Sie bekommen jetzt eine ganze Wiener Kolonie nach Berlin, die Prinzessin Eybenberg ist wahrscheinlich schon dort, und Arnsteins kommen bald. Henriette A. wird Sie wahrscheinlich sehr suchen, und Sie werden ein recht liebliches Geschöpf finden, ihre Furcht vor Ihnen wird jetzt aufgehört haben, nun ihr Kousin, den sie so adorirt, Sie

ihr schon näher bekannt gemacht haben wird. — Ich weiß nicht, warum es mir immer ist, als kämen Sie mit ihnen her, ich sehe gar keine raison suffisante dazu, aber mir würde genügen, Sie hier zu sehn, ganz ohne raison. — — Brinckmann hat mir Einmal aus Berlin geschrieben, sein Brief begleitete einen von Luise von Berg —, es fällt mir schwer auf's Herz, indem ich ihren Namen schreibe, daß ich ihr noch nicht geantwortet — und war wenig mehr als ein Kouvert. Doch schreibt er mir von Ihnen, daß er sehr zufrieden mit Ihnen sei, daß Sie wo möglich noch interessanter geworden wären, ja er giebt Ihnen sogar die Erlaubniß wieder nach Paris zu gehn, denn Ihnen sei der Aufenthalt dort nützlich gewesen. — Humboldts also auch wieder bei Ihnen! Kömmt denn gar kein ächter Mensch mehr durch Wien! Jedes kömmt an seinen Ort —!

Wenn Sie wirklich nach Schlesien gehn, wäre es für Sie ein Leichtes, und eine sehr angenehme Reise, wenn Sie über Wien gehn. Wie unendlich würde es mich freuen! Doch bereite ich Sie gleich vor, und bitte Sie, machen Sie mir keine Vorwürfe über meine Verhältnisse und Lebensweise; ich sehe alles, und kann nichts ändern! — Wenn Sie doch kämen! Ich trage Ihnen viel freundliche Grüße für Burgsdorf auf, wenn Sie ihn sehen; er war so liebenswürdig, sich meiner zu erinnern. — Können Sie es denken, daß ich ein solches monster of ingratitude bin, und der Herz seit mehr als einem Jahr nicht geschrieben habe? ich mache mir wirklich Vorwürfe darüber, aber da Sie mir's schwerlich vergeben wird, mag mir's nun Gott vergeben!

Es war doch wohl nicht Ihr Ernst, daß Sie Ihren Brief wieder zurück verlangten? daraus wird nichts, er ist so einzig, wie er — wahrscheinlich bleiben wird! Leben Sie wohl, liebste Rahel, ich grüße und umarme Sie herzlich, und wünsche kaum etwas sehnlicher, als Sie bald wieder zu sehn. Ich grüße Möllendorf, wenn er zurückkömmt, es

hat mir leid gethan, nichts für ihn thun zu können, als seinen Ennui bedauern.

Die Liman hat mich nicht einmal durch Herrn von Quast grüßen lassen, hat mir auch nie geantwortet, aber ich grüße Sie dennoch, und Ihre Schwägerin auch. Wie lebt Schwester Röschen? Ist es wohl möglich, daß Sie mir bald einmal wieder schreiben, so sagen Sie mir das auch. Adieu. Ihre

Henriette.

4.

An Ludwig Robert.

Horchheim bei Koblenz, den 7. August 1821.

Es ist Ihnen, mein lieber Freund, mit den Guten, zu denen Sie mich so freundlich rechnen, ergangen, wie es uns wohl im Allgemeinen mit dem Guten geht. Wir suchen es in weiter Ferne, während wir es unbewußt ganz in unsrer Nähe haben. Ich kann es Ihnen nicht genug sagen, wie sehr ich es, seit ich Ihren Brief über Paris hierher erhielt, noch stündlich bedaure, daß ich von Ihrem Aufenthalt in Karlsruhe nichts wußte. Ich war mit meinem Zögling während drei Wochen in Baden, und am 31. Juli fuhren wir über Karlsruhe hierher! In dem reizenden Städtchen, das ich mir in Gedanken zu meinem künftigen Aufenthalt wählte, hätte ich mich so gern etwas aufgehalten, nur das unangenehme Gefühl des Fremdseins, und besonders eine Art von übler Laune darüber, daß ich Ihre Schwester und Varnhagen nicht mehr da finden sollte, machten, daß ich nach einigen Stunden weiterfuhr. Ich werde es lange nicht vergessen, wie viel Vergnügen es uns Beiden gemacht hätte, uns nach so langer Zeit wieder zu begegnen! — Ich werde mich Ihres Auftrags mit Eifer annehmen, aber wird Ihre Empfohlene nicht ungeduldig werden, bis es mir gelingt, ihren Wunsch zu erfüllen, da ich wohl erst in sechs Wochen wieder in Paris sein werde,

weil meine Kleine noch die Bäder in Embs brauchen soll. In dem Hause ihres Vaters sehe ich leider keinen Platz, der Ihrer Empfohlenen anstehn könnte, doch ist es allerdings wahr, daß man jetzt in Paris oft Deutsche sucht. Was ich also werde thun können, um solche Familie zu erfragen, soll mit dem bereitwilligsten Eifer geschehn, und es bleibt mir nur der Wunsch, daß es mir bald gelinge. Ich höre, daß eine Gräfin Rapp in Embs ist; im Fall es die Frau des Generals ist, wie denn wohl zu vermuthen steht, so werde ich ihr den Brief der Demoiselle übergeben.

Was Sie nach Karlsruhe geführt, scheint mir unbegreiflicher, als daß Sie es jetzt zu Ihrem Aufenthalt wählen, und sich dort häuslich niederlassen. Ich habe einen gleichen Wunsch nie so lebhaft gefühlt, als eben da! Es ist ein so freundliches Städtchen, die Einwohner scheinen mir gebildet und nicht überbildet, in der Nähe sind die herrlichsten Gegenden, die Gott geschaffen, kurz es ist mir in der Seele ein dauerndes Bild davon geblieben! Ich wünsche Ihnen Glück, lieber Freund, zu allem was Sie unternehmen, und da nach meiner Meinung das eigentliche Glück ein Resultat unsrer Handlungsweise ist, so werden Sie's finden.

Wenn Sie Ihrer lieben und von mir geliebten Schwester schreiben, so sagen Sie ihr in meinem Namen, daß ich in Baden von ihr mit Liebe und wirklichem Enthusiasmus habe sprechen hören; es thut gar nichts, daß die äußerst liebenswürdige Frau, die so von Ihrer Schwester mir gesprochen, die Großherzogin Stephanie ist, aber mir ward sie um so vieles lieber dadurch.

Grüßen Sie auch Varnhagen von mir auf's beste! Ich bin in diesem Augenblick bei meinem ältesten Bruder, der ein Landhaus bei Koblenz hat. Morgen reise ich nach Embs. Leben Sie wohl, lieber Robert, und bedauern Sie es, so wie ich, daß wir uns nicht gefunden!

Ihre ergebene

Marie Henriette Mendelssohn.

III.

Fürst von Ligne.

Karl Joseph, Fürst von Ligne.

Umständlich und genügend über den Fürsten von Ligne zu sprechen, dürfen wir nicht unternehmen. Die frische Munterkeit und anmuthige Feinheit französischen Geistes, der ätherische Flattersinn und tapfre Materialismus eines verschwundenen Zeitalters, müßten wieder auftauchen, und ein neues Jugendleben anfangen, um eine solche Gestalt und Liebenswürdigkeit, wie der Fürst von Ligne war, den ganz fremdartig dazu blickenden Augen unsrer heutigen Welt gehörig zu vergegenwärtigen.

Geboren den 23. Mai 1735 zu Brüssel, aus einem der ältesten und berühmtesten Geschlechter der Niederlande, war er früh berufen, alle Vortheile der großen europäischen Welt glänzend mitzugenießen. Durch die Lage seines Vaterlandes und die Verhältnisse seines Hauses konnte er gleicherweise nach Frankreich wie nach Oesterreich gezogen werden, und wiewohl seine staatsbürgerliche Stellung ihn ganz dem letzteren Lande zueignete,

so hatte er doch nicht minder in Frankreich eine Art gesellschaftlicher Heimath, die sich überall hin erstreckte, wo französische Lebensart und Bildung sich geltend gemacht hatten, also in jeder Hauptstadt und an jedem Hofe, bei Friedrich dem Großen und bei Katharinen in Rußland, wie in Wien, und in Paris selber.

Er zeichnete sich im siebenjährigen Kriege durch glänzende Tapferkeit aus, und gelangte nach und nach zu den höchsten Ehrenstufen des Kriegsdienstes. Er machte Reisen und knüpfte Verbindungen, welche politisch bedeutend waren. Er lebte am Hofe zu Versailles in der angesehensten und vertraulichsten Wirksamkeit. Eben so am Hofe der Kaiserin von Rußland. In Wien war der Mittelpunkt seines Ansehns, seiner Ehren und Würden, des großen verwandtschaftlichen Zusammenhanges, in welchen Geburt und Rang ihn gestellt hatten. Aber alle Vorzüge und Würden, Auszeichnungen und Verdienste mußten sich bei ihm gleichsam unterordnen, und nur seine Haupteigenschaft tragen helfen, die liebenswürdige Gabe des Umgangs, der gesellschaftlichen Heiterkeit. Der tapfre Kriegsmann, der Feldmarschall, der Fürst, der Grand von Spanien, der Ritter des goldnen Vließes und Kommandeur des Marien-Theresien-Ordens, der Inhaber eines Regiments, der Verwandte der mächtigsten Häuser, der Gefährte und Liebling der größten Herrscher Europa's, alle diese verschwanden in der freundlichen Persönlichkeit, die nur gefallen, wohlthun, erfreuen, beleben, und dadurch allein gelten und gewinnen wollte.

Wir können hier das Bild dieser Persönlichkeit nicht besser andeuten, als indem wir die bezeichnenden Worte der Frau von Stael entlehnen, die vor dem Auszuge, den sie aus den Schriften des Fürsten gegeben, sich also über ihn vernehmen läßt:

„Das Gespräch von Männern, die durch ihren Geist der Unterhaltung berühmt sind, nicht selbst genossen zu haben, wird man immer bedauern müssen, denn was von ihnen erzählt wird, kann davon nur eine unvollkommne Vorstellung geben. Die Redewendungen, die Witzworte, alles was sich festhalten und wiederholen läßt, kann nimmer diese jeden Augenblick erfüllende Grazie, dieses Treffende des Ausdrucks, diese Eleganz in den Manieren schildern, welche den Zauber der Geselligkeit ausmachen. Der Feldmarschall Fürst von Ligne ist von allen Franzosen als einer der liebenswürdigsten Männer Frankreichs anerkannt worden, und selten gestehen sie dieses Lob solchen zu, die nicht unter ihnen geboren sind. Vielleicht sogar ist der Fürst von Ligne der einzige Fremde, der in der französischen Geistesart Muster geworden ist, anstatt Nachahmer zu sein. Er hat viele nützliche und gründliche Aufsätze über Geschichte und Kriegskunst in Druck gegeben. Er hat die Verse und die Prosa mitgetheilt, zu denen er in seinen Lebensumständen Anlaß gefunden, immer ist Geist und Eigenthümlichkeit in allem, was von ihm ausgeht; allein seine Schreibart ist oft nur Sprechart (du style parlé), wenn man so sagen darf. Man muß sich den Ausdruck seines schönen Gesichts dabei vorstellen, die eigne Mun-

terkeit seines Erzählens, die Natürlichkeit, mit der er sich dem Scherz überläßt, und man wird denn auch noch die Nachlässigkeiten seines Schreibens lieben. Ist man aber nicht unter dem Zauber seiner Gegenwart, so zergliedert man einen Schreibenden, den man stets hören muß, indem man ihn liest, als einen Schriftsteller; sehr mit Unrecht, denn selbst die Fehler seines Stils sind eine Grazie in seinem Gespräch. Was vielleicht grammatisch nicht ganz klar ist, wird es durch die glückliche Herbeiführung, durch die Feinheit des Blickes, die Tonbeugung der Stimme, genug durch alles, was der Kunst zu sprechen tausendmal mehr Hülfsmittel und Reize verleiht, als die Kunst zu schreiben besitzt."

„Es ist demnach schwer, durch den todten Buchstaben diesen Mann darzustellen, dessen Gespräch von den größten Genien und den erlauchtesten Herrschern als die edelste Erholung gesucht worden. Um jenes indeß so viel als möglich zu erreichen, habe ich seinen Briefwechsel und seine einzelnen Gedanken gewählt. Keine Art von Schriften vermag die persönliche Bekanntschaft mehr zu ersetzen. Ein Buch ist immer nach irgend einem System gemacht, welches den Verfasser dem Leser in einige Ferne stellt. Man kann wohl den Karakter des Schriftstellers herausrathen, allein sein Talent selber muß zwischen ihn und uns eine Art Fiktion setzen. Die von mir gewählten Briefe und Gedanken über verschiedene Gegenstände drücken zugleich das Träumerische und das Vertrauliche des Geistes aus; zu sich

selbst und seinen Freunden spricht man so: hier ist nicht, wie in La Rochefoucault, eine sich immer gleiche, immer folgerechte Meinung. Die Menschen, die Dinge und Ereignisse, sind dem Fürsten von Ligne vorübergeschritten. Er hat sie beurtheilt ohne Absicht und ohne Zweck, ohne ihnen den Zwang eines Systems auflegen zu wollen, sie waren so, oder wenigstens schienen sie ihm so diesen Tag. Und wenn dennoch Einklang und Zusammenhang in seinen Vorstellungen ist, so ist es der, welchen die Natürlichkeit und Wahrheit überall begründen."

„Ein Gespräch zwischen einem Freigeist und einem Kapuziner interessirt durch die liebenswürdige Kunst, mit welcher der Fürst von Ligne den Scherz auf den Unglauben zurückwirft, und seine eigne Grazie dem armen Kapuziner leiht, der die gute Sache vertheidigt. In der Mittheilung der Gespräche des Fürsten von Ligne mit Voltaire und Rousseau bemerkt man die tiefe Ehrerbietung, welche er für die Ueberlegenheit des Geistes hegte: man muß dessen so viel haben wie er, um weder Fürst noch großer Herr mit Männern von Genie zu sein. Er wußte, daß Bewundern edler ist als Beschützen; er war geschmeichelt von dem Besuche Rousseau's, und scheute sich nicht, diese Empfindung ihm zu zeigen. Einer der großen Vortheile eines hohen Ranges und eines erlauchten Blutes ist die Ruhe, welche sie in Betreff aller Eitelkeiten geben; denn, um sowohl die Gesellschaft als die Natur richtig zu beurtheilen, ist es vielleicht nöthig, beiden Dank schuldig zu sein."

„Am meisten dem Gespräch nähert sich der Briefwechsel, und durch den des Fürsten von Ligne kann man ihm in sein thätiges Leben folgen; man kann darin die unermüdliche Jugend seines Geistes wahrnehmen, die Unabhängigkeit seiner Seele, und die ritterliche Fröhlichkeit, die ihm besonders durch gefahrvolle Umstände eingehaucht wurde. Seine Briefe sind an den König von Polen, dem er von zweien Zusammenkünften mit dem großen Könige von Preußen Bericht abstattet; an die Kaiserin von Rußland, an den Kaiser Joseph den Zweiten, an Herrn von Ségur, über den Türkenkrieg; an Frau von Coigny, während der berühmten Reise in der Krim; diese Briefe flößen also durch ihren Gegenstand und durch die Personen, an die sie gerichtet sind, ein doppeltes Interesse ein. Der Fürst von Ligne hat Friedrich den Zweiten, und besonders die Kaiserin von Rußland, im Kreise der vertraulichsten Geselligkeit gesehen, und was er davon sagt, macht uns in dieser Gesellschaft mitleben. Das Bildniß des Fürsten Potemkin, welches man in den Briefen an Herrn von Ségur findet, ist wahrhaft ein Meisterstück. Es ist nicht gearbeitet wie jene Bildnisse, die mehr den Mahler zeigen, als den Gegenstand. Man sieht den vor Augen, den der Fürst von Ligne beschreibt: allem giebt er Leben, weil er nirgends Kunst anwendet. Wer ihn kennt, weiß, daß es nicht möglich ist, jeder Art von berechneter Absicht mehr fremd zu sein; seine Handlungen gehen immer aus freiem, unvorbereitetem Antrieb hervor: er begreift die Sachen und die Menschen durch

eine plötzliche Eingebung, und der Blitz, noch mehr als das Tageslicht, scheint ihm Leitung zu sein."

„Angebetet von einer liebenswürdigen Familie, geliebt von seinen Mitbürgern, welche in ihm die Zierde ihrer Stadt sehen, und sich mit ihm vor den Augen der Fremden wie mit einem Naturgeschenk schmücken, hat gleichwohl der Fürst von Ligne sein Leben in den Kriegslagern, aus Neigung und Hinreißung, weit mehr bloßgestellt, als seine Kriegslaufbahn es erforderte. Er glaubt sich glücklich geboren, weil er wohlwollend ist, und meint, daß er dem Schicksal eben so gefalle, wie seinen Freunden. Er genießt des Lebens wie Horaz, doch setzt er es der Gefahr aus, als hätte der Genuß desselben keinen Werth für ihn. Seine Tapferkeit hat die glänzende und ungestüme Art, die man gewöhnlich der französischen Tapferkeit beimißt. Man darf vermuthen, daß der Fürst von Ligne in den letzten Kriegen gewünscht habe, sich öfter die Gelegenheit dargeboten zu sehen, seine französische Tapferkeit gegen die Franzosen auszuüben: dies ist die einzige Stelle unbefriedigten Ehrgeizes, die man in einem Manne wahrnimmt, dessen philosophische Fassung man loben müßte, wenn für solche gelten dürfte, sich mit der Absicht des Gefallens und dem immerwährenden Gelingen zu begnügen."

„Er hat ein großes Vermögen mit einer bewundernswürdigen Sorglosigkeit eingebüßt, und einen sehr seltnen Stolz darin bewiesen, daß er nichts gethan, um diesen Verlust zu ersetzen. Nur ein einzigesmal ist seine Seelenruhe getrübt worden, durch den Tod seines ältesten

Sohnes, der getödtet wurde, indem er sich in den Gefechten gleich seinem Vater bewährte. Da suchte der Fürst von Ligne vergeblich Hülfe bei seiner Vernunft und selbst bei dem Leichtsinne des Geistes, der nicht nur zur Anmuth dient, sondern bisweilen auch die Schmerzen der Seele zerstreuen hilft. Er war in's Herz getroffen, und seine Bemühung, dies zu verbergen, machte die Thränen, die ihm entschlüpften, nur um so schrecklicher. Diese Furcht, gefühlvoll zu erscheinen, wenn man sich bisweilen über das Gefühl zu scherzen erlaubt hat; diese Scham der väterlichen Zärtlichkeit in einem Manne, der den Andern immer nur seine Mittel zu gefallen und zu bezaubern gezeigt hatte; dieser ganze Kontrast, diese ganze Mischung von Ernst und Munterkeit, von Scherz und Vernunft, von Leichtigkeit und Tiefe, machen den Fürsten von Ligne zu einem wahren Phänomen: denn der Geist der Geselligkeit, in dem hohen Grade, wie er ihn besitzt, giebt selten so viele Grazie und läßt dabei so viele Tüchtigkeit bestehen. Man möchte sagen, die Bildung sei in ihm auf dem Punkte stehen geblieben, wo die Völker nie stehen bleiben, nämlich wenn alle rohen Formen gemildert sind, ohne daß irgend Wesentliches dabei gelitten hat."

„Wir wollen die einzelnen Meinungen des Fürsten von Ligne weder bestreiten, noch bestätigen. Uns genügt, einige zerstreute Züge einer stets wechselnden, stets pikanten Unterhaltung zusammenzustellen, wo die Wortspiele und die Gedanken, der Ernst und der Scherz immer an ihrer Stelle und jedem Tage gemäß sind, was man

auch an andern darüber sagen möge. Das Vorrecht der Grazie scheint zu sein, sich gleich gut mit allen Gattungen, allen Partheien und allen Ansichtsarten zu vereinigen. Sie berührt nichts rauh genug, um zu verletzen, noch selbst ernsthaft genug, um zu überzeugen, und niemals erschüttert sie das Leben, das sie verschönert."

„Ich könnte das Bildniß des Fürsten von Ligne noch lange fortsetzen, denn man sucht tausend verschiedene Wendungen, um zu schildern, was unaussprechbar ist, ein Naturell von Reiz erfüllt. Aber nachdem alle Worte versucht worden, müßte ich immer noch sagen wie Äschines: Wenn ihr über das erstaunt seid, was ich von ihm erzähle, was würde es erst sein, wenn ihr ihn gehört hättet!"

Dieser treffenden Schilderung, welche der in solchen Aufgaben meisterhaften Hand der Frau von Stael zu verdanken ist, fügen wir noch wenige Worte hinzu.

Der Fürst von Ligne war mit einer Fürstin von Liechtenstein verheirathet. Sein ältester Sohn Karl, fiel, im Kriege gegen die Franzosen, wie schon erwähnt, im Jahre 1792 bei Boux in der Champagne; er war Oberst und hatte sich im Türkenkriege beim Sturm von Sabatsch ausgezeichnet und den Theresienorden erlangt; ein jüngerer nahm an den Unruhen in den Niederlanden einigen Theil. Durch seine Töchter wurden der Fürst von Clary und Aldringen, der Graf von Palffy und der Freiherr von Spiegel seine Schwiegersöhne.

Seine sämmtlichen gedruckten Schriften betragen ber vierzig Bände. Die bisherigen Auszüge sind nach

allzu eingeschränkten Gesichtspunkten gemacht. Sein schriftlicher Nachlaß ist nicht vollständig mitgetheilt, sondern das Meiste unterdrückt worden. Er stellte allerdings nur in dem milden Maße, wie es bei seinem Karakter und in seinen Lebensumständen sein mußte, für die Welt, welche ihn zunächst umgab, eine Art Widerspruchs- und Tadelfreiheit vor, und manche seiner Scherze konnten ängstlichem Sinne verfänglich dünken. Die Rückwirkung davon konnte er auch bei Lebzeiten hin und wieder deutlich wahrnehmen.

Er hatte keine Gelegenheit, in den Revolutionskriegen als Befehlshaber zu glänzen, weil früher die durch einige Scherzreden gereizte Ungunst des Ministers Freiherrn von Thugut ihn von den Feldzügen ausschloß; späterhin that es sein Alter. In den Gesellschaften von Wien, in dem Badaufenthalt von Töplitz, den er alljährlich besuchte, lebte er in steter Ausübung der ihm angebornen Eigenschaften ein regsames und erfülltes Leben, das ihm für den Tag genügen konnte. Seine Erzählungen, sein Witz und Scherz, meist ohne Bitterkeit und Haß, konnten doch bisweilen auch zu scharfen Waffen werden, und empfindlich treffen. Der Kaiser Napoleon fühlte solche Stiche, und ließ den leichten Aeußerungen eines Spottes, dem er nicht mit gleichen Waffen begegnen konnte, in seinen Zeitungen mit einiger Herbheit antworten, über welche jener dann wieder scherzte.

Man könnte aus seinen letzten Jahren noch eine Menge Züge zusammenstellen, Munterkeiten, Einfälle,

Witz und Scherz jeder Art, bisweilen in kleinen Abentheuern, woraus sich ein sprechendes Bild seines ganzen Wesens erheben müßte. Das Meiste ist bloß mündlich in Umlauf, und geht auf diese Weise unfehlbar unter. Unsrerseits Beiträge zu liefern, müssen wir uns diesmal versagen, indem dazu mehr Raum und Freiheit gehörte, als wir uns hier erlaubt halten.

Ein kleiner Vorgang, eben so bezeichnend für Rahel als für den Fürsten, sei gleichwohl hier aufbewahrt. Im Jahre 1811 befand sich unter den Badegästen zu Töplitz ein Franzose, der seine geselligen Ansprüche bestens geltend machte, aber in dem Verdachte stand, dem Herzoge von Rovigo seine Wahrnehmungen zu berichten. Für ihn war der Fürst von Ligne eine unschätzbare Bekanntschaft, er drängte sich an die Personen, die jener zu besuchen pflegte. Eines Abends, in Erwartung des Fürsten, prahlte er gegen Rahel, wie er heute denselben auf die Kaiserin Katharina bringen wolle, und wie er das Gespräch dahin leiten würde. Als der Fürst gekommen war, wußte der Franzose gar nichts vorzubringen, sondern blieb in anmaßlichem Bemühen doch nur befangen sitzen. Dies mochte eine Stunde gedauert haben, als Rahel ungeduldig diese launige Wendung ersann. Der Fürst von Ligne saß neben ihr, sie ließ ihn das Ohr neigen, und flüsterte ihm zu: „Ich werde gleich eine dumme Frage an Sie richten!“ Sehr wohl! erwiederte, leicht auch mit der ihm noch unbekannten Absicht einverstanden, der gute Fürst mit allerliebstem Gleichmuthe. Nach einer Pause fragte

Rahel dann ganz laut: „Lieber Fürst, haben Sie die Kaiserin Katharina gekannt?“ O gewiß! versetzte dieser, als wäre es ganz natürlich, dies Allbekannte nicht zu wissen, und ging nun ohne weiters zu den lebhaftesten Erzählungen über. Mit welchen Gesichtern der Franzose diesen Einfall aufnahm und verarbeitete, ist unmöglich zu beschreiben, eben so wenig das Lachen und die Scherze, als dem Fürsten nachher der Zusammenhang erklärt wurde; diese Abfertigung des anmaßlichen Fürwitzes gefiel ihm ungemein.

Der Fürst von Ligne erlebte noch den großen Kongreß von Wien, wo die Feste leichter als die Geschäfte in Gang kamen, und sein berühmtes Wort veranlaßt wurde: „Der Kongreß tanzt wohl, aber geht nicht.“ Bald nachher ward er ernstlich krank, er scherzte noch immer, seine gute Laune wich dem Schmerze nicht, noch der Gefahr; er verhieß ein neues, von den Fremden noch nicht gesehenes Schauspiel, das Begräbniß eines österreichischen Feldmarschalls. Als endlich Erstickungsanfälle kamen, wurde es ihm doch zu arg, ernstlich sagte er: „Das geht über den Scherz!“ Und nun war es mit ihm aus, nur in jenem Gebiete konnte er leben. Er verschied neunundsiebzig Jahr alt am 13. Dezember 1814.

Einige Verse und Briefe, wie er deren ergiebig an Freunde und Freundinnen zu richten pflegte, haben sich von ihm auch an Rahel, zum Theil in fremder Verwahrung, erhalten, und sie mögen zum Andenken des

geistreichen und herzlichen Greises, dessen Gleichen die Welt so bald nicht wiedersehen wird, hier den wenigen Raum wohl verdienen. Viele andre Blätter sind verloren, zerstört oder auch wohl bittweise der ersten Hand entzogen worden, um in zweiter mit besserem Nutzen zu glänzen, als jene davon haben wollte. —

1.

A Mademoiselle Robert.

(Avec les Fables de La Fontaine.)

Vous qui réunissez tous les genres d'esprit,
Vous aimez, j'en suis sûr, aussi celui des bêtes.
Celles de La Fontaine ont de meilleures têtes
Que les habiles gens de ce siècle maudit.
Rois, Prêtres, Généraux, Courtisans et Ministres
Échapperaient peut-être à leurs destins sinistres,
Si de ces animaux ils avaient le bon sens,
Le tact, la bonne foi, le coeur, ou les talens.
Pour moi, de vos amis le copiste fidèle,
Prenant sans le savoir le singe pour modèle,
J'imite bien les gens qui vous connaissent bien,
Car je compte déjà ne leur céder en rien!

Toeplitz, 1796. **Le prince de Ligne.**

2.

A Mademoiselle Robert.

Parmi tant d'inutilités
Du siècle le cachet en futilités
J'ai rencontré ce qui sur votre cheminée
De moi pourra rappeller la pensée.
C'est pour mettre du sel à ce que l'on m'a dit:
Mais vous en mettez tant, surtout dans votre esprit,
Qu'à ce sujet vous n'en pourrez rien faire.
On croit que pour un oeuf ce meuble est nécessaire.

D'autres disent, pour cacheter
Qu'il faut y mettre des oublies.
Ce nom m'est odieux, et fait pour rebuter.
Non; tant de qualités par moi si bien senties
A jamais par l'oubli ne seront amorties.
Vous vivrez, je vivrai, sans cesse, dans les coeurs
Qui mettent l'amitié dans le rang des bonheurs.

Berlin, 1804. **Le prince de Ligne.**

3.

De votre bon ancien Töplitz, ce 5. ou 6. Oct. 1810.

Je veux déposer, chère mademoiselle, entre vos mains tous mes sentimens pour votre amie. Ce sera de loin bien de l'amitié: et de près bien de l'amour, malgré ses principes. — Qu'est-ce qu'ils me font? Je ne prie jamais qu'on m'aime, et personne ne peut pas m'empêcher d'aimer, ce qui fait plus de plaisir encore. — L'espérance est un tourment. Heureusement je n'en ai pas; car je ne dormirais pas jusqu'à ce que je la revoie, si j'en avais — je me dirais: quand viendra ce jour... ou plutôt cette....

Le jour que je la reverrai sera le plus beau jour de ma vie, sans que mes autres jours jusqu'à celui-là en soient les plus malheureux. Mes souvenirs les embellissent. Tantôt je penserai à la finesse de sa physionomie, et de son esprit; tantôt à sa morale, à sa logique, son excellent ton, son tact, ses yeux, ses connaissances, et son amabilité. — Tantôt je me rappellerai sa bonne conversation, sa confiance, les petits vers que j'ai faits pour elle, avant de l'aimer en prose; c'est-là la seule manière: car vos Érotiques de la littérature sont confus, exagérés; les notres sont fades, et les uns et les autres point amoureux.

J'ai pour cette chère amie l'enthousiasme du coeur qui vaut mieux que celui de la poésie dont la chaleur, s'il y en a, ne tient qu'à l'esprit. Parlez-lui de moi souvent, chère mademoiselle, je l'oblige par-là à me rappeller aussi à votre souvenir qui m'est bien précieux; il faut bien que cela soit vrai, puisque ce n'est que par hassard que je vous le dis, et que ma paresse m'a fait négliger même de vous en faire assurer: mais vous, femme distinguée, digne amie d'une femme distinguée, vous devez vous douter que vous laissez aussi des traces ineffaçables après vous. Votre manière de sentir, de dire, d'exprimer à demi-mot et d'exciter le désir de vous plaire en sont un sûr garant.

Je crois bien souvent vous entendre, tant je vous connais ou devine. Je déteste la mémoire, car elle n'est souvent qu'une machine à regrets. Je voudrais presque oublier cette trop adorable madame **.

Non, cela n'est pas possible, heureusement, et malheureusement. Je l'aime trop pour cela. Je ne puis pas même oublier notre bon Gualtieri qui nous aimait. Venez ici l'année prochaine, je vous le demande à genoux. Venez avec elle. Je me serais pendu, il y a trois jours, si elle m'avait aimé tout à fait. Son petit intérêt que je demande, moins triste que l'estime, plus piquant que l'amitié, moins fou que l'amour, fera le charme de ma vie.

Occupez vous de sa santé, qui m'occupe tant sans m'inquiéter; qu'elle ne s'en inquiète non plus; mais qu'elle la soigne. Arrêtez son imagination. — Les charmes de la votre serviront à cela. —

Si je n'avais pas trop ri du billet de madame de Pachta, je lui aurais répondu

Pour ne plus s'aimer faut-il donc se haïr?

Sa folie est sombre et morose. La notre, c'est-à-dire la sienne et la mienne, il y a quinze ans, quatorze, et

presque treize encore, était du bon genre. Je ne veux plus être six ans sans vous voir. Il me semble que vous m'êtes devenue plus chère par nos sentimens pour cette chère amie! Oh comme elle vous aime! Comme nous vous admirions! Je suis bien triste, sans le savoir, sans le vouloir, de son départ. Hélas! je vois qu'on ne peut pas être esprit-fort en sensibilité. Je ne sais plus ce que je dis: mais je sens ce que je fais, en vous jurant à toutes les deux le plus tendre attachement.

Le maréchal prince de Ligne.

4.

Vienne, ce 16. novembre 1810.

Il n'y a pas un mot de votre part qui ne soit une chose. Le pauvre allemand — en son ehrlichen Sprache — rien que ces quatre lignes feraient la page d'une Française. Quand il y a des idées, des images, du neuf, du coeur, de l'esprit en dessus de celui de convention, aussi supérieurs dans ce qu'on écrit, on a beau dire qu'on perd par la traduction. Je suppose que vous ayez pensé en allemand, et que vous perdiez du côté du stile. Il n'est que la loi somptuaire de l'imagination.

C'est comme cela que, ne pouvant gueres lire que traduites les affinités électives, je déclare, malgré tant d'avis différens, la cabale des prétendus moraux qui sont à l'affût des prétendues immoralités, que c'est un ouvrage immortel, pour la profondeur, le piquant, l'inattendu, et le développement du coeur humain. Mittler est un personnage neuf, admirable, presque comique, et sert à la variété: et une Lucienne, dans la société, me ferait bien plaisir de rencontrer. —

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Oh! chère mademoiselle Robert, ange pour le coeur, et Robert le diable pour l'esprit, gardez moi une place dans l'un et dans l'autre; (et élargissez celle que j'occupe dans tous les deux chez l'adorable amie!) — Soyez ma bonne protectrice, et recevez les assurances d'attachement et d'admiration que je vous ai voués depuis bien longtems. —

(Je ferai parvenir ou remettrai moi-même à Sa Majesté l'Impératrice le livre de madame de Fouqué et vos bonnes intentions pour elle.) —

L. p. d. Ligne.

IV.

Wilhelm von Burgsdorf.

Wilhelm von Burgsdorf.

Das Bild eines preußischen, eines märkischen Edelmanns erscheint uns selten als nur dieses; seine wenig sichern Züge stellen sich gewöhnlich erst in den hinzutretenden des Kriegsmannes oder Staatsbeamten fest, welche allerdings für unsre Augen viel bestimmter und glänzender ausgeprägt sind. Um so bemerkenswerther und anziehender begegnet uns hin und wieder einmal neben der Mehrzahl derer, welchen ihr angeborner Stand nur als Begünstigung zu einem andern erwählten dient, auch wohl eine solche Gestalt, die sich in jenem völlig abschließt, und nichts weiter vorstellen noch erstreben will, als was darin schon hinreichend gegeben ist. Unstreitig liegt größere Bedeutung und höheres Verdienst auf derjenigen Seite, wo zu den Eigenschaften, welche dem Wirken und Verlauf der Vergangenheit verdankt werden, auch ein kräftiges Mitangreifen bei den lastenden Aufgaben der Gegenwart sich gesellt. Allein auch auf der andern Seite läßt sich eine Eigenheit der Ausbildung und des Dastehens nicht läugnen, welche nicht

minder ihren Werth und ihre Stelle behaupten darf. Manche wesentliche Menschenblüthe kann nur in edler Muße, in freier Selbstständigkeit, entfernt von Drang und Arbeit, gedeihen, und wo diese Gattung durch keinerlei oder nur schlechte Individuen vertreten wäre, da würde auch in den strengsten Lebensbeziehungen der Mangel dieses milden Elementes fühlbar sein.

Anstatt diese Sätze, deren ausführliche Erörterung einen ungemessenen Raum erforderte, weiter zu verfolgen, wenden wir uns lieber zu dem Gegenstande, der jene hier zunächst veranlaßt hat. Wilhelm von Burgsdorf ist lebendiges Beispiel, eine gelungene und bedeutende Darstellung des preußischen, des märkischen Edelmanns.

Aus einer der angesehensten Familien des Landes entsprossen, mit allen andern verwandt und verknüpft, dem Königlichen Hause von den Voraltern her zugethan und angenehm, mit ererbten Gütern und Ehren genugsam ausgestattet, fand der junge Mann jeden Weg offen, die für ihn so günstig gestellte Welt nach Wunsch und Neigung zu betrachten, zu genießen. Hätte hierin nur ein gemeiner Hang ihn beherrscht, so würden wir gar nicht von ihm zu reden haben. Allein ihn beseelte gleich anfangs etwas Hohes und Edles. Ihm sind alle Vorzüge nichts, ohne den der Bildung, kein Genuß befriedigt ihn, als in sofern der Geist dabei betheiligt ist. Ein schöner, angenehmer, belebter Mann, ist er doch vor allem ein gebildeter; die edelste Sitte, die feinste Geselligkeit zeichnen ihn aus; er hat Universitätsstudien

gemacht und fremde Länder gesehen; er besitzt die Kenntnisse und Fertigkeiten, die er wünschen mag, die ihm dienen können; von dem hohen Werthe schöner Kunst ist er durchdrungen; er ist den Tiefen der Wissenschaft nicht fremd. Vorurtheile beschränken ihn nicht, er darf leicht über sie hinausgehen. So schafft er sich zu dem gegebenen Lebensgebiet ein zweites, reicheres, gewähltes, ohne aus jenem herauszutreten.

Bei dem Hergebrachten konnte sein lebhafter Geist am wenigsten in dem Gebiete sich beruhigen, das insbesondere den Geist in Anspruch nimmt. Er hatte den Takt, das Bedürfniß, das Glück, den Muth kann man sagen, die alten ausgetretenen Wege vorschriftsmäßiger Ansichten zu verlassen, und mit den jungen unerkannten Genien der Zeit in frischen und glänzenden Bahnen vorzugehen. Statt vieler Belege stehe hier die eine Thatsache: Burgsdorf war der frühste, innigste Freund Ludwig Tieck's, bezaubert von dessen damals noch verkannter, ja bestrittener Dichtung, eingehend in die große Bewegung der Ansichten und Gebilde, in welcher eine neue Litteratur emporstieg. Tieck lebte längere Zeit bei Burgsdorf, dessen Verhältnisse und Umgebungen vielfach auf ihn einwirkten, und mit seinem Leben wie mit seinen Schriften unauflöslich sich verwebten.

Der Empfänglichkeit des Geistes entsprach in Burgsdorf eine nicht mindere Reizbarkeit des Herzens. Auch hier huldigte er, neben den Vorzügen der Jugend, der Schönheit und des Liebreizes, doch zumeist denen des

Gemüths, der geistigen Liebenswürdigkeit, des innern Werthes. Wie sein geistiges Interesse bei mangelnder Schöpferkraft nie in gefährliches Dichtenwollen sich verirrte, so ging auch seine Liebesneigung, unfähig großer gewaltiger Leidenschaft, nie über ein Maß hinaus, welches noch Begeisterung und Entzücken, aber nie das ganze Leben faßte. Vor allem war er ein liebevoller Freund, und aus dieser Eigenschaft entwickelten sich alle andern, zu dieser kehrten sie zurück. Eine frühe glänzende Heirath, welche ihm bereitet worden war, kam nicht zu Stande. Seine Neigungen waren vielfach, mehr durch innere Uebergänge in ihm als durch äußern Wechsel bedingt, und dabei immer ernst genug, um gar oft Folgen zu haben. In seinen Verhältnissen dieser Art mag er mit Recht dem Lothario in Wilhelm Meister verglichen worden sein. Erst in späteren Jahren, da das Leben gleichmäßigere Gestalt angenommen hatte, schritt er zu einem seinen Verhältnissen entsprechenden und ihn beglückenden Ehebündniß.

Die Bedrängnisse der Zeit hatten ihn genöthigt, seine Vermögensumstände mit größerer Sorgfalt zu beachten, als er früher gewohnt gewesen. Er bewies sich in diesen Geschäften, sobald sie nothwendig wurden, kundig und tüchtig. Er traf hinsichtlich seiner Güter die zweckmäßigsten und ersprießlichsten Anstalten. Uebrigens aber blieb er in seiner gewohnten Richtung, wollte weder Amt noch Einfluß, sondern lebte, mit Ernst und Würde zwar, aber doch fern von Anstrengung und Arbeit, den Betrachtungen der Welt und dem Genuß des Tages.

Es ist natürlich, daß eine solche Lebensstellung, wie Burgsdorf sie gewählt und durchgeführt hatte, im höhern Alter ihre bedenklichste Prüfung erfährt, denn die Vergangenheit hat für sich gelebt und liefert wenig Nachwirkung, die Gegenwart aber wird unergiebiger. Burgsdorf hat in diesem Betreff das Schlimmste nicht erfahren; mancher Ueberdruß mochte nicht abzuwehren, manche Unbefriedigung herbe zu empfinden sein. Doch ein völliges Veralten, mit allen Trübsalen eines solchen Zustandes, konnte er nicht erleben. Dazu war sein Gemüth zu reich, sein Geist zu frisch. Er starb nach längerer Kränklichkeit schmerzlich im Jahre 1822 in Dresden.

So war Burgsdorf. Ein Edelmann aus der Mark Brandenburg, auf der Höhe seines Standes und seiner Vortheile, in dem vollen Lichte seiner Zeit, ihrer geselligen, ihrer geistigen Ausbildung, mit allem Besten der Mitwelt in Bezug und Verkehr, ein wirklich schönes Bild persönlich und weltlich zusammenstimmender Begabung, durch sein Dasein mehr, als absichtliches Leisten es oft vermag, seinem Lebenskreise nützlich, erfreulich, und somit wirksam und einflußreich in der Nähe und Ferne.

Es würde höchst interessant sein, könnte sein Leben ausführlich geschildert werden, nach seinen äußern Vorgängen und innern Stimmungen. Doch hierzu ist schwerlich Aussicht.

Von seiner Bildung und seinem Sinne mögen die folgenden Briefe Zeugniß geben.

1.

Dresden, den 28. Oktober 1796.

Ich habe eben wieder die vier Briefe, die ich von Ihnen habe, gelesen, eine besondere Sehnsucht, mit Ihnen zu sein, trieb mich dazu. Ich weiß gewiß, daß ich es mit Ihren bisherigen und künftigen Briefen noch oft thun werde, so wenig es sonst in meiner Art ist. Denn nicht leicht treibt mich ein so tiefliegendes Bedürfniß zu einem Menschen, und zu allem, was ich von ihm habe. — Gewiß ist mir in Ihren ersten Briefen kein leichtes, freundliches, sinniges Wort entgangen, aber bei dem dritten Brief, den ich vor acht Tagen von Ihnen erhielt, steht meine ganze Seele still. Nennen Sie die andern darum nicht unwahr, weil dieser der wahrste ist, weil diese Sprache aus der verborgenen Tiefe Ihres Herzens kömmt. — Ja, ich bedaure Sie, meine liebe, liebe Freundin, ich fühle mit Ihnen den unausstehlichen Druck Ihrer Lage, ich will Sie nicht trösten. Ach wie weit bin ich entfernt, etwas in Ihrem Schmerz für übertrieben und überspannt zu halten! Der Schmerz über eine Lage, die nur noch eine äußere wäre, könnte bei Ihnen nicht so sein, das was sie in Ihnen so gewaltsam seit Jahren gewirkt hat, das beweinen Sie, das scheint Ihnen Disharmonie in Ihrem Innern. Es scheint und es ist. Die Vernunft könnte es als einen Schein widerlegen, und hätte Recht, aber höher als alle Vernunft ist ein reines Gefühl der Wahrheit, das rechtfertigt den Schmerz. In den leidenschaftlichen Momenten Ihrer hellen Seele ergreift Sie dies Gefühl, und wahrhaftig, ich habe diese Momente nie blind genannt. Ach es ist nicht, um Recht mit Ihnen zu

haben, denn ich bilde mir nicht ein, Sie zu durchschauen, — aber ich schwöre Ihnen zu, daß der heftigste Ausdruck des Schmerzes mir nie in Ihnen der bloße Effekt einer Anspannung geschienen hat, daß mich das scheinbar Unpassende einer Aeußerung nie irre machen konnte. Damals, als ich das erste hingeworfene Wort über Ihr Verhältniß mit Ihrem ältesten Bruder so lebhaft ergriff, als ich Sie plötzlich meinem geliebten Tasso so ähnlich fand, und öfter, — haben Sie ja an mir gesehen, daß ich Offenbarungen über Sie — aus mir selbst — habe, solche Offenbarungen, wie wir sie über die uns nächstverwandten Seelen haben, — zu dieser inneren Klarheit über Ihr eigentliches Wesen hätten mich Ihre Aeußerungen nie gebracht, wenn ich nicht oft einen tieferen Sinn in dem scheinbar Zufälligen, Unzusammenhängenden geahndet und oft gefunden hätte, wenn ich mich nicht schon im ersten Grade unserer Bekanntschaft entwöhnt hätte, es buchstäblich mit Ihnen zu nehmen. Fürchten Sie daher nicht, meine liebe Kleine, daß ich mich je sehr an Ihnen hintergehen könnte. Ihr Bild ist so ein Ganzes in meiner Seele, daß auch das scheinbar Heterogenste sich schnell darin einpassen würde, daß eine Täuschung nur einen Augenblick dauern könnte. Ich hielt Sie ein- für allemal keines B e d e u t u n g s l o s e n fähig, und wenn ich den Schmerz größer sah, als den sichtbaren Anlaß, so hielt ich ihn nur um so reifer präparirt in Ihnen, und das lernte ich nicht damals erst; in der allerersten Zeit unserer Bekanntschaft in Berlin fiel es mir einmal plötzlich auf die Seele, daß ein langer Schmerz Sie erzogen haben müsse, und seitdem sehr oft. Ich sahe oft Menschen mit stumpferen Sinnen vor dem, was diesen an Ihnen unzusammenhängend scheinen mußte, nicht ohne Ahndung stehn, sie nannten es sonderbar, und fühlten einen geheimen Respekt davor; mir, dem für die wenigen Menschen, die ich lieben kann, ein klarer Sinn gegeben ist, mir ward das Unzusammenhängende bald zum

Ganzen. Wer werth ist, Sie zu erkennen, der erkennt Sie auch, den machen Sie nicht irre, die Andern — die müssen Sie irre machen. Denn — ich komme darauf zurück — es ist wahr, daß eine Spur des erlittenen Schicksals an Ihnen sichtbar ist, daß man das früh gelernte Schweigen und Verbergen an Ihnen sieht. Ihre Erziehung hat Sie zu einer einseitigen Frivolität hinzwingen wollen, und hat höchstens den Aeußerungen über das Wichtigste, Tiefliegendste, einigen Zwang angethan, — sonst hat sie nichts über Sie vermocht. Nennen Sie das nicht eine große Disharmonie in sich, meine Liebe! Als solche kann es Ihnen nicht so schmerzlich sein, daß Sie so vielen Menschen so besonders fremd und unverstanden bleiben müssen. Aber jede Narbe, die das Schicksal dem Karakter läßt, stört Ihr Bewußtsein — so denke ich es mir —, und dann schmerzt Sie die Wirkung Ihres Schicksals, weil es Sie an das Schicksal selbst, an diese Jugend erinnert. — Nun kömmt die äußere, jetzt drückende Lage dazu, — und alles das verbindet sich in Ihrer Seele und ist Eins, Eine Klarheit und Ein Schmerz. Ach meine liebe, geliebteste Freundin, ich habe Ihre Thränen wohl verstanden, und wußte wohl, daß es der Thränen werth sei. Daß das Leben uns vor diesem Unglück nicht still stehen ließe, das pries ich damals für ein Glück, und daß es harmonisch sei sich dem Leben zu fügen und die Freude wie den Schmerz in sich aufzunehmen, das behaupte ich noch. Daß nur Stumpfheit uns gleichgültig gegen eine Disharmonie in uns — und sei sie nur die kleinste — machen könnte, daß aber, so oft in uns eine Disharmonie nur scheinbar ist, sie nur einer höhern Harmonie in uns dient, — das behaupte ich noch. Erkennen wir die, so beruhigen wir uns nicht durch ein unmögliches Kompensiren, sondern weil unsere Seele dann hat, wonach sie strebt. Zu dieser Art der Ruhe führt uns die Empfindung wie die Vernunft, denn alle erkennende Kraft ist am Ende Eins in

uns, alles ist ein Streben nach Wahrheit, nach Harmonie, — nach in sich vollendetem Verhältniß.

Dieselbe Kraft, die den Schmerz zu erschöpfen strebt, führt Sie auch wieder so schön zur Freude zurück, Sie sind so voll leichten schönen Lebens, — das macht, daß ich Sie so lieben kann, daß ich Sie so bedauern kann! O ich sehe so deutlich, wie glücklich Sie noch werden können; wie sich mit Ihrer äußern Lage alles ändern muß; wie selbst das Andenken alles Vergangenen dann nicht mehr drückend ist; wie, wenn Sie sich ganz frei davon wüßten, ein neues Leben, eine neue Jugend für Sie anfangen müßte. Lassen Sie mich das Glück mit ansehn und genießen, meine Liebe, Liebe! Das wird mich auch glücklich machen. — Und halten Sie mich nicht für unbedürftig! In Einem Sinne bin ich wohl unzerstörbar, und meist immer glücklich, in einem andern fast nie, — fast nie durch den engen Zusammenhang mit Andern, wie sich das Herz ihn wünscht.

Ihr häusliches Verhältniß hat mir das Herz zusammengeschnürt. Wie schildern Sie mir alles! Ach ich bitte Sie, hören Sie nicht auf, so an mich zu schreiben, so lange es Ihnen wohlthut, so mit mir zu sprechen. Und wie sollte das aufhören? Ich fühle, daß mir jedes Wort in Ihrem Briefe mehr ist, als es einem Andern sein könnte, und ich fühle, daß Sie eines Freundes bedürfen, der Sie versteht. — Lassen Sie mich in alle Ihre Verhältnisse eben so klar sehen, — ich sage das wie einen Wunsch, nicht wie eine Bitte. Eine gewisse Delikatesse giebt es nicht mehr zwischen uns, wir können uns alles gewähren, alles abschlagen, darum sage ich alles. Sagen Sie mir ja viel von Karl Finckenstein, und von jedem, der Ihnen in irgend einem Sinne lieb ist.

Ich habe den Meister nur einen Tag gehabt, und hab' ihn nur sehr flüchtig gelesen. Ich bleibe Ihnen einen langen Brief darüber schuldig. Da will ich zu Ihnen vom

Meister reden; also noch ganz anders, als ich heute davon an Brinckmann geschrieben habe. Es thut mir sehr leid, daß Brinckmann ihn nun gewiß schon nach Madlitz geschickt hat, er wird Karolinen nicht die Freude machen, die ich dabei für sie hoffte. Ich gäbe viel darum, wenn sie ihn nicht läse. Karl soll dazu thun, was noch möglich ist, und den Eltern im nöthigen Fall begreiflich machen, wie ich darauf kommen konnte ihn ihr zu schicken und wie natürlich es war. Karl grüße ich herzlich, und schreibe bald an ihn. Ihren Brief — erwarte ich mit Ungeduld.

In Ansehung Ihrer Briefe verlange ich das größte Zutrauen von Ihnen. Kein Mensch in der Welt kann sein Vertrauen gegen Andere so weit ausdehnen, und ihm dabei doch seine schuldigen Gränzen so lassen, wie ich. Ich verlange, daß, wenn morgen ein Mensch zu Ihnen käme, und es Ihnen durch Erzählungen wahrscheinlich machte, er habe einen Brief von Ihnen bei mir gelesen oder ich habe ihn ihm gelesen, — daß Sie sicher voraussetzen, ich könne nur etwas Zeigbares gezeigt und gelesen haben. — Sprechen Sie nie wieder von Ihrem Stil, ich liebe ihn und verstehe ihn. Vertrauen Sie alles, auch das Geheimste, dem Papiere, ich habe Schlösser und Riegel, und vertilge es Ihnen ehrlich mit Feuer, wenn Sie wollen. Doch wollen Sie das nicht ohne die höchste Noth.

Ist es den Humboldts etwa lieber, daß ich von meiner Reise nach Jena nicht spreche? Haben sie davon gesprochen? — Schweigen ist in der Regel das Beste. — Sagen Sie mir ein Wort darüber.

Grüßen Sie Mama'n herzlich von mir, ich habe ihren Brief erhalten, er hat mir viel Freude gemacht, und ich werde ihn sicher bald beantworten.

Seit der Kälte hat erst mein häusliches Leben mit Stallmeister [der Hund, dessen Namen in Tiecks Zerbine gebraucht worden] wieder recht angefangen. Im Sommer macht er

sich immer nichts aus mir, im Winter wird er immer ordentlich zärtlich, und er macht mir jetzt täglich seine besten Faxen. Er schläft zu meinen Füßen.

Ich lasse mich in Miniatür mahlen bei Bachmann, der der beste ist, ein Zehndukaten-Mahler. Ich habe zweimal gesessen, bin bald fertig, und sehe noch nach nichts und ganz sechzehnjährig aus. —

Sie glauben nicht, was der Tieck für ein braver Junge ist. An Ihrem Lieblingsbilde hängt er mit ganzer Seele: er sagte neulich so im allerbesten Sinne: „Wenn es mir nicht oft nichtswürdig vorkäme, über Empfindungen etwas sprechen zu wollen, so wollte ich gewiß was Gutes über das Bild sagen, aber das Allerbeste, was man sagen kann, bleibt doch dumm gegen das Bild.“ — —

Burgsdorf.

2.

Dresden, den 31. October 1796.

— Ich fand Ihren Brief mit einem Briefe von Brinckmann, dessen Briefe das Gute haben, daß sie immer unschädlich sind, meine gewöhnliche Furcht vor Briefen von Hause war also auch gehoben, ich freute mich doppelt, recht in Ruhe mit Ihnen sein zu können. Ich freue mich herzlich, daß es so mit Ihnen geht. Ich sage nicht so gut, aber leidlich muß man es doch nennen, und was will man mehr! Alles ist gewonnen, wenn Ihre Gesundheit besser wird, das freut mich über alles. Ich versichere Ihnen, daß ich mit Freuden einmal eine recht lange Zeit für Sie krank sein möchte, mir würde es nichts schaden, ich habe ja so nichts viel Besseres zu thun. Im Monat November thäte ich es freilich nun eben nicht gern, — ich freue mich sehr auf Jena.

Leben Sie so weise fort, liebe, allerliebste Kleine, lassen Sie sich durch nichts darin stören, auch in dem regelmäßigen Schlafen durch nichts. Wie Recht haben Sie, daß Sie alles so nehmen, was kann man mehr haben, als Liebenswürdigkeit so zum Umgange, zur Gesellschaft. Wie es mit Gentz ist, goutire ich recht. Freilich ist der doch am Ende mehr werth, als Mariane Meyer begreifen kann; — übrigens halte ich Marianen sehr in Ehren, — besonders seitdem sie sich als niedlich in meiner Seele etablirt hat. — Ein heller göttlicher Gedanke ist in Ihrem Briefe, und ich liebe ihn deßwegen so sehr, weil ich weiß, wie lebendig er in Ihnen ist, weil ich Ihnen das Bewußtsein so oft angesehen habe: „Vielleicht fühle ich das Leben inniger, als mancher Glückliche", sagen Sie. Ich möchte Sie herzlich küssen, meine liebe, liebe Kleine, sagen kann ich es nicht, wie lieb ich Sie habe. — Ich freue mich unendlich darauf, mit den Humboldts in Jena zu leben. — Es ist, Ihnen wollte ich es vor die Augen stellen, wie es war. Ein falscher Schein kann fast nothwendig werden, und kann doch trügen, — ich möchte Sie so recht innig davon überzeugen, oder vielmehr diese Ueberzeugung recht in Ihnen wecken, vielleicht würden Sie selbst denn doch manches anders sehn. —

Wie schön haben Sie Tieck und seinen Brief genommen! Ich küsse Ihnen die Hände dafür. Er grüßt Sie herzlich. — Wenn Sie wüßten, wie ich jeden Brief von Ihnen wie ein wahres Geschenk annehme! — und Sie wissens — Sie machen sich schon eine Pflicht daraus, an mich zu schreiben. — Ich schreibe an Sie, um von allen Pflichten auszuruhen. Morgen und übermorgen und Donnerstag ist hier schöne Kirchenmusik. Da giebt's etwas an Sie zu denken! —

Burgsdorf.

3.

Jena, den 21. November 1796.

Den vorigen Mittwoch (heute ist Montag) Abend kam ich hier an; Humboldts waren bei Schiller. Es wurde ihnen gesagt, daß ich gekommen sei, und sie kam allein zu Hause — so lieblich, so hübsch, als ich sie nur je gesehen habe, und noch hübscher, wahrhaftig das Näschen und vieles ist noch hübscher, Sie haben Recht. Sie sieht gar nicht krank aus, es steht ihr schön, was Andre verstellt, und sie weiß es mit Zierlichkeit und Würde zu tragen. Ach Sie kennen das liebe Gesicht, — nun habe ich es schon wieder in allen seinen Mienen gesehen, von der muthwilligsten bis zur verklärtesten, — auch die Kindermiene. Sie wissen, wie sich besonders des Abends, bei Licht, etwa wenn sie Thee eingießt und nichts sagt, und so mit nichts beschäftigt zu sein scheint, ihr Gesicht mit so wunderbar schönen Farben beleben kann, — sie ist dann vorher so still gewesen, daß man sie gar nicht merkte, und mit einemmale sieht man sie an, und sie lächelt dann, und wird noch röther darüber, als wenn sie es wohl wüßte und es selbst so gemacht hätte, die Augen werden dann wunderbar groß und glänzend, — ach liebe, liebe Kleine, daß ich sie Ihnen zeigen könnte! — Humboldt kam bald darauf zu Hause, und mit ihm der Humboldt beste und älteste Freundin, die Frau von Wollzogen, die ich nicht mehr hier zu finden hoffen konnte. Sie ist nicht so glänzend, sie hat nicht die Glorie von Liebenswürdigkeit, — aber die müssen Sie auch noch kennen lernen, ich freue mich sehr sie hier gefunden zu haben, obgleich sie nur noch wenige Tage mit uns bleibt. Sie ist gewiß voll Geist, hat gewiß viel Karakter, und ist dabei ganz simpel und natürlich und ohne alle Prätension. — Ich

logire hier im Hause, ein paar Schritt von der Stube, wo alles vorgeht, und werde sehr hübsch gehalten. Sehr schönes silbernes Waschgeschirr, seidene Bettdecken, so geht es mir! — Humboldts sind alle Abend regelmäßig bei Schiller, von 8 bis nach 10 Uhr. Den zweiten Abend ging ich gleich mit, und seitdem immer. Es ist mir unendlich viel werth, Schiller so zu sehn. Er lebt nur in seinen Ideen, in einer ewigen Geistesthätigkeit, das Denken und Dichten ist sein ganzes Bedürfniß, alles andere achtet und liebt er nur, insofern es sich an dies, sein eigentliches Leben knüpft. Humboldt ist ihm daher sehr viel werth. Diese Stunden sieht er als seine Erholungsstunden an, und spricht von allem, doch sehr bald auf seine Art. Ich werde Ihnen noch künftig mehr über ihn sagen. Ich spreche wenig, aber doch nicht gar zu wenig, und wird es mir zu abstrakt, so spiele ich mit dem Bauspiel, kurz alles hat glücklicherweise eine recht häusliche Tournüre genommen. Humboldt ist hier in seiner vollkommensten Assiette, und daher liebenswürdiger als je. Mit Schiller ist er ohne allen Zwang und mitunter eben so komisch, als wir ihn nur je gesehen haben. Denken Sie sich dabei, wie interessant er ist, wenn er, statt der Lust die Sachen kurz abzuthun und zu frivolisiren, die beständige Lust hat sie auszusprechen, — wenn er, statt in dem Andern irgend etwas anderes, als wovon gerade die Rede ist, zu bekämpfen, — nur bei der Sache selbst bleibt; wenn es ihm immer im Sprechen, — wie sonst im Denken, — um die Wahrheit selbst zu thun ist; ich meine, wenn er zu dem Andern immer spricht, wie zu seinem eigenen Verstande, wenn er nicht seine Meinungen aus Verachtung des Andern zu früh fallen läßt oder zu lange durchsetzt. Nach dem Schiller wird noch einen Augenblick Possen getrieben, und dann zu Bett gegangen. Den Vormittag ist man meist allein, und jeder treibt das Seinige. Guter Kaffee und Thee macht hübsche Zeitabschnitte im Nachmittage. Zum

Thee kömmt meist die Schiller mit ihrem sehr hübschen Jungen.

So ging das Leben schon ganz ordinair seinen Gang mit mir; — man ging nicht leicht zu Bett, ohne nicht noch vorher einmal für die Erhaltung der theuren Mutter in Berlin gebetet zu haben, — als plötzlich gestern die Stafette die Nachricht ihres Todes brachte. Die Stafette ging gleich weiter an Alexander Humboldt, auf den kömmt es an, ob Humb. jetzt gleich nach Berlin kömmt oder nicht. — Sonst blieb alles in seinem Gleise, wir waren gestern Abend gleich drauf bei Schiller. Morgen reist die Frau von Wollzogen ab, und wir begleiten sie bis Erfurt und bleiben da einige Tage. Die kleine Reise wird allerliebst sein. Goethe sehe ich wahrscheinlich noch nicht diesmal. In Erfurt aber alle Figuren, unter denen das Mädchen bis zur Frau aufgewachsen ist, Papa, französische Mademoiselle, die Stuben, alles. Ich freue mich sehr darauf, den Koadjutor zu sehn. Ende der Woche sind wir wieder zurück. — Ist dies nicht ein recht historischer Brief? —

Ich konnte von Leipzig aus Karln nicht schreiben, wie ich wollte; heute ist es nun wieder verfehlt. Ich hoffe, er ist nun bald wieder bei Ihnen, ich möchte Sie mir nicht länger so allein denken, meine Liebe! Wenn mir wohl ist besonders, wie hier, denke ich mit einer Art von Mitleid, das keinen erniedrigt, an die lieben Menschen, die es eben so verdienten, daß ihnen wohl wäre. Sie sollten hier sein, meine liebste Kleine, das verdienten Sie eigentlich, hier bei den Humboldts. Wie freue ich mich, daß Sie es sein werden, — wenn ich es nur erst für recht gewiß halten kann. Ach, auch so sehr um der Humboldt willen, — und wenn sich zwei Menschen so einander helfen können, müssen sie nicht getrennt bleiben. Die Humboldt hat Sie sehr lieb, und grüßt Sie herzlich. Wir reden sehr oft von Ihnen,

und ich denke noch viel öfter an Sie, ohne einem Menschen ein Wort davon zu sagen. —

Nächst dem Wichtigsten, was Sie mir von Karl und durch ihn erzählen müssen, lassen Sie sich doch auch recht genau sagen, wie es die einzelnen Glieder der Familie Finckenstein mit mir meinen, und das ohne Schonung, — recht genau, was man von meinem künftigen Engagement und Leben hofft, in wie fern man erwartet, daß ich das thun werde, was man wünscht, — daß ich mich nämlich engagire, — wer es denn wünscht, — wahrscheinlich keiner ganz besonders. — Adieu, Liebe, ich habe das Ende in einer kalten Stube geschrieben, und nun werde ich eben abgerufen, um zu Schiller zu gehn.

Ihr

Burgsdorf.

4.

Jena, den 7. April 1797.

Ich bin seit einigen Tagen hier, meine liebste, beste Freundin, und habe hier Ihren Brief an die Humboldt gelesen, und den an mich von Dresden aus erhalten. Wahrhaftig, ich fühle es, was Ihnen diese Briefe kosten; mündlich wäre es ganz anders; wenn wir uns sehn, wird es ganz anders sein, auch mit mir. Ich hätte nicht so lange sein sollen ohne Sie zu sehn, ich fühle es oft an einer Verschlossenheit meines innersten Wesens, das sich vor keinem andern so, gerade so löset; ich habe selten in meinem Leben etwas so hell und lebendig empfunden, wie ich es damals und seitdem empfand, daß wir wohlthätig auf einander

wirken, daß wir nie ganz getrennt von einander leben sollten, daß wenigstens ein paar Töplitzer Monate in jedem Jahre uns durch das ganze Leben heilsam sein würden, und wahrhaftig es kann mir auf der schönsten Reise nicht so gut gehen, daß ich die Entbehrung nicht immer fühlte. Auf vier Jahre und mehr soll ich Sie nun zum letztenmale sehn, meine liebste Kleine, und nicht einmal auf so lange wie ich es hoffte. Ueber Selle's Machtspruch bin ich und die Humboldt erschrocken. Es ist sehr möglich, daß die Humboldt nach Karlsbad gehen muß, — denken Sie sich den Verlust für sie, und für Sie! — Von meinem Leben hier, außer Humboldts, sage ich Ihnen nichts, ich lebe für nichts anders. Von Alexander wollen wir mündlich reden. Goethe sah ich hier noch den Tag als ich ankam, und hörte ihn aus seinem göttlichen Gedicht „Hermann und Dorothea" lesen. Ich dachte an Sie und Ihren Genuß dabei, wie immer wenn ich das Beste höre. —

Wie danke ich Ihnen für das, was Sie mir in den beiden Briefen von Karls Schwestern sagen! Wie trefflich haben Sie sie gesehn und geschildert! Es thut mir sehr leid, daß es nicht früher war, nicht daß Ihnen noch viel zu sehn übrig war, denn Sie kennen sie fast ganz, aber lieber hätten Sie sie noch gewonnen, und den Mädchen hätten so viele Schuppen von den Augen fallen müssen, wenn sie nur zu einem hellen Blick in Sie hinein hätten gelangen können. Sie hätten sehr auf sie gewirkt, aber doch — schwer, denn sie sind nicht recht wie andere Individuen zu betrachten und zu behandeln. Der Geist der Eltern wirkt mächtig in dem Ganzen, wie ein großes Rad in einer großen Maschine, das viel leeren Raum erfordert, — er erhält das Ganze in seinem ewig gleichen Familientakt. Es freut mich sehr, daß Karoline eine neue Freundin gewonnen hat, das macht immer eine Epoche in ihrem stillen, tiefsten Leben, — und so eine

Freundin, wie Jettchen M., die ihr wirklich ähnlich genug ist, um ihr sehr viel zu sein. Grüßen Sie Jettchen herzlich von mir, und sagen Sie ihr, daß sie mir ganz unvergeßlich ist. Adieu, meine liebste Freundin!

Ihr

Burgsdorf.

V.

Thomas Young.

Thomas Young.

Als junger Arzt kam dieser ausgezeichnete Engländer im Jahre 1795 nach Göttingen, wo er sich mit deutscher Sprache und Litteratur bekannt machte. Er ging dann auch nach Berlin, wo er sich einige Zeit aufhielt. Geboren am 13. Juni 1773 zu Milverton in Somersetshire, empfing er zu Bristol und Compton sorgfältigen Unterricht, wobei die religiöse Richtung seiner Eltern, welche strenge Quäker waren, stets vorherrschte. Nachher studirte er zu Edinburg, und wurde in Göttingen Doktor. In London ließ er sich als ausübender Arzt nieder, und blieb in dieser Thätigkeit bis an sein Ende, wiewohl er durch ein ererbtes ansehnliches Vermögen ganz unabhängig und durch seine wissenschaftliche Neigung zu sehr abweichenden Fächern hingezogen war. Eine hebräische Bibel führte ihn schon als Knaben zu dem Studium der orientalischen Sprachen, worin er späterhin Bedeutendes leistete. Seine Arbeiten über die ägyptischen Hieroglyphen gehören zu den frühsten und wichtigsten, die in neuerer Zeit diesem schwierigen Gegenstande gewidmet worden. Auch über Physik und

Mathematik hat er geschätzte Schriften geliefert. Auch in den Nachträgen zu Goethe's Farbenlehre wird seiner Arbeiten Erwähnung gethan. Was ihn aber, neben seiner ärztlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit, am meisten auszeichnete, war die religiöse Denkart und strenge Festigkeit, welche sich sein ganzes Leben hindurch in allen seinen Handlungen bewährten. Er genoß eines großen Ansehens und allgemeiner Achtung. Sanft und gefaßt in frommer Zuversicht starb er am 10. Mai 1829. Im Jahre 1831 erschienen zu London Memoiren seines Lebens. Er war ein treuer Freund von Rahel und längere Zeit mit ihr in Briefwechsel. Hier ein paar deutsche Briefe von ihm, auch in Betreff der Sprache merkwürdig, noch mehr aber durch die liebenswürdige Mischung einer schweren, mühsamen Denkart und einer leichten, beweglichen Empfindung, von Anlagen zur trocknen Pedanterei und zum genialen Aufschwung, ein Gemisch, dem ein Deutsch-Engländer schwer zu entgehen scheint; Doktor Bollmann, der von ganz entgegengesetzter Seite, als Young, zu jener Verbindung gelangte, nämlich zum Deutschen das Englische fügte, wie dieser zum Englischen das Deutsche, hat ungefähr das gleiche Ergebniß in seiner kräftig hervorgearbeiteten Persönlichkeit dargelegt.

1.

Hamburg, den 18. Januar 1797.

Liebste Freundin! Seit der Zeit, daß ich von Ihnen Abschied genommen, habe ich öfters, wenn mir etwas vorgekommen ist, dabei gedacht: diesen Gedanken, oder diese Stelle aus dem Musenalmanach, will ich an die Levin schreiben! Sie wissen ja, daß es so zu gehen pflegt, — jetzt aber kann ich nur an Eines denken, an den Brief, den ich von Ihnen habe. — Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mit wie viel Freude ich ihn gelesen habe, — ich kann es auch nicht, — Sie werden es fühlen, oder gefühlt haben. Ich glaube nicht, daß ich sehr eitel bin, und doch will ich gestehen, daß ich beinahe kein Vergnügen kenne so groß als dasjenige, das aus dem Lobe entsteht, von dem man glauben kann, daß es redlich ist, und das von einer Person kommt, die man lieb hat. — Viele behaupten, und vielleicht ist es wahr, daß kein Augenblick unsers Lebens so glücklich ist, als der, worin wir zuerst eine Gegenliebe erfahren; zwischen uns existirt so viel von der Liebe, als ohne Sinnlichkeit existiren kann, — genug, Sie werden glauben, daß Ihr Brief so viel Eindruck gemacht hat, wie Sie gewünscht haben; und vielleicht mehr, als er hätte machen sollen. — Ich kann nicht versprechen, daß ich Ihnen sehr oft schreiben werde, doch glaube ich, daß es wenigstens eben so oft sein wird, als an meine Geschwister und Verwandte. Ich habe so viele litterarische Projekte, die ich theils unternommen habe, theils unternehmen muß oder werde, von denen Sie gar keine Idee haben können, daß ich nur durch die strengste Oekonomie eine kleine Zeit werde rauben können: indessen kömmt mir oft der länglichen Hand

schönes Gebild in den Sinn: ich werde Sie mir vorstellen, nicht munter und aufgeräumt, das kann ein jeder sein, sondern so, wie Sie mir Freitag geantwortet haben: „Quälen Sie mich nicht!“ Ich habe mir den Brief an Ihren Bruder Ludwig ausbitten wollen, er giebt ihn nicht; hat er Recht? Er sagt, ich soll ihn wiederlesen, könne ihn auch abschreiben; — wäre das aber nicht unausstehlich? so eine Eitelkeit! Mein lieber Herr Prediger, geh mit deiner Eitelkeit fort, ich will ihn doch abschreiben. Schreiben Sie dem Bruder, daß er Unrecht hat, und daß er mir den lieben theuren Brief nachschicken soll. — Wenn ich Sie nicht kennte, und wenn Sie mich nicht kennten, so schriebe ich an Sie auf diese Art nicht: ich versichere Ihnen aber, daß ich Ihnen nie gern etwas ganz Gleichgültiges schicken werde, lieber schreibe ich gar nicht, als bloß um zu sagen, daß ich mich freue, daß Sie sich wohl befinden, welches Glück ich auch genieße. —

Ich bin erst heute Mittag angekommen: ich habe vier Nächte mehrentheils in schlechten Wirthshäusern zugebracht, wo ich sehr à propos die „Musen und Grazien in der Mark“ lesen konnte, — doch ganz erträglich: die Tage bin ich immerfort gereiset, von der Kälte habe ich etwas für die Zeit gelitten; aber alle Langeweile habe ich sehr leicht mit Andenken an Berlin und mit Antizipation der Zukunft vertreiben können.

Eine Lobrede will ich Ihnen nicht schreiben, ich kann es nicht, und nach dem, was ich heute von Ihnen gelesen habe, darf ich nicht; es wäre niederträchtig, so gut in Absicht der Schreibart, weil es sich so nicht schicken würde, und auch der Schrift, die in Kraft und Ausdruck der Ihrigen nicht nahe kommen könnte, besonders da ich deutsch schreibe.

Bei meiner Ankunft habe ich hier einen Brief gefunden von meinem intimsten Freunde in England, — ich bedaure

den Menschen und beschäme mich seiner, — er hat viel Talent, doch ist er in Sinnlichkeit und Faulheit versunken. Zur Abwechslung will ich Ihnen ein paar Zeilen zitiren. Ich hatte ihm eine Geschichte erzählt, die Sie zwar nicht kennen, doch können Sie sich leicht die Person mit allen Umständen einbilden; darauf antwortet er in demselben Stil, wie Sie über Goethe's Elegieen, die ich morgen kaufen werde, gestritten habe, doch etwas roher: „I have this instant received your letter, and cannot refrain from immediately answering it — Curse your s t o r y, and damn y o u for an idiot. By God one loses all patience when one observes the actions of madmen and philosophers — You most egregious fool! to lose such an opportunity! — for the sake of heaven be the tale buried in eternal oblivion; — tell it, and you are ruined for ever. What in the name of goodness would your female friends think of you etc. etc. Throw away the flimsy novel of that detestable, half-sould, poor-spirited, crazy enthusiast Rousseau, and put Lucretius into your pocket.“ — Diese Vorwürfe, und noch mehrere von derselben Art, hätten beinahe einen augenblicklichen Eindruck auf mich gemacht: ich fing an zu bedenken, ob ich nicht viel Glück in meinem Leben versäumt hätte, — und es ist sehr möglich; doch auch viel Unglück. Nun ist Ihr Brief zu Hülfe gekommen, der mir jenen „feinsten Genuß von der Anhänglichkeit an meine Grundsätze" am lebendigsten, am reinsten, und am überflüssigsten vorgelegt hat; diesen Genuß, weiß ich wohl, hätte ich nie erreichen können, wenn ich so, wie mein Freund denkt, gehandelt hätte: und was „meine Freundinnen von mir denken werden", kann ich ihm jetzt mit Triumph erzählen! —

Ich sollte vielleicht um Verzeihung bitten, daß ich so viel über das geschrieben habe, was von mir gesagt ist, — doch nein, so wäre ich das undankbarste Geschöpf, oder es

wäre Affektation. — Ich habe mit Ihnen sehr wenig persönlich gesprochen: ich habe öfters neben Ihnen gesessen, und so viel Sympathie, oder ich weiß nicht was — es war nicht Liebe — gefühlt, daß die Ideen niedergedrückt waren; — „Die Abwesenheit giebt dem Schall erst Raum", das ist göttlich gesagt! — ich kann sehr leicht eine ganze Stunde immer fortreden, wo ich etwas von dem Sujet weiß und nichts dabei empfinde; aber sobald ich viel Gefühl habe, so werde ich stumm, oder kann ich nur sotto voce, und abgebrochen reden.

„Was ist das Heiligste? das, was heut und ewig die Geister
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht."

„In dunkler Wolke webt, mit leiser Hand,
Die Sympathie geheimnißvoll ihr Band."

Denken Sie nur nicht, daß ich den ganzen Musenalmanach gelesen habe: ich habe darin noch nichts gefunden, was halb so schön ist wie die Iphigenie oder die Elegieen — aber noch habe ich wenig gelesen.

— Ich möchte recht gern Ihnen etwas schreiben, was eine gleiche Sensation machen könnte, wie ich empfunden habe, das kann ich aber nicht hoffen! — Warum hat nie etwas von der Art, und es muß doch jedem so etwas vorkommen, — mir ist aber vielleicht, und ohne vielleicht, mehr vorgekommen als ich verdient habe, — warum hat es niemals so viel Eindruck gemacht, als was Sie geschrieben haben? Es sind viele Ursachen. Wenn ich die Person gar nicht kennte, und sie auch mich nicht kennte, so müßte es mir doch gefallen, so schön ist es gesagt. Zweitens, weil ich Sie schätze. Drittens, weil ich Sie liebe. Viertens, weil ich weiß, daß Sie viel Scharfsinn haben, und daß man Sie sogar für satirisch hält. Hauptsächlich aber, weil Sie gar kein Vorurtheil haben können, weil Sie keine von meinen alten Freunden kennen, die, wie es gar zu oft

geschieht, einen traditionellen Ruhm fortsetzen könnten; — weil Sie mich gar nicht von derjenigen Seite gesehen haben, wo ich etwas Bestimmtes geleistet zu haben glauben könnte, da Sie, wie ich mich vorher beschäftigt habe und was mir gelungen oder nicht gelungen ist, nicht wissen können; — weil ich Ihre Bekanntschaft keinem zu verdanken habe, als Ihnen und mir selbst. — Ich habe öfters die Menschen verachten müssen, die so die Bewunderung von Andern annehmen und unter Andern fortpflanzen, ohne selbst urtheilen zu können, und bisweilen aus den infamsten Gründen: man muß zwar das Urtheil von Andern nicht verwerfen, und nicht ohne viel Bescheidenheit darüber sprechen: aber die Meisten, sobald sie von einem hören, er ist ein außerordentlicher Mann, er wird von diesem protegirt, er ist mit jenem verwandt, er hat schon etwas Hübsches geschrieben, er ist Mitglied von den ansehnlichsten Gesellschaften, — so glauben sie sich im Stand, den Wiederschall fortzusetzen, so hoffen sie eine nützliche Freundschaft durch Schmeichelei zu kultiviren, und ihre Belohnung in derselben Münze zu erhalten; so wird mancher Dummkopf zu einem ungeheuren Ruhm erhoben, so werden öfters auch die besten Anlagen durch Faulheit verdorben, oder durch Eitelkeit lächerlich gemacht, bis durch einen plötzlichen Sturz, oder eine langsam zunehmende Vergessenheit, der arme Verführte alles Zutrauen auf seine Freunde verliert, und auf die ganze Welt flucht. — Glauben Sie mir, aber Sie wissen es auch, nichts ist gefährlicher, als zu loben: ich weiß nicht, ob es Ihnen diesmal gut gerathen ist: wagen Sie es aber sehr ungern wieder! —

Ich habe eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen müssen: wenn Sie von ungefähr oder wegen meinen dringenden Geschäften einmal keine Antwort von mir bekommen sollten, so schreiben Sie mir doch immer fort, und bilden Sie sich ein, daß ich erst vor einer Woche bei Ihnen gewesen bin, erzählen Sie mir alles, was Ihnen vorkommt,

frisch und rein, von der reichen, silbernen, erquickenden Quelle Ihres Herzens! —

Hier bleibe ich höchstens eine Woche: vielleicht ehe Sie dieses lesen, werde ich der Spott der Winde und Wellen: ich weiß nicht, ob ich wünschen soll, daß Sie während dieser Zeit an mich denken möchten, denn warum sollten Sie sich meinetwegen quälen? Nur weiß ich, daß es nicht anders sein kann, und wenn Sie gar keine große Zärtlichkeit hätten. Und wenn wir scheitern sollten! so weiß ich, an wen mein letzter Gedanke vermuthlich sein würde. Doch glauben Sie nicht, daß ich Furcht habe: ich reisete lieber nach Ostindien ohne Seekrankheit, als nach England damit: nur zum Trost stelle ich mir immer den Augenblick der Landung vor. Und vielleicht empfinden Sie auf Ihrem Sopha weit mehr Schmerz und Angst von Ihren Nerven, als ich von dem Wasser! —

In diesem Augenblick bringt mir Ihr Bruder Ludwig Ihren Brief; — jetzt ist der Bruder weg, und ich habe den ganzen Brief an ihn buchstäblich abgeschrieben. — Wie können Sie sagen, daß ich gern nach England reise? ich wäre viel lieber geblieben, doch denke ich immer Ursache zu haben, überhaupt nicht unzufrieden zu sein. — —

Ich habe den Musenalmanach vom vorigen Jahr gekauft, auch Tasso, und Luise, von Voß, die mir Ludwig Robert empfiehlt. Jetzt weiß ich, warum Goethe so viel auf Newton schimpft; weil er selbst einige Beiträge zur Optik ausgegeben hat, die keine Aufmerksamkeit erregt haben: ich habe sie schon kommen lassen, und vielleicht nehme ich sie mit nach England; doch die wenigen Seiten, die ich durchgeblättert habe, enthalten nichts Wichtiges. — —

Habe ich nöthig zu unterschreiben?

Th. Young.

2.

London, den 8. März 1797.

— Schonen Sie mich gar nicht, Sie haben in dergleichen Sachen völlige Autorität über mich. — Ich habe Sie wohl ziemlich überhaupt errathen können, ich begreife Sie aber nicht völlig: das heißt, wie man mit diesen und jenen Ideen, mit dieser und jener Erfahrung, so denken und leben kann wie Sie. Sie scheinen mir gegen Ihre Grundsätze, wenigstens gegen die Denkungsart, die Sie billigen, gehandelt zu haben, daß Sie mir nicht alles, was Sie dachten, schon längst gesagt haben. — Zur Abwechslung, und weil Sie und Gurney die zwei Einzigen sind, denen ich alles sagen kann, was ich thue und was ich denke, so schreibe ich Ihnen einen Brief ab, der mir neulich in meiner Mutterstadt übergeben worden. —

— „Wäre die nur hier!“ Das haben Sie recht vermuthet; das habe ich nicht selten gedacht. „Mündlich würde ich kein Geheimniß für sie haben“, das ist gerade so ein Verhältniß, wie ich mir es wünschen möchte; man sollte einen Namen dafür haben: Freundschaft drückt nicht die Hälfte aus. Das ist eben mein Geschmack bei einem jeden, je mehr er mir seine innigsten Gedanken vorlegt, desto mehr gefällt er mir, und desto mehr gefalle ich mir bei ihm. — Als ich in Berlin war, hätten Sie mir viel Freude machen können, wenn Sie mir noch mehrere Kleinigkeiten erzählt hätten; doch haben Sie wohl Ihre Ursache gehabt. — Das scheint mir ist in Ihnen zum Theil in Widerspruch, daß Sie, weil Sie gewissen Freunden weniger attachirt werden, darum mehr zufrieden sind, und dennoch in so einer ruhigen Stimmung, daß Sie Ihre ganze Lebensart zu verändern denken. Es war von so einer Ver-

änderung die Rede, als Sie mir: „Quälen Sie mich nicht" geantwortet haben, und Ihre Empfindsamkeit und Redlichkeit so viel Eindruck auf mich gemacht haben. Wegen Ihrer Nation kann ich auch zum Theil urtheilen; ich war lange als Quäker nicht viel weniger, und unter Einigen von meiner Bekanntschaft nicht vortheilhafter ausgezeichnet, wie Sie als Jüdin, und doch hätte ich sehr glücklich werden können, und war es auch, insofern mir es andere Umstände erlaubten; ob es gleich besser war, sobald es mir frei gewesen ist, nicht mehr das zu scheinen, was ich nicht war: — also seien Sie nicht deßwegen mit dem Unglück zufrieden, als wenn es nothwendig wäre!

Unter allen Ihren Reisen werden Sie sich niemals die nach England vorsetzen? Ich weiß nicht, was Sie mir einmal erzählt haben von einer Person, bei der Sie Ihr ganzes Leben durch bleiben würden, sobald Sie eine solche fänden. Ich erinnere mich nicht so genau davon, daß ich die Beschreibung völlig mit der vergleichen könnte, die Sie von einer wirklichen Person haben machen wollen; doch wäre, denke ich, so viel Aehnlichkeit, daß sie wenigstens einen Wunsch erregen könnte, mit dieser Person noch Umgang zu haben. —

Sie meinen, daß die höchste Glückseligkeit in der Freiheit besteht; ich bin beinahe bei meinem Oheim so ein Sklav, wie Sie sonst bei Ihrem Vater waren, und doch bin ich nicht unglücklich; meine Sklaverei wird zwar durch Zärtlichkeit und Beifall gelindert, auch wird sie in der jetzigen Strenge gar nicht lange dauern, und ich schaffe sie schon von Zeit zu Zeit bei mancherlei Veranlassungen ab. [!??]

Daß mein Freund Recht hat, gebe ich Ihnen noch nicht ganz zu: wenigstens hat er mir neulich gestanden, daß er überhaupt gewiß mehr Schmerz wie Vergnügen von den Handlungen bekommen hat, worin er anders wie ich verfährt; — ich glaube es auch; und vielleicht verfahre ich

doch zu kalt, zu interessirt, zu kleinmüthig: aber kalt bin ich doch nicht, vielleicht habe ich eine verhältnißmäßig starke Einbildungskraft, die mir das Künftige in noch lebhafteren Farben vorstellt, als das Gegenwärtige erscheint, und das kann auch gut sein. — Wenn nur das Künftige einmal käme!

Ich begreife sehr gut die Stimmung, worin Sie Ihren vierten Bogen geschrieben haben; sie ist die Mutter der Verbesserung; doch hoffe ich, daß Sie sich darin das Unangenehme zu stark vorgestellt haben. Ich weiß nicht, warum Ihnen die Idee von Verstellung gegen mich gekommen ist, ich danke Ihnen, daß Sie sie nicht beibehalten haben, — denn, in unsern Umständen, was kann die Heuchelei helfen? Darum bedaure ich und ärgre mich beinahe, daß ich etwas geschrieben habe, „wobei man Zweierlei denken kann": ich weiß wirklich nicht, was es gewesen ist, und ich darf Sie versichern, daß die einzige Bedeutung, woran ich gedacht habe, diejenige war, die Ihnen die angenehmste wäre; glauben Sie mir das nicht, liebe Freundin?

Grüßen Sie M. wie ein gutes Herz, Gualtieri wie einen guten Kopf. Daß M. zurück ist, freut mich, Sie müssen in dieser Arznei sehr geschickt sein. Sie wissen, daß ich den Bruder liebe, und wie ich der Schwester und der Schwägerin gut bin. Das find' ich noch wie sonst sonderbar und doch vielleicht liebenswürdig von Ihnen, daß Sie jemanden von so ungleichem Karakter wie M. so gut sein können. — Nun muß ich Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen. — —

Th. Young.

3.

London, den 22. April 1797.

Ich bin nie so überzeugt worden, wie wenig Briefe hinreichen, um einem andern alle Bewegungen der Seele mitzutheilen, als seitdem ich mit Ihnen einen Briefwechsel führe. Für gewöhnliche Geschäfte und Erzählungen geht's wohl an, wenn es aber auf die feinern Verhältnisse ankommt, so entstehen sehr leicht Verwirrungen. Jetzt kann ich die Hälfte von dem, was ich denke, in keiner Sprache so ausdrücken, daß es nicht soll mißverstanden werden können: auch scheinen Sie mir so zu schreiben, als wenn Sie mich für viel klüger und scharfsichtiger hielten, wie ich bin; und ich begriff dann erst den ganzen Sinn, als ich den ganzen Brief mit vielem Nachdenken zum zweitenmal gelesen habe. Ich bin so unverzeihlich dumm, daß ich noch nicht völlig verstehe, warum Sie so auf eine Antwort dringen.— Das ist mir noch fatal, daß so viel Zeit nöthig ist, um eine Antwort aus Deutschland zu bekommen, daß ich die Hälfte von dem, was ich geschrieben habe, besonders die eignen Ausdrücke, beinah vergesse.

Ich glaube etwas Widersprechendes an mir zu haben, und begreife es wohl, und läugne es nicht; ich bin so weich und doch so kalt, so reizbar und doch so ruhig, so ehrgeizig und doch so gleichgültig, daß man mich für närrisch, für gefühllos, für stolz oder für niederträchtig halten könnte: doch will ich nicht meine Eitelkeit damit unterhalten, daß ich mich als etwas ganz Eignes und Räthselhaftes ansehe; es ist alles ganz natürlich: mein mitgebornes Temperament ist von einer sehr strengen Erziehung in Zwang gehalten worden, nachher habe ich mich mit Dichtern und Philosophen zu bilden gesucht, auf mein Leben aber haben die philosophischen Ideen weit mehr Einfluß gehabt, als die dichterischen. Sie hätten mir wohl das alles sagen können;

ich stelle es aber Ihnen vor, damit Sie meine Art, von jedem Gegenstand zu denken und zu sprechen, nicht auffallend finden und mir verzeihen können. — Der vierte Theil von Wilhelm Meister gefällt mir am besten; ich habe öfters darüber weinen müssen: was will er mit den Bekenntnissen einer schönen Seele? — Oft ist es mir vorgekommen, daß man Sie für ein Kind seines Kopfes halten könnte, wie Minerva von Jupiter; Ihre Gedanken, Ihr Stil, Ihre Tournüre, sind ganz von derselben Schule. Wie lebhaft aber hat Ihr Bild vor meinen Augen geschwebt, als ich so etwas las: „Die Welt ist so leer, wenn man darin nur Berge, und Flüsse, und Städte denkt, wenn man aber hie und da eine Seele kennt, die an dem, was uns begegnet, Antheil nehmen kann, die sich mit uns freut, und unsere Thränen bedauert, das macht erst dieses Erdenrund zu einem bewohnten Garten." — Nicht wahr? meine Liebe, diese Stelle ist unter den schönsten vom ganzen Buch. — Auch habe ich im zweiten Band etwas gefunden, das mit meinen Grundsätzen ziemlich übereinstimmt: „Jeder flüchtigen Neigung will ich widerstehen, und selbst die ernstlichste in meinem Busen bewahren; kein weibliches Geschöpf soll ein Bekenntniß der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann." Ich bin aber kein Tugendheld, und könnte auch einer Philine sehr gut sein, wenn sie sogar einem Andern noch mehr solide Beweise ihrer Liebe gäbe, als ich von ihr forderte: ich sehe nicht ein, warum ein vorurtheilsloser Kopf ein Weib weniger liebenswürdig finden sollte, weil sie der Natur gemäß handelt, als einen Mann: was die Politik betrifft, das ist eine andere Sache. Wenn sie aber nur eine freiere Leidenschaft für Zwei zugleich unterhielte, so wäre ich eben so gern, besonders in der Abwesenheit, einer von diesen, — wenn der andre nicht unwürdig wäre, — als der einzige: und ich glaube mich auch so einer Leidenschaft gegen zwei oder mehrere

Weiber fähig; nicht, daß ich Goethens Stelle lobenswürdig finde, nur verzeihlich!

Ich müßte lauter Eis vom Pol selbst, oder schon halb todt, oder von Sinnen sein, wenn ich Ihren Brief ohne Mitgefühl, Mitleid, und Dankbarkeit lesen könnte; so eine edle Offenherzigkeit kann, mir däucht, meiner Genehmigung nicht bedürfen. Was ich für Sie empfinde, das wissen Sie schon lange, und obgleich in diesen Fällen Versprechungen gar nichts helfen, weil sie nichts weiter als die jetzige Fassung der Seele beweisen können, so glaube ich doch, daß durch so eine Korrespondenz, wie die unsrige, meine Freundschaft eher zu- als abnehmen muß: ungeachtet der Wirkung der Abwesenheit, die Sie so deutlich auseinandergesetzt haben. ——

Ich glaube Sie so ziemlich verstanden zu haben, und daß Sie meine Antwort verstehen werden; ich bin aber nicht gewiß, und zweifle noch mehr, ob Sie etwas darin finden werden, was Ihre Ruhe wieder herstellen kann: sagen Sie mir ganz aufrichtig, ob und wo ich mich irre, und wenn es so ist, so bemühen Sie sich, mich zu berichtigen; nicht mit edleren und feineren Gedanken, das kann man nicht, aber mit deutlicheren Ausdrücken.

Seitdem ich Ihnen schrieb, bin ich beinahe einen Monat in Cambridge gewesen: für die gebildete Gesellschaft von gut unterrichteten Männern, und für den angenehmen Umgang mit jungen Menschen kann man mit Cambridge sehr zufrieden sein, nur fehlt es sehr viel an Frauenzimmern, darum möchte ich nicht gern mein ganzes Leben da zubringen. — Ich kann aber überall zufrieden und vergnügt sein, nur daß ich nicht so früh, als ich wünschte, werde heirathen können: ich kenne keine, die mir dazu genug gefällt; Sie kennen aber so viel von meinem Karakter, um zu glauben, daß ich im Ehestand am glücklichsten zu werden hoffen darf.

Ich bin erst vor kurzem in der hiesigen Oper gewesen, sie hat mir außerordentlich gefallen, besonders die Ballets.

Sonst ist die Musik hier nicht mit der deutschen zu vergleichen. Leben Sie wohl. Sein Sie überzeugt, daß ich an allem, was bei Ihnen vorgeht, den lebhaftesten Antheil nehme: Daß Sie mir über einige „Kleinigkeiten“ zu antworten vergessen haben, vergebe ich Ihnen gern, wegen der wichtigeren Empfindungen; nur Ihre Unruhe bedaure ich. Ich muß noch diesen Abend ein paar Briefe nach Göttingen schreiben, und beinahe mehr Freundschaft heuchlen, wie ich empfinde: nur nicht ganz; lügen will ich nicht. Adieu! Ich küsse, oder drücke, Ihnen die Hand. — **Th. Young.**

4.

21. August 1800.

Heute habe ich zum erstenmale Burgsdorf hier gesehen: wie wir uns verfehlt haben, wird er Ihnen erzählen: denn er sagt mir, daß er ganz neulich einen Brief von Ihnen erhalten hat, und daß Sie schon im Juli in Paris zu sein dachten; — darum gebe ich ihm diesen Brief mit, — übermorgen will er abreisen. Er nimmt auch zwei Bücher mit, — eins ist von meinem Freund Gurney, wovon ich Ihnen schon geschrieben habe, nur eine zweite Auflage. Da Sie von ihm wissen wollen, so schreibe ich ein Briefchen ab, das ich ihm im Oktober gegeben hatte, allein den Tag vor seiner Abreise hat sein allzu zärtlicher Vater Furcht vor dem stürmischen Wetter bekommen, daher ist er zu Hause geblieben.

„Liebste beste Freundin“ — heißt es schon am 2. Oktober 1799, und ich habe den Brief immer behalten, — „warum habe ich noch keine Antwort auf die zwei volle Bogen?“ Dieses Briefchen soll Ihnen Gurney überbringen, weiter brauche ich Ihnen nichts zu sagen, denn ich weiß, daß, so viel von Ihnen abhängt, sein kurzer Aufenthalt in Berlin nicht unangenehm sein wird; — er will Deutschland in Einem Monat kennen lernen! Ich glaube, er wird Ihnen

gar nicht, oder ganz außerordentlich gefallen, — nichts kann verschiedener sein, als er und ich; daher, weil wir einmal Freunde sind, so sind wir es ohne Gränzen, und was ich sonst hätte schreiben müssen, das kann er Ihnen alles sagen. — Wäre nur kein Meer zwischen uns, so wäre ich mitgereist: jetzt seien Sie an meiner Statt sein Cicerone, „nicht um Ruinen, sondern um Menschen mitzustudiren." — Sein Gedicht, denke ich, wird Ihnen gefallen; das andere, **the pleasures of hope**, ist von einem Schottländer; wenn die Stellen, die ich angestrichen habe, Ihnen nicht Thränen kosten, so sind Sie unempfindlicher als ich. —

Was mich betrifft, ich bin schon über ein Jahr verliebt! auch am romanhaftesten! denn von der ganzen Zeit habe ich nur eine Woche mit dem Mädchen zugebracht; da war sie auch noch nicht fünfzehn Jahr alt, — und von Liebe haben wir nicht geradezu gesprochen, — und seit der Zeit gar keine Korrespondenz gehabt; — auch war mir die Idee ganz auf Einmal eingeprägt worden, ohne sie seit langer Zeit gesehen zu haben. — Ist das nicht alles beinahe dumm und kindisch? — Ich kann aber wahrlich nicht dafür. Das Schlimmste aber ist, daß, wegen ich weiß nicht was für albernen Vorurtheilen, ich wenige Hoffnung hegen darf, ob es gleich für mich in politischer Rücksicht gar keine vortheilhafte Parthie ist. Nun gerade heute habe ich mich entschlossen an ihren Vater zu schreiben, und der Brief ist schon abgegangen. Wird die Sache gänzlich abgeschlagen, so schreibe ich gerade an das Mädchen, biete ihr meine Hand ohne weitere Bedingung an, — wahrscheinlich nimmt sie den Vorschlag nicht an; denn ich weiß gar nicht, was sie für Gesinnungen gegen mich hat. So werde ich hoffentlich wieder ganz frei! denn von einer so schwachen und entfernten Hoffnung bin ich schon müde. —

Was Sie immer denken mögen, so muß ich Ihnen über Ihre Liebesscheidung gratuliren, — und ich muß Ihnen

auch gestehen, daß ich Röschen für die glücklichere Schwester halte. Warum soll man sich durch die beneidenswürdigsten Eigenschaften nur Qual und Verdruß vorbereiten? Unter den Zuneigungen halte ich die einfachsten und natürlichsten für die besten. Hätte ich selbst die Schwierigkeiten vorhersehen können, die ich erfahre, so hätte ich keine hoffnungslose Liebe unterhalten.

Mit Cambridge bin ich schon fertig, und werde mich von jetzt an in London etabliren. Ich bin im Anfang Aprils aus Cambridge gekommen. Es hatte jemand auf meinem Pianoforte gespielt, und einige zerstreute Musikblätter hinterlassen, darunter war das schönste Büchelchen, das ich je von der Art gesehen hatte, — Ei, denke ich, was ist das für eine Dame, die solche Lieder singt, und die neuesten Sachen sogar aus Berlin kommen läßt? Nachher fand ich, zu meiner großen Freude, das allerliebste Briefchen! Aus Versehen hatte man es mir nicht nach Cambridge geschickt, — desto angenehmer war die Ueberraschung! — Der Graf Einsiedel war schon in Bath und am Hofe gewesen. Seit der Zeit habe ich ihn sehr oft gesehen; jetzt reist er schon zwei Monate; er ist ein gebildeter und ein guter Mensch: ich hatte ihn schon etwas in Dresden gekannt — nur zuvorkommend braucht man nicht mit ihm zu sein, das muß sich während der Reise verändert haben. Ich habe ihm so viel gedient als es mir möglich war, und ich glaube, daß er mit mir zufrieden ist; nur muß ich gestehen, daß ich als junger Mensch noch sehr wenige Gelegenheit habe, einen Fremden in angenehme Bekanntschaft zu bringen, auch ist die Sache an sich in London ziemlich schwer. König hat mir Ihr Geschenk überbracht, und ich habe es zum Theil schon gelesen, besonders die angestrichenen Stellen, die meistentheils sehr hübsch sind, doch finde ich keine Stücke vom allerersten Rang. König hat mir viel von dem Berliner Zirkel erzählt; — er ist ein guter Mensch, den ich schon in Göttingen gekannt

habe, er will sich hier oder in Cambridge als deutscher Lehrer etabliren, und ich habe Gelegenheit gehabt ihm dienlich zu sein. — Wenn Sie nur in London wohnten! es würde mir freilich eine beinahe gefährliche Freude machen. Nach dem festen Lande werde ich aber schwerlich wieder kommen können, — oder nach langen Jahren, — welches beinahe einerlei wäre. Sollte ich Ihnen die Idee nicht wegnehmen? Ich muß aber aufrichtig sein, wie Sie es auch sind: Sie wissen, daß ich niemals grade Liebe gegen Sie geäußert habe; doch so eine Freundschaft gränzt sehr nah an die Liebe, besonders so lange man damit Hochachtung verbinden kann. Ich freue mich, daß Sie von Berlin los sind: Sie werden glücklicher an andern Orten werden. Wären Sie nur eine Frau, eine Mutter, — so würde ich Sie wie eine Schwester lieben: denn von dieser Art habe ich schon hier mehrere Schwestern; obgleich keine gerade so wie Sie. — Indessen besinn' ich mich, daß ich schon an eine Pariserin schreibe! Wie gefällt es Ihnen da? Recht hübsch, recht glänzend, — aber ganz leer, nicht wahr? oder wohl ganz das Gegentheil? — Ich werde immer mehr und mehr altmodisch, was Moral und Empfindungen betrifft — mag ich nicht Recht haben? Ich fürchte aber immer, daß ich irgend einer unwürdigen Liebe unterliegen möchte. Mit Mad. B. hätte es sehr leicht anders sein können; so bin ich aber, und ich bedauere es nicht, sonst wäre es schon anders. Nur das ganze Leben muß nicht in Hoffnung zerfließen, ob das gleich recht gut und schön ist:

„Yet still may Hope her talisman employ
To snatch from heaven anticipated joy,
And all her kindred energies impart
That burn the brightest in the purest heart.

P. 56.

Adieu! Schreiben Sie mir bald — dann werde ich Ihnen den Ausgang meiner Geschichte erzählen können.

Th. Young.

VI.

Karoline von Humboldt.

Karoline von Humboldt,

geborne von Dacheröden.

Die Liebenswürdigkeit des Geistes und Karakters, der hohe Rang gesellig-heitrer Bildung, und der Reichthum edlen Daseins und Wirkens, welche diese herrliche Frau während eines höchst begünstigten Lebenslaufes ausgezeichnet haben, sind in zu frischem und theurem Andenken aufbewahrt, als daß es einer ausführlichen Schilderung hier bedürfte. Auch stellen sich einer solchen für jetzt noch mancherlei Schwierigkeiten entgegen, die zum Theil darin liegen, daß bei noch so nahen Lebensbeziehungen, von denen so vieles Minderwichtige einem großen Kreise zwar ganz bekannt sein mag, doch grade das Bedeutendste in sein wahres Licht noch nicht gestellt werden kann.

Vor allem würde hier nöthig sein, daß Wilhelm von Humboldt selbst, dessen Karakteristik aus dem Standpunkte seiner öffentlichen Erscheinung neuerlich Böckh vortrefflich begonnen hat, auch von menschlich-persönlicher

Seite in dem ganzen Umfange seiner Geistesgröße gehörig aufgefaßt wäre; denn seiner Gattin verknüpft sich ein Interesse, in welchem alles, was ihn bedeutend macht, sich als anmuthigste und seltenste Lebensgestalt wiederfindet, deren wahres Wesen in oberflächlicher und vereinzelter Betrachtung nicht erkannt werden mag.

Hier genüge einstweilen, aus ihren eignen Aeußerungen zu sehen, wie eine solche Frau empfunden und gedacht, welch Verhältniß sie zu einer Freundin, wie Rahel war, haben konnte, und besonders wie sie im Jahre 1813 die Interessen des Vaterlandes und der Ihrigen antheilvoll und eifrig im Herzen getragen hat.

1.

Paris, den 25. Mai 1798.

Ich habe Ihnen, meine theure liebe Freundin, im Anfang Decembers von hieraus geschrieben, da aber Brinckmann ohne ein Wort von Ihrer Hand für mich hier angekommen ist, mir auch nicht mündlich gesagt, daß Sie meinen Brief bekommen hätten, so vermuthe ich fast, daß er auf der Post verloren gegangen ist. Ich kann die sichre Gelegenheit, die sich durch Vieweg darbietet, nicht vorbeigehen lassen, ohne Ihnen wieder ein Wort zu sagen.

Ich habe Ihnen in meinem letzten Brief mein langes Stillschweigen erklärt, nicht entschuldigt, und nun wissen Sie wieder nichts davon. Eigentlich ärgert es mich entsetzlich, wenn jener Brief verloren ist. Aber, liebe Seele, Sie müssen es dennoch wissen, wenn Sie auch Jahre lang nichts von mir hörten, daß ich Sie nicht vergessen kann. Sie müssen es darum wissen, weil Sie einmal gefühlt haben, daß ich Sie kannte, weil ich mich von Ihnen verstanden fühlte. Man trifft nicht Menschen wie Sie und versteht sie, um sie zu vergessen. Aber lassen Sie mich wieder von Ihnen hören, lassen Sie mich durch unsre lange Trennung nicht fremd mit Ihrem Leben werden. Ach könnte ich's Ihnen mit der Innigkeit aussprechen, die in meinem Herzen ist, wie oft, wie zärtlich und sehnsuchtsvoll ich an Sie denke! Und wie ich Sie herwünsche! — Paris wäre der eigentliche Ort, an dem Sie leben müßten, an dem Sie, besonders wenn Sie auch einige Deutsche um sich hätten, sich gefallen würden, wie an keinem andern. Paris ist sehr

schön, es giebt vielleicht kaum noch eine Stadt, die einen Anblick wie den darbietet, den man genießt, wenn man auf dem Pont-Royal steht, zur Rechten den Pont-Neuf, zur Linken den Pont de la Révolution, unten den schönen breiten Strom, zu beiden Seiten die breiten Quai's mit einer Reihe prächtiger Gebäude, das Schloß der Tuilerien, den Garten, und weiter die Champs-Elysees. Stünde ich da mit Ihnen, wäre ich froher wie jetzt, und genießender! Die Empfindung, alles zu verstehen, hat mir noch kein Mensch gegeben wie Sie. Darum kann ich und will ich mich auch nicht von der Hoffnung trennen, daß ich noch einst mit Ihnen leben werde. Mich dünkt, wir gehören für einander. Mein Herz hat sich einen Reichthum und eine Fülle der Kraft gesammelt, die mein Leben ausreichen wird. Sie kennen das Bedürfniß, alles in sich klar zu wissen, und sollt' es das Leben kosten; ach so giebt es ja kein andres Dasein, wenn einen einmal die Natur so gemacht hat! Ich gestehe es, nicht ohne die tiefsten Schmerzen, nicht ohne den bittersten Verlust, ist mein Herz zu dem Besitz dieser Klarheit gekommen, aber durchgesetzt mußte es doch sein. — Ich bin in mir frei und ruhig, der Genuß des Lebens ist mir errungene Kraft, Sinn für alles Menschliche und für alles Göttliche im Menschen. Täglich fühle ich's mehr, wie es sich wohlsteht über den Fluthen der Vergangenheit, und wie sich die geheimnißvolle Bildung unsres Innern gleichsam im Zerlegen erst erklärt. Der Punkt des innern Zusammenhalts bleibt ewig die Liebe — sie allein gestaltet unser Wesen, und selbst wenn jede ihrer Täuschungen zerronnen ist, ist sie es noch, die den Takt des Lebens harmonisch erhält.

Ich muß Ihnen ein Wort von meinen Kindern sagen. — In den Kindern lebt meine Seele, das fühlen Sie wohl, und ich führe hier mit ihnen eine ganz häusliche Existenz. Die Vormittage dauren hier bis 4 Uhr, früher ißt kein

Mensch, das giebt mir das Mittel, viel mit ihnen zu sein. Abends bin ich häufig in Gesellschaften oder im Theater, oft auch an meinem Theetisch, mit dem kleinen Zirkel meiner Bekannten zu Hause. Es sind viele Deutsche hier, denen mein Haus ein point de ralliement ist, ich sehe aber auch viel Franzosen, und sehe sie gern. Das Theater ist unendlich interessant, die Komödie vortrefflich. Alle Feinheit, Höflichkeit, alle Oberflächlichkeit des französischen Wesens, ihrer Sitten wie ihrer Empfindungen, offenbart sich unendlich in ihren Stücken und in der Art wie sie gespielt werden. Bei der Tragödie ist das vielleicht noch merkbarer. Ich kann mir nicht denken, wie man jemals gerührt werden könnte, aber interessirt ist man auf's äußerste, weil das Spiel der vorzüglichen Schauspieler ein vollendetes Kunstwerk ist.

Adieu, liebe Theure. Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, bald! Grüßen Sie Ihre Schwägerin und Röschen von mir. Ganz die Ihrige

Karoline von Humboldt.

2.

Paris, den 2. Februar 1799.

Gestern Abend bekam ich den Brief, den Sie mir durch E. geschrieben haben. Liebe, Theure, was soll ich Ihnen sagen? was, daß ich Ihnen heute schreibe, und Ihnen so lange nicht geschrieben habe? — Dieser Brief löste, ich weiß nicht wie, das Band des Schweigens, das um meine Seele lag. O ich habe so viel zu sagen, und wie soll ich anfangen, wie soll ich der Ordnung nach schreiben! Sie wollten kommen, wollten zu mir kommen! wie sich die Sachen gewendet haben, muß ich mich freuen, daß sie mit E. keine

Arrangements genommen. — Aber unserer hätten Sie gewiß sein können, ich sage nicht meiner, weil ich weiß, daß Sie empfinden, wie einzig ich Sie im Herzen trage, ich sage unsrer, und verstehe Humboldt darunter. Er liebt Sie, und fühlt wer Sie sind, und gäbe viel darum, wenn er mir die Freude geben könnte mit Ihnen zu leben. Aber das ist nun vorbei, und unser Aufenthalt in Paris naht für jetzt seinem Ende. — Lassen Sie mich von etwas weiterher schreiben. Wenn ich mich nicht zwinge ordentlich zu erzählen, so endige ich niemals. Ich empfing im Oktober einen Brief von Ihnen. — Mein Herz hielt sich zusammen, fest, unzerreißbar, — ich hatte keine Thränen, aber ich konnte mich selbst nicht berühren, — ich schrieb dem Freunde nicht, schrieb dir nicht, weil ich mich nicht gehen lassen konnte, wollte — ach! und indeß ich mich so hartherzig in mir selbst verschloß, dachtest du an mich, wolltest zu mir kommen — du liebe, liebe Einzige! Gestern, wie ich deinen Brief las, ergriff es mich auf Einmal, wie wenn eine Gottheit mich aus dem entsetzlichen Schweigen löste, ich fühlte Thränen in meinen Augen, und habe viel die Nacht geweint, und fühle mich leichter. — Ich habe zu viel gelitten. — — Nun weißt du, wie's mir ist. Ich habe dir aus meinem tiefsten Herzen geschrieben, und du, du verstehst mich. O, meine Seele, verzeih mir, daß ich dich Du nenne, aber ich mußte, es trieb mich mein Herz, und du allein, ich fühl' es immer inniger, begegnest meiner glühenden Seele. Warum bin ich von dir getrennt, warum bist du es von mir? Nicht immer, ich weiß es wohl, aber doch lange. Mein spätestes Zurückkommen nach Berlin ist in anderthalb Jahren. Sieh, unsre Plane sind so. Mit dem Ende künftigen Monats gehen wir von hier weg. Ich werde den Sommer mit den Kindern in den Pyrenäen bleiben. Humboldt wird indessen allein nach Madrid und vielleicht bis Lissabon reisen. Im Herbst, wo er wieder zu mir kommt,

entscheiden wir uns dann, ob wir hierher für den Winter zurückkommen, und über England zu Hause reisen, oder ob wir vom südlichen Frankreich aus nach Italien gehen können, und dann durch die Schweiz nach Deutschland zurückkommen. Bei beiden Planen sind wir in achtzehn Monaten ungefähr wieder zu Hause. Burgsdorfs Plane gehen von nun ganz mit den unsrigen auseinander, und schwerlich finden wir uns vor unsrer Rückkunft wieder. Ich bitte dich mit aller Liebe, ich bitte dich inständigst, schreibe mir. Ich werde einen ruhigen Sommer verleben, einen einsamen, im Genuß einer großen Natur, ich werde gewiß heiter und still sein, und dir oft schreiben können. Laß mich bald, bald, gleich ein freundliches Wort vernehmen. O wenn ich zurück bin, wie ist es mein einziger, heißester Wunsch, viel mit dir zu leben, ganz, wenn du willst, und du es deinen häuslichen Verhältnissen abgewinnen kannst. Liebe, ich weiß, glaube es nur, ich weiß, wie verschieden und wie ähnlich unsre Naturen sind, und ich bin in mir überzeugt, daß nie zwei Frauen ein innigeres Verhältniß haben können, als wir. — Meine Kleinen werden dich sehr freuen. Li entwickelt sich sehr liebenswürdig, sie ist sehr zart, und hat einen seltnen Grad von Sentimentalität, von ganz natürlicher, wie du leicht denken kannst. Der Bruder ist schön, auffallend schön, viel derber, sehr unartig, eigenwillig, und doch unendlich gutmüthig. Theodor ist das liebenswürdigste Kind was ich je sah, — er ist ganz dick und recht eigentlich fett, und sieht doch schlank aus; sein Gesichtchen hat einen schönen Ausdruck von Fröhlichkeit, und doch deutet der Blick in seinem Auge auf etwas Tieferes. Sein Auge ist als schaute man in den Himmel. Das Weiße darinnen ist ganz blau, und der Augapfel braun. Seine Haare sind blond, sein Mund einer der reizendsten, den ich je an einem Kinde sah. Wenn du den Jungen sehen könntest, er würde dich zum Narren machen wie mich. — Adieu, liebste Seele. Ich

bitte dich nochmals um einen baldigen Brief. Tausend Grüße an Röschen, an deine Hausgesellschaft, und wenn sonst jemand meiner gedenkt. Sind die Briefe endlich ganz sicher? Adieu!

Karoline von Humboldt.

3.

Wien, den 19. August 1813.

Ein so lieber Brief, wie der deine, hätte nicht vierzehn Tage unbeantwortet liegen bleiben sollen, geliebte Freundin. Es war nicht Schuld meines Herzens, sondern der Zeit, in der sich alles auf eine wunderbare Weise um mich zusammendrängte.

Ich habe mich unaussprechlich gefreut, die lieben Züge deiner Schrift wiederzusehen, dich in einzelnen Worten so wiederzufinden, daß mir der lange Zeitraum verschwunden war, in dem ich dich nicht sah, und ich wieder meinte deine Stimme zu hören und gewisse Züge deines Gesichts zu sehen, die mir ganz gegenwärtig geblieben sind. Wir haben uns nun in eilf Jahren nicht gesehen, und haben uns gewiß sehr verändert! Es ist das eine Bedingung der Menschheit. Aber aus deinem Briefe habe ich empfunden, daß wir uns nicht so verändert haben, daß wir uns unverständlich geworden wären. Die zwei Worte über Gentz haben mir das gezeigt. Du hast im Ausdruck deiner Empfindung über ihn die meine ausgesprochen.

In mir, darf ich dir mit Wahrheit sagen, wirst du alles stiller, reiner und liebender finden. Der Schmerz des Herzens, der früh in mein Leben griff, und dem ich mich hingab, hat es endlich geläutert und gestärkt, und hinaufgehoben zu dem Genuß einer inneren seligen Klarheit, die

ich in dunkler Leidenschaftlichkeit ehemals nicht ahndete. Ich darf endlich sagen, daß, so wie diese in mir abgenommen, die Liebe, das Vermögen unendlicher Liebe, sich immer tiefer in mir verschlossen hat. —

Ich danke dir für die Nachrichten, die du mir von Theodor giebst. Das mag es dir auch beweisen, daß viel mit und in mir vorgegangen sein muß, daß ich mit Ruhe und großherziger Ergebung an das Schicksal meines lieben Kindes denken kann. Wir stehen in Gottes Hand, und das eigne Leben geht zuletzt auf, ach nicht allein in den großen Weltbegebenheiten (das wäre doch zermalmend), sondern in der ewigen Harmonie der Schöpfung, zu der der Schmerz gehört wie die Freude, der Tod verschlungen ist mit dem Leben! Lass' uns nur still diese ungeheure Zeit ertragen, die Wolken zerreißen endlich, und gewähren uns wieder den Anblick des ewigen Himmels — des Himmels, der nicht weichen noch wanken kann, wie schwere Gewitterstürme drohend an ihm vorüber ziehen.

Von den Kindern soll ich dir schreiben? Karoline ist sich sehr gleich geblieben. Ein still in sich geschloßnes Gemüth, viel Liebes und Gutes, aber vielleicht zu wenig Drang und Bestreben nach außen hin. Sie erinnert sich deiner wie aller Menschen seit ihrem fünften Jahre an, und trägt mir auf, dich sehr zu grüßen. Sie hat etwas Starres und Weiches zugleich, und ähnelt ihrem Vater. Theodorn wird diese verhängnißvolle Zeit zum Manne reifen, wenn er sie überlebt. Er hat sich gut betragen, ist mit Lust und Eifer bei der Sache, die er doch nicht als Scherz hat kennen lernen, und hat eine treue redliche Gesinnung in seinem Innern. Bete zu Gott, daß er ihn mir erhalte mit all unsern lieben Freunden. Ach, mein Herz ist bei Vielen in diesem heiligen Kampfe, und ist bei jedem ganz. Schreibe mir, wenn du von Varnhagen hörst, ich mag ihn nicht mit Briefen plagen in einer Zeit wo man ganz anderes zu

thun hat, als zu schreiben. Sage ihm, daß ich einige liebe Zeilen von ihm im April aus Hamburg empfing. Das arme unglückliche Hamburg! Sage ihm, daß ich immer an ihn denke und mein Segen ihn gewiß begleitet.

Dein kleiner Protégé Herr von Cronstain ist hier angekommen, und wir hoffen es soll mit dem, was er wünscht, gehen. Ach ja wohl, niemand ist in jetziger Zeit sicher von einem Tage zum andern. Das Unglück, das Millionen trifft, umschlingt und verbindet aber auch Millionen mit einem unauflöslichen Bande, und das brennende Gefühl, was in der Brust so unzähliger Tausende lebt, zu siegen oder zu sterben, wird uns retten. Von meinen Kleinen sollte ich dir noch reden, von Adelheid und Gabriele. Andere haben es wahrscheinlich schon gethan, und ich hoffe du wirst sie bald einmal sehen. Es sind zwei sehr liebe, sehr innige Kinder. Lebe nun wohl, denke an mich, laß von dir hören, und erhalte dir den Muth.

Deine Schwägerin habe ich nicht gesehen. Ich fühle, ich hätte noch weit mehr zu schreiben, aber nimm den Brief nur so hin, denn bei mir ist ein solch verworrenes Leben jetzt!

Karoline von Humboldt.

4.

Wien, den 11. September 1813.

Du liebes gutes, helfendes Geschöpf, ich habe eben deinen Brief bekommen, und ich sende dir was ich gleich im Hause, bei meinen Kindern und mir, gefunden habe. Morgen oder übermorgen werde ich schicken, was ich von meinen Bekannten auftreiben kann.

Der Banquier Ballabene in Prag hat von mir eine Summe Wiener Währung geschickt bekommen, zugleich deine

Adresse. Da laß dir die Summe auszahlen. Man hat mir gerathen es so zu machen, weil es sichrer und schneller sei als ein Brief, der, wenn er mit Geld (selbst mit Papiergulden) beschwert ist, mit der fahrenden Post gehen muß.

Dein Brief hat mich sehr leidend gefunden. Aber ich habe meine Bekannten mit Briefen bestürmt, da ich Fieber habe, und nicht ausgehen kann. Doch mußt du dir nicht vorstellen, daß ich unendlich viele Bekannte habe.

Die lieben Unglücklichen! Ich wünschte in Prag zu sein, um dir zu helfen. Gott weiß es, daß meine Seele nur dort ist. Und das furchtbare Wetter — ach was soll daraus werden! — Theodor war in einem Bivouak nahe bei Töplitz, er hat vor Dresden in drei Tagen nichts zu essen gehabt.

Morgen hoffe ich wieder etwas zu schicken.

Deine

Karoline.

Verzeih mir die Eile, das Fieber macht mich so lahm. Gott, man sollte sich nicht beklagen! Was leiden die, die draußen stehen!

5.

Wien, den 29. September 1813.

Ich bin gar unaussprechlich gerührt von deiner Liebe und Treue mir so oft zu schreiben, geliebte Freundin, ich bin es um so mehr, da ich tief empfinde, wie kostbar deine Zeit dir ist. — Ich habe — leider — so manchmal Perioden im Leben, wo ich gar nicht schreiben kann, und so eine ist eben jetzt. Es ist nicht Zerstreutheit, es ist innere Beklommenheit, es ist, eben weil ich so fern bin, als wenn jeden Moment das Ungeheuerste geschehen könnte, ich kann vor dem nahen Bevorstehenden kaum mehr athmen,

und ich höre in jedem Luftzuge die Seufzer derer, die fallen. Mein Glaube an Gott, an das glückliche Ende unsrer gerechten Sache, verläßt mich nicht, aber doch bricht mir das Herz im innersten Busen. Dazu höre ich seit Monaten nichts von diesem und jenem, der dabei ist, von Menschen, die mir unaussprechlich theuer sind, ob sie ausgeblutet haben wie mein lieber Körner, oder ob noch die Kugeln in der Luft sausen und treffen. Großer Gott, es ist eine ungeheure Zeit! — Wird man sie überleben, und zuletzt verlassen und vereinsamt von allen Geliebten stehen? O nein, man wird die lieben, und sich mit aller Gewalt des Herzens an die halten, die übrig bleiben, siegend übrig bleiben! —

Wie wünsche ich dir Glück, für eines theuren Freundes Leben, wie Alexander Marwitz ist, etwas zu thun, — ich habe auch einen Freund, der Alexander heißt, von dem ich gar nicht erfahren, wo er ist, ob er lebt. — Von Theodor weiß ich Gutes, er war bei dem letzten Gefecht auf den böhmischen Höhen; die Schwadron hatte aber diesmal nur einige Verwundete, und er kam gut davon. Von Varnhagen weiß ich auch, daß er lebt, durch einen Brief Wallmodens an Pauline Hohenzollern, aber von meinem lieben Hedemann, von Röder und Alexander von Rennenkampf weiß ich nichts. — In dem Hause der Gräfin Morzin in Prag liegt Ferdinand von Röder an einer Wunde, die er vor Dresden empfing, sein Bruder Wilhelm blieb vor Kulm, und mein Röder heißt Karl. Aber wenn du den Ferdinand einmal besuchen kannst, oder besuchen lassen kannst, damit ich seiner Schwester von ihm mit Wahrheit berichten kann, wirst du mich sehr verbinden. Seine Schwester ist ein herrliches Mädchen, die ganze Familie brav und gut.

Der arme kleine Cronstain ist in Brünn krank geworden. Denke nur, wie er hier war, frug ich ihn, ob er Geld brauchte, aber er wollte nichts, und reiste weg ohne etwas anzunehmen. Nun schreibt er mir vor vierzehn Tagen, er

sei krank worden in Brünn, sagt mir aber nicht was er braucht. Ich schrieb ihm, bat ihn es mir aufrichtig zu sagen, schickte ihm indeß dreißig Gulden, und nun antwortet er mir nicht, und hat es auch mit diesem seinem ersten Brief, und der Art wie ich ihm antworten sollte, so sonderbar eingerichtet, daß ich gar nicht wissen kann, ob es ihm zugekommen, ob und wie ich Nachricht von ihm einziehen kann. Ich versichre dir, daß mir ernst bang um ihn ist. Die Mutter des jungen Cronstain hat zweimal an Humboldt geschrieben, aber wie ihr einen ungelesenen Brief zur Antwort zukommen lassen? und liest man ihn, so kann man nicht wissen, wie man die Arme kompromittirt. Wie geht es mit deines Freundes Hand? Das schreibe ja.

Mein Kind, das geht so den ganzen Morgen hier, Thür auf, Thür zu, und weil sie doch etwas wissen können (die Menschen mein' ich), läßt man sie nicht abweisen. Meine Gesundheit ist besser. Die Li grüßt. Ich habe zwei Frauen im Haus, die bei mir wohnen, und kaum eine Stunde für mich. Ist der Gustav Rochow, den du erwähnst, ein Bruder des Adolf Rochow, und weißt du nichts von letzterm? — er eilte aus Italien zurück, um Dienste zu nehmen.

Gott segne Dein Bemühen mit Erfolg. Bald mehr. Ewig dein.

Karoline von Humboldt.

6.

Wien, den 25. Oktober 1813.

Nur mit zwei Worten, meine geliebte Freundin, kann ich dir heut für deinen lieben Brief vom 18. danken. Gott hat uns beigestanden und Sieg verliehen, und vieler

Sorge kann man entbunden sein. Es ist dies ein unendlich wichtiger Schritt zum Brechen seiner Gewalt. Ach aber auf's neue müssen Tausende bluten, und die Summe des Leidens häuft sich in's Unendliche, und es ist einem, als müßte einem oft das Herz darüber brechen.

Willisen schreibe ich nächstens durch dich, mein Engel. Ich liebe und schätze ihn.

Varnhagen hat mir einen allerliebsten freundlichen Brief geschrieben, bewegt, recht tief bewegt von der Gegenwart und Zukunft, und innig zurückschauend in die Vergangenheit. Jetzt wird er in Bremen sein. Ich habe Gelegenheit gehabt, ihm durch die Fürstin Hohenzollern, die mit Wallmoden in Briefwechsel ist, gleich zu antworten.

Graf Bentheim bringt dir diesen Brief. Laß dir nicht von ihm sagen, wie ich lebe; denn in den vierzehn Tagen, wo er hier war, konnte ich ihn unglücklicherweise nur immer in Stunden sehen, die, in einer Zeit wo ich Besuch im Hause habe, ausschließlich der Gesellschaft gewidmet sind. Ich liebe diesen Bentheim außerordentlich, mehr durch Inspiration als durch eigentlich tiefes Erkennen seines Wesens, aber das Herz sagt es mir, daß sehr viel und sehr Schönes, Menschliches und Tiefes in ihm ist. Auch meine ich oft, er hätte einen Kummer, den ich ihn bitten müßte, einem verwandten Gemüth anzuvertrauen.

Die Frau von Arnstein läßt dir sagen, du möchtest dich bei der Oberstburggräfin Kolowrat melden um Hemden. Der habe sie welche geschickt, und sie gebeten, dir zukommen zu lassen was du brauchtest. Kannst du ein Stück Hausleinewand, nicht fein aber tüchtig, brauchen, so schicke ich es dir?

Schreibe bald. Deine treue

Karoline.

Bernstorff bedauert unendlich, dich nicht gesehn zu haben. Er hat ein Unglück im nicht finden können.

7.

Wien, den 22. Januar 1814.

Ich schreibe dir schon seit vielen Tagen, aber du bekommst es immer nicht, mein liebes Kind, denn ich schreibe nur immer in Gedanken. Mein Leben ist zu gestört, und vom Mittagsessen an sind für meine alleinigen Beschäftigungen mir alle Stunden verloren. Dein letzter Brief hat mich unaussprechlich gerührt, weil ich ja weiß, was da vorgegangen sein muß, ehe man dazu kommt, ein Kreuz so zu küssen, wie du das deine von Ebenholz. Aber woher kommt dir die Kraft der irdischen Liebe, nachdem du dich gefaßt hast in unaussprechlichem Entsagen? Gentz ist gar zu sehr Gentz in der Abschrift des Briefes, den du mir schickst, es ist alles wie ein Memoire, wie eine Kriegs- oder Neutralitäts-Erklärung, alles was er schreibt, ich kann mir nicht helfen, du hältst ihm ein glänzendes Himmelsbild vor, für das er gar keine Augen hat. Vom Verstehen will ich gar nicht einmal, vom in sich Aufnehmen und dann Verstehen — reden, aber selbst die äußere Erscheinung geht ihm verloren. Thue es nicht, schreibe ihm nicht mehr. Schreibe mir, schreibe Varnhagen, nicht ihm. Er kommt jetzt zurück, sagt man. Ich freue mich nicht zu ihm, ob ich ihn aber genug achte, es ihm zu sagen, weiß ich noch nicht. Er liebt die Unsren nicht, unsre Preußen, verstehst Du. Der eigentliche Geist, der die Nation begeistert hat, der sich klar in That und Wort bei Tausenden ausgesprochen hat, die hat er nicht erkannt. Das kommt eben auch daher, weil er die Liebe nicht erkennt. Nun weiß ich, daß er sie verkleinert, verunglimpft, daß er schon jetzt nicht leiden kann, wenn die Welt voll ihres Ruhms ist, und das hat mich denn nun ganz von ihm abgewendet. Ich werde still und schweigsam mit ihm sein, wenn er mich aber auf's äußerste treibt, so sag' ich's ihm grade heraus.

Von Varnhagen habe ich einen sehr lieben, aber unbeschreiblich alten Brief gehabt vom 24. November. Ich habe ihm noch nicht antworten können. Ich bin nicht befangen darum, daß du ihm immer meine Briefe schickst. Ich liebe ihn ja. Es wird mir darin immer klarer und stiller, meine Thränen immer beruhigender. Ich glaube, ich sterbe nun bald — ach nur dann kann man von Thränen scheiden. — Meine Gesundheit ist die Zeit her gar nicht gut gewesen. In der That glaube ich, daß Wien mir nicht bekommt, denn nie hatte ich die immer wiederkehrenden ertödtenden Migrainen. —

Koreff hat eine unbeschreibliche Tiefe des Gemüths, und es neigt sich alles in Liebe und Sehnsucht einem andren Leben zu. Ich habe nicht den Blick über Menschen, den du hast; aber doch einigen. — Am meisten bin ich mit Pauline und Jeanne, den Schwestern der schönen Herzogin. Ich liebe diese auch, aber jene mehr. — Und wie ist's mit deiner Gesundheit? schreibe nur eine einzige Zeile darüber. Nimm heut vorlieb mit diesem Briefe.

Die Kinder grüßen. Unsre Angelegenheiten gehen gut. Hast du zwei Dutzend Hemden bekommen?

Karoline von Humboldt.

VII.

Peter von Gualtieri.

VII.

Peter von Gualtieri.

Peter von Gualtieri.

Um von Gualtieri zu sprechen, fehlt uns alle Hülfe schon bekannter Anknüpfungspunkte. Er selbst hat sich durch Schriftliches wenig ausgesprochen, und sein Namen ist auch durch Andere selten erwähnt worden. Rahel aber nennt ihn mehrmals mit großer Vorliebe, und erwähnte seiner bei jeder Gelegenheit als eines frühen und treuen Freundes, dessen Originalität in dem ganzen damaligen Lebenskreise scharf hervortrat und vielfach wirkte. Einen besondern Zug seines Karakters führt Rahel in der Galerie der vier Eitlen an, wo man sich etwas wundert ihn dieses Zuges wegen eingereiht zu finden. Auch war seine sogenannte Eitelkeit eigentlich nur ein aus der Tiefe quellendes Gefühl des eignen Daseins, und dies Gefühl machte sich auch in geringen Dingen unwiderstehlich Luft.

Er stammte aus einem angesehenen italiänischen Geschlechte, und einige seiner Vorfahren waren in der katholischen Kirche zu den höchsten Würden aufgestiegen.

Er selbst aber freute sich, einer protestantisch gewordenen Linie anzugehören, so wie auch seinen fremden Namen im Deutschen ganz fertig übersetzt als Walter vorzufinden. Seltsam genug, italiänische Abkunft und französische Bildung hatten sich in ihm durchaus zu deutscher Geistes- und Gemüthsart beugen müssen. Er war früh in Kriegsdienste getreten, hatte neben dem Waffenwesen sich immer geistig beschäftigt, galt für einen klugen Weltmann und originellen Selbstdenker, war zuletzt Major und Flügeladjutant des Königs, und wußte in dieser Stellung nur um so günstiger und auffallender seine freien und oft wunderlichen Sprüche und Auseinandersetzungen anzubringen. Er raisonnirte und dialektisirte unaufhörlich, ohne alle Kunst der Schule und Hülfe der Wissenschaft; daher oft unbeholfen, unvollständig und mehr Mißverständnisse verursachend als wegräumend, hartnäckig, unbezwinglich, wenn es nicht etwa gelang, ihm unerwartet auf seine Art beizukommen, und ihn plötzlich durch einen blitzenden Lichtstrahl zu überzeugen; dies konnte Rahel fast immer, und willig erkannte er ihre Ueberlegenheit, die ihn freute, dagegen ihn jede andre nur reizte und kränkte. Seine große Denkkraft und vielfache Unkunde brachten vereint die lebendigsten, tiefsten und witzigsten Aussprüche hervor, und da er beim Sprechen ganz an die Sache, aber kaum an die Worte, und gar nicht an die Umstände dachte, so beging er Verstöße und Verwirrungen in Menge. Dabei kam er niemals aus der Fassung. Er konnte von demselben Menschen das Widersprechendste aussagen, und abwech-

selnd bald das eine, bald das andre beweisen, die Schönheit, die Häßlichkeit, den Verstand, die Dummheit, und auch die Zuhörenden selbst wurden dann leicht in solche bedenkliche Gegensätze mithineingespielt. Hatte er eine Einsicht erlangt, eine Wahrnehmung gemacht, so gab es kein Mittel, ihn solche unterdrücken zu lassen; er hatte den Muth, unter jeder Bedingung und an jedem Orte alles zu sagen, was er meinte, am Hofe, zur Königin, dem Könige selbst. „Laßt uns über irgend einen Gegenstand streiten," pflegte er wohl von freien Stücken anzuheben, wenn er das Gespräch nicht belebt genug fand. Im Streiten aber kannte er keine Gränze als das Aeußerste; jedoch sprach er selbst nicht sowohl hitzig und lebhaft, als vielmehr nachdrücklich und sogar langsam, immer aus seinem Denken heraus, und in diesem durch nichts zu stören. Dabei stellte er mit tiefster Ueberzeugung den Satz auf, man könne nur mit solchen streiten, mit denen man Einer Meinung sei.

Seine Unkunde war übrigens nur eine in Betreff wissenschaftlicher Kenntnisse; keine der Welt und ihrer Formen. Er war ein gewandter und wohlkundiger Hofmann, von raschem und feinem Gesellschaftsgeist. Sein anscheinend bedächtiges Wesen bei der glühenden Regsamkeit seiner Laune erhöhte sehr das Komische und Sonderbare seiner oft einzigen Aeußerungen.

Er war ein leidenschaftlicher Preuße, und als solcher ein großer Freiheitsfreund, in dem Sinne, wie die durch Friedrich den Großen beförderte Geistesbildung dazu machen konnte. Daß so viele Vorurtheile und

Einbildungen durch die französische Revolution zu Grunde gingen, gereichte dieser Denkweise zum höchsten Vergnügen, welches sich auch ohne Hehl zeigen durfte. Gualtieri wurde durch seine Besprechung der damaligen Ereignisse, seine geistreiche und beißende Art, wie er Grundsätze und Thatsachen in die unmittelbare Umgebung hineinspielen ließ, und auf das Nächste anwandte, oft sehr peinlich, und um so peinlicher, je höher die Personen standen, von denen er sprach; hierin aber lag für ihn nur ein Reiz mehr, und seine Freimüthigkeit ließ sich durch niemanden beschränken. Die Siege der republikanischen Franzosen drängten sich damals der Einbildungskraft mächtig auf, der Heldenruhm Bonaparte's erweckte die größte Theilnahme, vielfache Vorstellungen und Reizungen wogten in den Gemüthern. Auch Gualtieri war lebhaft ergriffen von jenen Richtungen des Tages. Als nun aber die französische Republik in ein Kaiserthum verwandelt wurde, konnte er seinen Verdruß und Unwillen nicht verhehlen, fand die stolzen Krieger der Republik, die ihm wie Ritter, welche für die eigne Sache fechten, erschienen waren, jetzt ganz klein geworden, und faßte seine Geringschätzung mit Achselzucken in den karakterischen Ausdruck zusammen: „Nun sind sie ja nichts weiter, als gemeine Kaiserliche Soldaten!"

Auch in Auffassung der geringfügigsten und gewöhnlichsten Dinge, welche sonst wenig beachtet werden, zeigte sich sein eigenthümlicher Sinn. So merkte er z. B. auf Hunde sehr genau, betrachtete ihre Sitten und Bezei-

gungen, und konnte ganz tiefsinnig darüber werden, und die beißendsten Vergleiche und Nutzanwendungen machen. Eben so las er Lafontaine'sche Fabeln mit wunderbarem Sinn und Nachdruck, sie wurden in seinem Vortrage ganz Leben, und zwei Verse, z. B.

Deux coqs vivaient en paix: une poule survint,
Et voilà la guerre allumée,

entfalteten in seiner Behandlung einen solchen Reichthum von Wahrheit und Komischem, daß man mit staunendem Lächeln ihm zuhörte, und ihn, wenn er aufhören wollte, gern zum Fortfahren ermunterte.

Den Frauen bezeigte er große Aufmerksamkeit, verlangte aber, daß sie großen Werth darauf legen, voll Dankbarkeit sein sollten, und war außer sich, wenn dies unterblieb. Im Grunde war ihm nicht so sehr an ihrer Gunst gelegen, und er hätte nicht alle erreichbare verbrauchen mögen, aber die Vorstellungen von Gelingen und Erfolg konnte er von seiner Person niemals getrennt denken lassen, das war ihm unmöglich, und so strebte er überall wenigstens den Anschein davon zu seinen Gunsten festzuhalten, und galt daher bald für einen feurigen Liebhaber, bald für einen Wüstling, ohne eines von beiden wirklich zu sein. War in der That seine Neigung berührt, hegte er anspruchslose und zartgeistige Empfindungen, so beging er doch lieber, um sie zu verbergen, die größten Härten und Unarten, als daß er sie eingestanden und dadurch einem verletzenden Spotte bloßgestellt hätte. Der Ehrgeiz, in Liebessachen ein

starker Geist zu scheinen, wird immer unter den Schwachen herrschend bleiben.

Uebrigens war Gualtieri in einer Welt herangewachsen, wo wenig geglaubt und verehrt wurde, was nicht der Klugheit und dem Vortheil diente, und wo die Ueberzeugung galt, daß das Leben der großen Welt sich nach andern Gesetzen entwickeln müsse, als den in Lehrbüchern der Sittenlehre aufgestellten. Er suchte sich aber auch hier einen höhern Standpunkt, und hielt aus diesem selbst manche Verderbniß für eine Zuflucht, welche das Richtige und Natürliche bisweilen gegen Heuchelei und Pedanterei zu gewinnen strebe, und aus der doch wieder manche ächte Lebensblüthe gedeihe, die sonst nicht möglich wäre. In diesem Sinne konnte er einen Gesandten, der eben aus Lissabon gekommen war und von dieser Hauptstadt erzählte, ganz unbefangen und ernsthaft fragen, ob auch gute Depravation dort wäre? und den gemessenen würdevollen Mann durch die unerwartete Anrede ganz außer Fassung bringen.

Den Vornehmen bemühete er sich gar gern und oft, die Nichtigkeit ihrer Ansprüche zu zeigen; die Demüthigung jedes Dünkels war ihm ein Fest. Verstand und Geist gingen ihm über alles, diese sollten seiner Meinung nach immer obenanstehen, und dieser Aristokratie vor jeder andern wollte er angehören. Auf diese war er hauptsächlich stolz, und seine Eitelkeit bestand darin, sich immer dessen zu rühmen, was Andern bei manchen Gelegenheiten zu verläugnen bequemer dünkte. Alle Welt mußte es bis zum Ueberdruß von ihm anhören,

daß er Goethe'n hatte kennen lernen, und sich darauf mehr einbildete, als wenn er am größten Hofe wäre vorgestellt worden. Er ließ die vornehmsten Personen stehen, um mit Gentz, dem damals noch wenig geltenden, aber von ihm anerkannten und gepriesenen zu sprechen; er ging oft aus der Hofgesellschaft weg, um, wie er vorsätzlich aussprach, zu Mlle. Levin zu gehen, wo die klügsten Leute zusammenkämen, und sogar der Königin rühmte er mit Absicht diesen geselligen Kreis als einen, um den man jeden andern aufgeben darf.

Durch seine ansehnlichen Verhältnisse, die er bestens geltend zu machen wußte, war ihm eine bedeutende Laufbahn leicht eröffnet. Er wollte sich im diplomatischen Fache versuchen, und gleich sein erster Anfang war, daß er zum Gesandten nach Madrid ernannt wurde. Der damalige Minister Graf von Haugwitz war ihm jedoch nicht wohlgesinnt, und suchte seine Sendung, da er sie nicht rückgängig machen konnte, wenigstens zu verzögern. Es vergingen Monate, ein halbes Jahr, alle persönlichen Betreibungen, alle Fürsprache der höchsten Personen waren fruchtlos; daß in den Geschäften selber kein Grund zum Aufschub läge, erfuhr er mit Bestimmtheit. Da wählte er ein sonderbares Mittel, um seinen Zweck zu erlangen. Auf einer großen Assemblée trat er zu dem Spieltische des Grafen von Haugwitz, grüßte ihn feierlich, blieb dann ihm gegenüber stehen, und sah ihn immer an. Das wurde jenem schon unbequem. Allein Gualtieri ließ es dabei nicht, sondern spornte sich an, alles Abscheuliche und Belei-

digende, was er dem Gegner hätte sagen mögen, in sich aufzurufen, und während er seine Blicke und Mienen dem ganzen Eindrucke seiner Gedanken überließ, die Worte selbst jedoch nicht aussprach, gab er sich die Genugthuung, jenem seinen ganzen Groll in den bittersten Schimpfreden auf diese Weise schweigend ins Gesicht zu sagen. Diese magnetische Behandlung hielt der Minister nicht aus, sondern erhob sich beunruhigt, gab Gualtieri'n die Hand, sprach von dessen naher Abreise auf seinen Gesandtschaftsposten, und beschied ihn auf den andern Tag in sein Kabinet, indem er ihm die Versicherung gab, alle Hindernisse seien jetzt gehoben, und in wenigen Tagen würde er seine Ausfertigung empfangen. Nun konnte er sein Spiel ruhig fortsetzen. Gualtieri empfing alle Schriften, deren er bedurfte, und reiste ab. Ein seltsames Mittel allerdings, die Säumniß der Kanzleien zu überwinden, und in diesem Fall durch den besten Erfolg bewährt! Indessen möchte dasselbe doch nicht allen Zöglingen der Diplomatik grade als musterhaft anzuempfehlen sein!

Gualtieri ging als Gesandter nach Madrid, lebte dort aber nicht lange. Er scheute die Sommerhitze nicht, er liebte sie vielmehr, die besondern Rücksichten, welche das Klima von Madrid vorschrieb, wollte er nicht beachten, er wurde krank, und da er, einem Familiengrundsatze getreu, keinen Arzt und keine Arznei wollte, so wurde seine Krankheit bald tödtlich. Er starb an einem Entzündungsfieber, das nur wenige Tage dauerte. Bei seinem Begräbniß warf das Volk mit Steinen;

der Leiche des Gesandten konnte keine Scheu mehr gelten, nachdem sie für die eines Ketzers erkannt worden war!

Von Gualtieri's Briefen ist nur wenig erhalten: ein paar Blätter mögen als Beispiel seiner Ausdrucksweise hier nachsichtig aufgenommen werden!

1.

Carlsbad, ce 23. août 1798.

J'ai reçu hier votre lettre, ma délicieuse amie! — cette expression peut paraître précieuse, pour toute autre que pour vous. Je l'ai lue, et relue, et plus je la lisais, et plus j'y trouvais de choses. Je ne m'arrête pas au projet manqué; il est trop désespérant pour y songer, d'ailleurs je suis trop accoutumé aux contretems de la vie. Ce qui m'a le plus intéressé et frappé dans votre lettre, c'est que tout le monde finit toujours par vous apprécier et par vous mettre à votre place. Vous avez vraiment l'ascendant des ames fortes, un charme inexprimable, un je ne sais quoi, qui tôt ou tard vous fait dominer, sans qu'on s'en apperçoive, qui plait, qui captive, qui entraîne, — qu' y a-t-il entre vous et la fille d'Agamemnon, si ce n'est quelque chose qui tient de la divinité? — il n' y a que des contours dans l'une, il y a chez vous des contours aussi, mais il y a surtout une ame qui embellirait les plus irréguliers et ferait oublier les plus beaux; — c'est pour cela peut-être que j'oublie quelquefois de les admirer, et que vous me grondez quand je les admire. Vous êtes la personne du monde la plus singulière; il n'appartient qu'à des ames privilégiées de vous aimer, et cependant elles ont cela souvent de commun avec les plus communes; vous amortissez les sens lorsqu'on est près de vous, et vous avez tout ce qu'il faut pour les éveiller; vous semblez ne dire jamais rien de saillant, et cependant personne ne dit rien comme vous, ou plutôt vous ne dites jamais

rien comme les autres; vous paraissez être à la portée de tout le monde, et personne n'est à votre portée; on vous croirait savante, et vous ne savez rien, ou plutôt vous savez tout sans rien savoir; vous méprisez toutes les vertus, et vous les avez toutes, vous les exercez sans effort, et pourtant c'est un mérite de votre part de les pratiquer; votre élévation vous met au-dessus d'elles, et vous vous abaissez jusqu' à elles; les sots vous trouvent de l'esprit, parceque vous leur en donnez, et les gens d'esprit vous en trouvent, quoiqu'ils paraissent sots à côté de vous; — comment faites-vous donc? êtes-vous une fée, un esprit follet, une sainte, un revenant, un être supérieur, qui se joue des pauvres mortels? — mais que deviennent alors les contours? les désirs que vous inspirez et que vous foulez aux pieds? — Je n'en sais rien! — Je sais que je m'ennuie à Carlsbad. Les souvenirs m'y soutiennent; la Toepel, les promenades, les montagnes, ces eaux divines qui donnent un appétit dévorant qu'on n'ose contenter, — valent bien les hommes. Mais le tems est affreux! La nature me suffit lorsqu'il fait beau. Je me promène tous les jours avec vous, — chaque place me rappelle que vous y avez été (remarquez, que je deviens tendre), c'est doux et cruel.

Je suis arrivé fatigué comme un chien; j'ai trouvé des Russes, et toujours des Russes — quelques princesses, mais point de filles d'Agamemnon, de stériles vieilles femmes. Je me console avec mon compagnon de voyage, il est bon enfant, mais il a plus d'amour propre que de moyens, plus de ressources dans les pieds que dans la tête, nous ne saurions cheminer bien loin ensemble, — il me devance sans m'atteindre, je reste en arrière quand il s'agit de marcher, et lui, quand nous sommes en place.

Je vous envoie cette lettre sur les ailes de l'impatience. Vous m'avez promis les détails de l'histoire de la fille d'Agamemnon. Je suis charmé de n'avoir pas déplu à la Schwester, ou plutôt de lui avoir plu. Mais vous savez le prix que j'attache à ces sortes de choses. Cependant je veux les détails. „Die Kleinigkeiten". Mais bien vite. — — **Gualtieri.**

2.

Berlin, 1803.

Je vous renvoie l'aimable Fichte — car je trouve qu'on est aimable lorsqu'on raisonne aussi bien que lui. Ceux qui ne cherchent l'amabilité que dans la frivolité trouveront mon épithète mal choisie. Ich finde, daß nichts dem Witze so ähnlich ist, als dieses scharfe Denken, — mit dem Unterschied, daß oft der Witz, oder die meisten witzigen Einfälle, nur scheinbar richtig sind, und dieses wirklich. La manière dont il réfute Jean Jacques est surement unique dans son genre, elle est nouvelle, elle prouve une profonde connaissance du coeur de l'homme, et de cet homme; — c'est ainsi, c'est avec ces égards que les hommes supérieurs doivent se traiter mutuellement. Et que signifient toutes les déclamations du monde vis-à-vis du moindre petit raisonnement! Je me semble voir d'un côté un lâche spadassin armé de pied en cap dont on se moque, et de l'autre un petit homme, faible en apparence, avec un poignard dont on est sûr qu'il fera usage. Je voudrais posséder ce livre de notre amant de la vérité, pour l'étudier encore. Je ne m'étonne plus, que vous raisonnez si bien, puisque vous vivez avec de tels raisonneurs, et ce n'est qu'en faveur de cela que je vous pardonne de m'avoir lâchement abandonné hier au soir, perfida! — **Gualtieri.**

VIII.

Josephine
Gräfin von Pachta.

Josephine Gräfin von Pachta,

geborne

Gräfin Canal-Malabaila.

Sie trat aus der vornehmen Welt Böhmens wie aus einem Urwald als ein reines, wahrhaftes, treues Naturkind unter die Menschen, mit regem Geist, mit feinem Sinn, mit festem Gemüth, die sich unter nichts Fremdes beugen wollten. Ihre Schönheit zog viele Bewerbungen an; sie verachtete aber alle, die nicht unmittelbar ihr Inneres betrafen, und huldigte selbst einzig den Tugenden, die sie für die größten hielt, der geistigen Erhabenheit, der grundwahren Innigkeit, der festen Seelengröße. Sie dachte nicht, sich in Voraussetzung solcher Eigenschaften irren zu können, und glaubte nachher, in solchem Fall, dem Irrthum seine Macht zu nehmen, wenn sie ihrerseits nur beharrlich ihr Bestes an ihn setzte! Zu ihrer Karakteristik finden sich von Rahel hin und wieder einige sprechende Andeutungen. Ein paar Briefe von ihr selbst werden diese Züge ver-

vollständigen. Die Wirkung der damals in den Gemüthern sich verarbeitenden Kantischen Moralbegriffe auf eine starke, leidenschaftliche, und doch strenge Seele läßt sich hier nicht verkennen. Man wird an die Briefe des Freiherrn von Herbert (auch eines Oesterreichers und Kantianers) in Erhards Denkwürdigkeiten erinnert, wo ebenfalls der Versuch, solchen Grundsätzen zu leben, eine unglückliche Wendung nimmt. Denn unglücklich war auch das Schicksal dieser edlen Frau, dessen nähere Umstände jedoch unsrer Betrachtung hier fernab liegen. Mehreres dürfte in der Folge noch mitzutheilen sein. Sie starb im April 1834 auf ihren Gütern in Mähren.

1.

Prag, den 1. März 1796.

— Man kann sehr lebhaft sein, und unser Innerstes dabei sehr ruhig bleiben, eigentlich erweckt nur Furcht Unruhe, aber Theilnahme erhöhet nur den bessern Zustand unsrer Seele, die giebt dem Gemählde Licht; sie ist nicht wankelmüthig in ihren Empfindungen, und weiß sich von jeder gleich Rechenschaft zu geben. So fasse ich was mir lieb ist, was mir groß scheint, und bleibe in Ruhe und Harmonie, ich möchte statt Ruhe lieber sagen, ich trete in stille, gleiche Thätigkeit, mein Puls schlägt höher, aber gleichförmig. Du wirst mich wenig verändert finden, meine Geliebte. Ich will dir mich zeigen. Meine Liebe zur Freiheit ist noch höher gestiegen, ich schätze alles gering, was auf Kosten dieser gewonnen wird. Ich könnte keine Verbindung eingehen, die mich sie einschränken hieße. Leben ohne Freiheit ist ein moralischer Tod. Ich meine nicht damit eine Verkennung meiner Pflichten. Einiger mit mir selbst, bin ich's nicht mit meinem Schicksal noch; hier habe ich manches zu verbessern, oder aus dem Weg zu räumen, oder darein zu setzen. Ich bin gelassener, aber nicht auf Kosten meines Enthusiasmus; das ist, ich fühle mit eben der Wärme das Schöne, das Große, aber ich entrüste mich sogleich, wo ich Kleinheit im Menschen sehe; bekannter mit seiner Schwäche und dem oft engen Gewebe, in das die Natur manchen eingeschränkt und das die Umstände noch mehr verzogen haben, trage ich mit Geduld was ich tadle, und spreche öfter meine Ideen in ihrer Sprache, um mich von ihnen verstehen zu machen. Doch

unerbittlich, eine Zuneigung durch mitleidiges Gefühl ihnen zu äußern, bleibe ich mit ihnen in gleicher Entfernung, nur nützlich bin ich ihnen. — Du siehest mich wieder in diesen Zügen, jetzt bin ich deinem Auge nicht mehr fremd, das dürfen wir uns auch nie werden. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß alle die Aenderungen, die in uns noch vorgehen, so verschieden sie in jeder sein mögen der Art nach, doch in ihrer Natur übereinstimmend bleiben. Gieb den Gedanken nicht auf, mit mir zu leben, ich will ihn nicht zum Grund einer Forderung machen, aber zur schönsten Aussicht meiner Zukunft. Sehen muß ich dich künftiges Jahr, ich hoffe in Töplitz; dich auch in Prag zu sehen, gebe ich doch nicht auf, es scheint als genösse ich die Freude doppelt, wenn nur Ein Dach uns schützt. — Sara Meyer hat mich immer besonders interessirt, ich wünsch also um so mehr, daß ihr Glück ihrer immer würdig bleibt. — Wie ist's mit deinem Muth zur Heirath? Ich denke mir diese Verbindung als eine der besten, die am ersten zur dauerhaften Zufriedenheit tauglich ist, aber, Gott! liebe Freundin, wie schwer die Wahl, wenn man Einmal auf einem Punkt stehet, der uns von den meisten Menschen trennt! Die gewöhnlichen Geschöpfe sind am sichersten, nicht unglücklich in der Ehe zu sein. —

Hast du in den Horen den Aufsatz über Meisters Lehrjahre gelesen? Ich denke, der Verfasser faßte Goethe's Geist. Wie hat sich dieser Liebling von dir in dem Almanach herabgesetzt!... stille, ich höre wie du ihn vertheidigst, sagst, es sei Muthwillen, Verachtung des Publikums; — das ist's auch, doch die muß man nicht äußern auf Kosten seiner eignen Achtung, das Göttliche in uns darf nie verkennbar sein. —

Es ist doch was Marterndes um das Aufwachen aus einer Täuschung! — Nun liegt die Wahrheit da, die unangenehme, und ich muß sie annehmen als ein Gut. So

muß ich diesen Schmerz noch für recht erkennen, ruf' ich mit der Prinzessin in Goethe's Tasso. —

Den 2. März.

Ehe mein Brief abgeht, muß ich dir noch einen guten Morgen wünschen; ich denke mir dabei die glücklichen Tage, wo ich leise zu dir schlich, und mich freute und auch betrübt war, daß du noch schliefest. Es ist Erquickung für dich, meine Geliebte, dachte ich, aber auch eine Stunde der Seligkeit mir abgerechnet! — Heute gehe ich in die Oper. Dir danke ich, mehr Geschmack an der Musik zu finden, zwar so schön und wahr sie oft meine verborgensten Empfindungen hervorlockt, so kann sie mir doch nie werden, was sie dir bei deinem hohen Enthusiasmus und deiner Kenntniß von ihr sein muß. —

Grüße die brave Liman von mir, ihr Andenken ist mir wohlthuend, sie ist so ruhig vernünftig für sich, und läßt nur im Vertrauen ihren ganzen Werth merken. Schreib mir bald, Theure, und was du von mir denkst, ich höre gern dein Urtheil über mich, freue mich dann, daß du mich wieder kennst.

Hast du von den vielen Kantaten gehört, die hier zu Ehren des Kaisers abgesungen wurden? Wenn ihr euren König zu lieben verstehet, so verstehen wir den unsrigen feierlich zu loben. — Was macht Gualtieri? Sagt er noch l'incompréhensible von mir? Verstehet er darunter, daß ich die Liebe, bei einem Herzen, das ihm dazu geschaffen zu sein scheint, doch entbehren und zu fliehen gelernt habe, so wird mich Gualtieri und die Meisten, da sie ihm in diesem gleichen, incompréhensible nennen. Dir bin ich es doch auch hier nicht. —

Ich liebe dich sehr, Rahel, und dich nicht zu sehen, ist ein großes Opfer, das ich bringe, aber ich kann nicht anders handeln, als wie ich einmal erkannte, daß ich handeln muß.

Es ist schlecht vom Prinzen Ligne, daß er dich nicht vor der B. warnte, da er ihren Ruf in Wien kennt; unverschämt zu scheinen, soll man nur von sich verlangen. — Sage Marianen Meyer, daß ich antwortete, wenn der tägliche Rausch des Egerwassers mir nicht etliche Stunden nähme; — sie ist doch nur neugierig zu wissen, wie ich schreibe: zu ungeschminkt, um ihr zu gefallen, zu alltäglich, um mich zu nützen, und zu wahr, um ihr zu schmeicheln. Lebe wohl.

Josephine.

2.

Sommer, 1796.

„Die Menschen denken nicht ernstlich an den Tod", sagte ich zu Graf Einsiedel, als er mich nach Hause führte, und findest du es nicht so? Wie könnten sie uns sonst Trennung gebieten, die einmal als vergänglichen Wesen uns ohnehin bevorsteht? Ja ich glaube, daß die größten Unfälle, die uns von Andern und von uns selbst zukommen, ihre Ursachen in der Vergessenheit des Todes haben: der Mensch handelt nach außen, als wenn er ewig, und arbeitet in seinem Innern eben so wenig, als ob er endlich wie die Blumen wäre.

Schlimm wurde meine Reise, wie die Stunde der Trennung es war; die Hitze, der Mangel an Schlaf, die Unruhe meines Gemüths, brachten mich dreimal der Ohnmacht nah, ich ließ allemal halten, um wieder Kräfte zu sammeln, und dann fuhr ich halb betäubt fort. Wie ist dir, meine Liebe? Durch einen sanften Trost kann ich dich nicht erheitern, wenn aber mich hören dir Trost ist, so laß mich dir sagen, was ich oft wiederhole, seit ich sehe, daß ich leben muß, und leben muß,

wie ich nicht will. Schön ist, der Pflicht alles hinzugeben! Dies Bewußtsein stärkt manchmal, und kann wohl Augenblicke der Seligkeit geben; aber um glücklich zu sein, bedarf der Mensch mehr, und wenn er auch, so wie er soll, nach Glückseligkeit zu ringen nicht zu seinem Zweck macht, bleibt sie doch ein heißer Wunsch, der nur mit ihm vergeht. Wie ist möglich, zufrieden zu sein, wenn man immer mit diesem Wunsch in Widerspruch lebt! Das, Liebe, bringt mir oft schwarze Stunden, wenngleich nicht muthlose wie sonst. Ohne Furcht gehe ich muthig meinen Weg fort, aber freilich kann ich diesen Weg nicht preisen, danken, daß ich hinein kam, kann ich nicht. Was ich um mich sehe, ist Verkehrtheit, ist Unsinn, ist Qual, und die wenigen Blumen, die auf unserm Weg zerstreut liegen, müssen mit der Eile der Laune gehascht werden, denn sie vergehen mit dem Tag ihrer Geburt.

Mein Vater ist bei mir, und handelt in seinem Garten, als wenn er nicht sein wäre, spricht, er wohne bei mir, und will nur das Gastzimmer bewohnen; wenn das fortdauert, so ist doch ein Etwas, an das ich mich halten kann. Komme, Liebe, Ende Septembers, wenn du kannst; wir wollen doch beweisen, was gute Menschen für ihre Zufriedenheit vermöchten, wenn sie sich verbänden.

Die Franzosen sind, wie ich vermuthe, in Würzburg, ich traf, als ich herkam, einen Brief vom 17. Juli, der die Armee, die in Würzburg an dem Tage lag, in einem entsetzlichen Zustand schilderte. Nun kann ich mit Wahrheit und Freude singen:

Triumph! Triumph! Noch siegt die gute Sache!
Die Fürstenknechte fliehn;
Laut tönt der Donner der gerechten Sache
Nach Wien und nach Berlin.

Denn eine gute bleibt immer die Sache der Franzosen, wenn gleich sie es im Innern gut zu führen nicht verstanden, nicht

konnten. Wenn es von mir abhängt, bleib' ich hier, im Fall daß sie kämen, zahle, verhalte mich ruhig, und verwende mich für manche Scheinschuldige, die vielleicht den Muth zu sprechen nicht hätten.

Schreibe mir bald. Die Liman umarme ich, sie ist mir lieb und achtungswerth durch die reine Stille, die in ihrer Seele ist und sich in ihrem Aeußern verbreitet. Marianen Meyer meine Empfehlung.

Josephine.

3.

Berlin, 1797.

Sobald ich einen Wagen bekomme, bin ich bei dir, am spätesten um 3 Uhr.

Karl Finckenstein muß man Trost geben, er ist unglücklich; aber nicht den Trost der Schwachen, nicht Nachgiebigkeit; er muß endlich zu dem Gedanken kommen, der wie das Wort der Auflösung des Räthsels ist, und ihn, nicht das Schicksal, als Urheber seines Unglücks ihm zeigen wird. Sein ganzes Wesen bildet sich in diesem Brief ab. Zu schwach, um sich verdientes, würdiges Glück zu schaffen, zu schwach, um das Unglück zu ertragen. Ich kann weinen mit ihm, und doch hart sein; hart sein aus Vernunft und aus Liebe zu ihm. Will er eine Stunde des Abends zu mir kommen, wann immer, heute und einen andern Tag, werde ich ihn empfangen, meine Thüre ist nie den Unglücklichen verschlossen; vielleicht kann ich leise in seine Seele den Gedanken hauchen, der allein ihn in Harmonie mit sich selbst bringen kann; denn so lange er bloß das Schicksal anklagt, ist seine Vernunft als wirkendes Vermögen von seinen Empfindungen getrennt, sie verwirft die Gründe zu

den falschen Gedanken, und dann wird er in seinem Innersten zermalmt, er verwirrt sich und faßt keine Ursache mehr zur Trennung, sein ganzes Wesen ist dann in Schmerz, und unfähig zu einer Untersuchung zu schreiten.

Gewiß, meine Liebe, komme ich, um 2, spätestens 3 Uhr.

Sei stark in dem Gedanken der heilsamen Folgen, die selbst der Schmerz für Karl hat. Du bist dir Gerechtigkeit wie jedem Andern schuldig; was in Widerspruch mit unserm bessern Wesen ist, dürfen wir nicht hinnehmen, nur physisches Unglück dürfen wir zum Opfer bringen.

Josephine.

4.

Berlin, 1797.

Ich höre also auf, das Gedruckte abzuschreiben, und will es versuchen, zu einer Abschrift meiner Gedanken überzugehen. Brinckmann verdanke ich die freie Stunde, die mir dieses möglich macht, ihm gehören also die ersten Worte dieses Briefs. Wenn ich von hier gehe, wie man gewöhnlich stirbt, ohne Abschied, soll er doch gewiß sein, sage ihm, daß ich sein Andenken nicht in derselben Art behandeln werde. Ich verdanke ihm viel zu viel; die Mittheilung mancher schönen Gedanken, mancher wichtigen Resultate, sie werden mich noch erfreuen und beschäftigen, wenn ich, in meine Einsamkeit schon längst zurückgekommen, vor ihm und meinen andern Bekannten aus Berlin nur als eine leichte Schattirung zu den Erscheinungen seiner Abende im November, stehen werde.

Dem Fürsten Reuß empfiehl mich auf das freundschaftlichste; er vergebe mir diesen Ausdruck, der nur einer langen,

bewährten Bekanntschaft erlaubt sein sollte, aber ich glaube, er ist's gewöhnt, daß das Gefühl jedes Biedern für ihn der Zeit voreilt, die einen langen Umgang fordert.

Schleiermacher schätz' ich; aber er scheint mir zu sehr beschäftigt mit den Dingen, ohne Rücksicht der Individuen, als daß ich dieser Eigenschaft, die ihm einen so tiefen philosophischen Blick erwarb, zuwider handeln möchte, indem ich ihm die Erinnerung an mich aufdränge. —

Dem Verfasser des Aufsatzes über Forster bringe mich manchmal in's Gedächtniß zurück. Ein ganzes Werk der Art, wie dieser Aufsatz, würde eine große Lücke unserer Litteratur zu rühmlich ausfüllen, und er muß sich zu richtig zu beurtheilen wissen, um nicht zu erkennen, daß er es unternehmen sollte.

Jetzt ganz zu dem vertrauten Gespräch zurück! Sage Finckenstein, mir wäre es leid gewesen, ihn nicht allein gesprochen zu haben; durch dich kann ich ihm doch nicht von dir sprechen, und das wäre nothwendig gewesen. Er erinnere sich seiner Worte zu mir: nichts zu versprechen in feierlichen Formen für jetzt, aber desto sicherer zu halten, was er zu halten schuldig ist, was er schon versprochen hat, wenn auch durch andere Worte, als deren man sich vor Gericht bedient. Oder meint er, daß in den Worten: „Ich liebe dich" nicht das heiligste Versprechen zu jeder innigsten Verbindung, die jede andere ausschließt, liegt? Dann — hat er sie nicht verstanden, er bekenne es wenn es so ist, und trete schmerzlich zurück, und lerne, daß man Menschen mit Worten, denen man einen falschen Sinn giebt, — tödten kann. Man lerne doch verstehen, was man sagt! — Lebe wohl, Liebe. Denke an mich.

Josephine.

5.

Prag, den 3. Mai 1798.

— Burgsdorfs ausführlicher Brief, und deines Freundes unbefriedigender, giebt mir einen Beweis mehr für den Unterschied, den ich zwischen Beiden mache. Burgsdorf weiß seinen Freunden zu leisten, was ihnen nothwendig ist, und diese Ueberzeugung, für Andere auch handeln zu müssen, ist sogar in seinem Gefühl als eine schöne Freude verwandelt; der Andre behandelt die Menschen nicht besser, als nützliche Sachen; was er für sie thut, ist jedesmal ohne den Zweck, für ihr Bedürfniß etwas zu leisten, und das warme Interesse, was er an Menschen nimmt, ist nicht selten die Forderung an diese, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. — — Schleiermacher seine Erinnerung ist mir lieb gewesen, denn sein Verstand schien mir richtig und sein Herz gut; die Art von muthwilligen Sophismen, mit denen er eine ungereimte Behauptung zurückwies, gefiel mir, denn ich fand ihn zugleich bereit gegen den, der ohne Ansprüche eine Meinung sagte, ihn mit Wohlwollen zu belehren.

Meinert kann dir über Schlegel sprechen, den er sehr schätzt. Mariane Meyer umarme ich. Reuß meinen herzlichen Gruß, recht à la Reuß grüß' ich ihn, das heißt mit aufrichtigen Gesinnungen. Deiner Schwester und Mutter empfehle mich, auch der Schwägerin sag' ein Wort von mir.

Josephine.

5.

Prag, den 3. Mai 1799.

— Burgsdorfs ausführlicher Brief, und deines Freundes unbeschreiblichere, giebt mir einen Beweis mehr für den Unterschied, den ich zwischen Beiden mache. Burgsdorf weiß seinen Freunden zu helfen, was ihnen nothwendig ist, und diese Ueberzeugung, für Andere auch handeln zu müssen, ist sogar in seinem Gesicht als eine schöne Freude verwandelt; der Andere behandelt die Menschen nicht besser, als mögliche Sachen; was er für sie thut, ist jedesmal ohne den Zweck, für ihr Bedürfniß etwas zu leisten, und das warme Interesse, was er am Menschen nimmt, ist nicht selten die Forderung an diese, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. — — Schleiermacher seine Erinnerung ist mir lieb gewesen, denn sein Verstand scheint mir richtig und sein Herz gut; die Art von muthwilligen Sophismen, mit denen er eine ungereimte Behauptung zurückweise, gefiel mir, denn ich fand ihn zugleich bereit gegen den, der ohne Ansprüche eine Meinung sagte, ihn mit Wohlwollen zu belehren.

Meinert kann dir über Schlegel sprechen, den er sehr schätzt. Mariane Meyer umarme ich. Kuß meinen herzlichen Gruß, recht à la Kraus grüß' ich ihn, das heißt mit aufrichtigen Gesinnungen. Deiner Schwester und Mutter empfehle mich, auch der Schwägerin sag' ein Wort von mir.

Josephine.

IX.

Hans Genelli.

Hans Genelli.

Sein Vater war ein Römer, der sich in Berlin niedergelassen hatte, und seinen beiden Söhnen frühzeitig die Richtung zur schönen Kunst aufschloß. Der ältere, Janus Genelli, widmete sich der Mahlerei, und erwarb als Landschaftsmahler großen Ruf. Der jüngere, Hans Genelli, geboren den 23. April 1763, wählte das Studium der Baukunst. Nachdem sich beide in den gelehrten Sprachen umgethan und auch den Anfang ihrer Kunststudien in Berlin gemacht hatten, gingen sie nach Rom, wo sie mehrere Jahre blieben. Nach ihrer Rückkehr wurde Hans bei der Königlichen Porzellanfabrik angestellt, welches ihn aber nicht lange befriedigen konnte. Ein muntrer Lebenssinn, außerordentliche Geistesthätigkeit, wirksames Ergreifen von Menschen und Zuständen, eigenthümliche, fast gewaltsame Liebenswürdigkeit, ließen ihn bald andre Verhältnisse gewinnen. Er zog zu dem Grafen von Finckenstein nach Madlitz,

und lebte dort viele Jahre als ein ausgezeichnetes Mitglied des dortigen hochgebildeten Familienkreises. Zu großen Bauwerken fand sich hier zwar keine Gelegenheit; eines der bedeutendsten, die er geleitet, der Burgsdorf'sche Edelhof in Ziebingen, erfuhr sogar vielen Tadel. Aber seine gelehrten Studien betrieb er mit Gründlichkeit und Scharfsinn; seine Briefe über den Vitruvius und sein Werk über das Theater von Athen sind gültige Zeugnisse. Genial bis zum Dämonischen, übte er große Gewalt auf seine Umgebung, und auch begabte und sonst kräftige Geister mußten seine meist herbe Ueberlegenheit fühlen. Wo ihn kein Widerspruch reizte, war er von der weichsten Gutmüthigkeit. Ein geringes Jahrgeld, welches er als Mitglied der Akademie der Künste bezog, überließ er fast ganz der Wittwe und den vier Kindern seines Bruders, der im Jahre 1812 gestorben war, und behielt für sich nur das Nothdürftigste; seine Freundlichkeit und Theilnahme wurden vielen Menschen wohlthätig, und die geringen Leute der Umgegend hatten große Zuneigung für ihn. Desto härter und schärfer benahm er sich gegen solche Personen, die höhere Ansprüche machten. Unbarmherzig deckte er Eitelkeit und Leerheit und Schwächen aller Art auf; sein Witz verwundete tief, und behielt gewöhnlich das Feld. August Wilhelm Schlegel hatte besonders von ihm zu leiden, und seine frühere litterarische Polemik größtentheils in diesem schmerzlichen Umgang erlernt. Die sogenannte neue Schule wurde von Genelli'n wenig anerkannt. Die Gegner warfen ihm dann vor, daß auch er nur meist

ein anmaßliches und trügerisches Spiel treibe. Aus solchem Gesichtspunkt hat Ludwig Tieck, der viele Jahre in nahen Verhältnissen mit ihm gelebt, ihn unter dem Namen Eulenböck in einer Novelle zu schildern gesucht, in welcher viele Züge unverkennbar treffend sein sollen. Ein Brief von Marwitz aus dem Jahre 1811 giebt freilich ganz andre Eindrücke von ihm. Ebenso zeigen ihn die nachfolgenden Blätter von einer durchaus geistig-edeln und milden Seite. Sein letztes Lebensjahr litt er an einer schmerzhaften unheilbaren Krankheit, dem Zungenkrebs, und bewies dabei eine bewundernswerthe Standhaftigkeit und Seelenruhe. Er starb am 30. December 1823 zu Madlitz im Kreise der Familie Finckenstein, innig betrauert von dieser und von den Einwohnern der ganzen Umgegend.

1.

Berlin, im December 1798.

— Lassen Sie mich wissen, daß Sie wohl sind. Morgen bringe oder schicke ich Ihnen andre Journale.

Ich bin so sehr an Ihre Schwelle gefesselt, daß ich dennoch entschlossen wäre vor Ihnen zu erscheinen, wenn dies Kranksein nicht gar zu ekelhaft machte.

Ich wollte mich unterschreiben: aber mein Name ist zu unbedeutend; und einen andern Titel wage ich nicht. Ihren Narren nannten Sie mich wohl selbst einmal; aber, von mir gebraucht, würde dieser Name wohl zu avantageux sein. Adieu, meine Freundin, für die ich alle meine Freunde hingäbe.

Auch das möchte ich wieder ausstreichen: denn Sie werden es anders nehmen, und ich meine es doch in der ernstesten Andacht meines dummen Herzens. —

Genelli.

2.

— Sie rühmten uns gestern die Kälte des Gemüths vor. Ich könnte sie gelten lassen, wenn ich sie auch nur ein einzigmal mit ächtem Verstand gepaart gesehen hätte. Aber selbst kein Maimon hat ein empfängliches Herz. Und ich bin überzeugt, wenn ich Ihnen sagen könnte: „Alles, was dich drückt, soll ungeschehn bleiben, und alle die Empfindungen, die Ursache sind, daß du jetzt leidest, sollst du

nicht gehabt haben; dafür will ich dir jene belobte Kälte verleihen, die dir zwar keine Freude, selbst keine Zufriedenheit, nur Unkunde des Sturms bringt," — Sie würden sicher antworten: Laß mir meine Leiden, aber laß mir auch diese regen Gefühle, in welchen ich allein lebe.

Auch spotteten Sie darüber, daß ich mich ungern als einen Vielwisser aufgestellt sehe. Von Andern kann es mir gleichgültig sein; aber von Ihnen, gestehe ich, thut es mir leid. Sie haben von dieser Art Menschen zu viel gekannt, und verstehn sich zu gut darauf, als daß es bei Ihnen was andres als Persiflage sein könnte.

Verzeihung, daß ich über verwehte Worte schwatze, die Sie vergessen haben müssen. Ich wünsche zu erfahren, daß Sie wohl sind. Was macht Rose? —

Genelli.

3.

Hier haben Sie andre Journale für die, welche Sie mir zurückzuschicken die Güte gehabt. Ich ersuche Sie nur, sie den Freitag Abend heraus zu legen, auf den Fall, daß Sie nicht zu Hause bleiben.

Hat denn Rahel keine Güte mehr für mich, daß sie mir nicht einmal ihr Befinden melden läßt? Meine Augen sind wieder arg, und schmerzen mich noch dazu.

Von Ihrem Karl sehe ich noch immer kein Wort. Es würde mich doch in meiner Gefangenschaft etwas erfreuen, einiges von diesem Kinde zu vernehmen. Aber er hat nicht Zeit dazu. Er belustigt sich dort in seinem neuen Kreis, und genießt nach seinem Maß. Adieu.

Genelli.

4.

Da haben Sie neuen Zeitverderb. Sie erhalten ihn so spät, weil ich selbst ihn so eben erst bekommen habe. Lassen Sie mich dagegen wissen, wie Sie sich befinden: ich bin heute viel besser.

Ich habe nie geglaubt etwas zu verzeihen zu haben, wenn ein Freund einmal versäumt, an mich zu schreiben; und der Grund, den Sie mir angeben, macht es mir begreiflich, daß Karl jetzt zögern muß.

Aber warum wollen Sie das Wort Güte, das ich so gern in seiner reinen Bedeutung gelassen sähe, gegen mich en dérision brauchen, und dadurch meine schon dürftige Sprache um einen Ausdruck ärmer machen!

Haben Sie von dem Widerstand meiner Römer gehört? „Das wird das Unglück nur beschleunigen," — wird man sagen: aber, wär's auch wahr; was gewinnt man dabei, ein unausbleibliches Unglück aufzuschieben. Und es ist doch immer schön, auch unter einer Menge das Gefühl aufwachen zu sehn, welches dem Einzelnen sagt: so weit magst du dulden, weiterhin ist der Tod vorzuziehn.

Pardon! daß ich politisire. Meine Römer, wissen Sie, sind mir ans Herz gewachsen. Guten Morgen.

Genelli.

5.

Ich bin konfus über die Nachlässigkeit, mit welcher Ihr Freund seine Briefe zuschließt: auch habe ich ihm darüber geschrieben, und hoffe, er wird es nun künftig anders machen.

Ich erröthe, indem ich Ihnen versichern will, daß ich diesen nicht gelesen habe. Denn wie sollten Sie glauben an eine kindische Abneigung, die ich mir selbst nicht recht zu erklären weiß, und die vielleicht kein Andrer empfindet.

Genelli.

6.

Ich küsse der freundlichen Rahel die Hände, und ersuche sie, die Journale zurückzuschicken.

Ich kann ohne Hinderung schreiben. Das eine, mein Geschäftsauge, ist gut und gesund; es ist nur der Makel, der bloß zur Symmetrie in meiner Maske steht, welcher gelitten hat: und auch mit diesem geht's besser. Auch bin ich genöthigt, sehr viel zu schreiben: und was für Sachen! Ihnen ein paar Zeilen schreiben zu dürfen, ist mir grade Erholung: Ihnen, welcher ich die Worte nicht zu wägen brauche, denn Sie sehn zu richtig, um übel zu deuten; und welcher ich sie nicht wägen will, denn wer kann sich diesem Auge verbergen?

Sagen Sie mir, holde Priesterin! wird man eitel über das Wohlwollen eines Andern? Bewundrung, Beifall der Menge, gefälliger Eindruck, weiß ich wohl, kann uns eitel machen. Was die Leute hierbei Stolz nennen, ist was andres. Es ist die Zuversichtlichkeit, die uns das Bewußtsein einflößt, daß es Menschen giebt, die auch unsrer freundlich gedenken. Warum ich das frage? — Es hatte mich in der Seele gefreut, an dem Anfang Ihres letzten Billets zu sehn, daß Sie sich schon meiner erinnern wollten, ehe noch mein Bote anklopfte. Und einen Augenblick — die guten Götter verzeihen mir die Sünde um Sie! — einen Augenblick schämte ich mich, diese Freude sehn zu lassen, aus Furcht, Sie möchten sie für bloße Eitelkeit ansehn.

Ich wollte, Sie könnten mir Ihre architektonischen Träume schenken, und nähmen dafür meinen traumlosen Schlaf: nicht den ich jetzt habe, denn jetzt schlaf' ich fast gar nicht. Aber während Sie von Madlitz träumten, habe ich eine Einladung dorthin ausgeschlagen. Doch werde ich

im Mai wohl hin müssen; denn ich soll dann nach Ziebingen. Frau von Burgsdorf droht mir mit einem Brief von ihrem Sohn. Seit ich weiß, daß er auch einer Ihrer Anbeter war, bin ich ordentlich milde gegen den armen Teufel geworden. Pardon! daß ich einen der Ihrigen arm schimpfe: er ist doch wirklich so leer! und zum Unglück haben Siei ihn grade so klug gemacht, daß er es fühlt, Leerheit se Leerheit.

Wenn ich Ihnen morgen neue Journale schicke, möchten Sie mir dann zurückmelden lassen, daß Sie der leichte Muth belebt, von welchem ich glaube, daß er Ihr beständiges Eigenthum sein sollte! Guten Abend, und gute Nacht.

Genelli.

7.

Da sind wieder Journale, und diese Zeilen dazu. Keine Journale, ohne Billet! Bald hätte ich gesagt „ohne Billet, keine Journale", aber so ist's nicht.

Daß Sie so manches lieben, das geht wohl mit dem leichten Muth: es ist das reiche Herz, das so manchem Liebe zu schenken hat. Daß Sie manches so lieben, das mag — vielleicht — das gute Auge machen.

Welches ist die rechte Leseart? die erste? die letzte? oder beide? Die Wage, dies „So" zu wägen, haben Sie für sich behalten. Die Götter wenden es zum Guten! Aber wär's „so leicht", so wäre der arme Teufel doch nicht gebessert. Das ist eben der maliziöse Unterricht, ihn in die Hand zu kitzeln, damit er merke, es sei nichts drin. Im Ernst! — Er ist nicht gemacht, den kleinen Goldpfennig zu erkennen, den die Milde ihm in die Hand drückt: er schätzt nur die große Medaille, die ein Andrer um den Hals trägt.

Aber daß Sie ihn tüchtig lieben, das geht über den leichten Muth! Dies leichtfertige Tüchtiglieben sticht mich in die Nase. Ich muß doch einmal ernstlich nachsinnen, was so eine tüchtige Liebe für Folgen haben kann: wollen Sie mir dabei behülflich sein, muthwillige Priesterin? — Guten Morgen, liebe Träumerin! Was haben Sie diese Nacht gebaut?

Ihr Schüler **Genelli.**

8.

Rahel! wie ist Ihnen heute? Sind Sie noch so verdrießlich, wie letzt? und wie hab' ich auch ungeschickt Ihren Unwillen vermehren müssen? Ungeschickt, sag' ich: Vorsatz war's freilich nicht; dessen sind Sie auch selbst überzeugt. — Das hebt aber nicht meine Desolation.

Um nicht, nach Art der „kleinen Jungen" in meinem Vergehn zu beharren, will ich Ihr letztes Billet, in welchem Sie das Auge entweder zu weit oder zu nahe gerichtet haben, lieber nicht erwidern. Dieser Tage werde ich wohl ausgehn dürfen, und also zu Ihnen kommen; da werd' ich in dem lebendigen Gesichte vielleicht, ohne Auslegung, lesen, wie jenes Billet verstanden sein will: mit den Auslegungen aber werde ich Sie in jedem Fall verschonen — darauf verlassen Sie sich. — So viel muß ich Ihnen aber gleich erklären: Ihren Burgsdorf kenne ich hinlänglich, um ihm sogar gut zu sein. Würde ich wohl sonst Jahre hintereinander, und zu meinem Nachtheil, für ihn arbeiten: Zeit und Geld, und die gute Laune vergeuden? Doch nichts weiter.

Guten Abend also! Aber warum mußt' ich Sie aufbringen: und wodurch!

Gestern Abend war so köstliches Wetter. Ich dachte mir einen Lustgang, mit drei oder vier, die ich liebe, um

den Lago Borghese herum, in frohem Muthwillen, und lautem Lachen, und muntern Gesprächen, bei dem lieblichsten Plätschern des stürzenden Wassers. In der Tiefe vor uns die Tiber, in ihrem Lauf durch eine Silberwolke bezeichnet, aus welcher der Janiculus und der Marianische Berg ihre Scheitel emporhoben, mit den Ahndung wehenden Villen gekrönt; und zwischen beiden die große Nachtmütze des Heiligen Peter. — Rahel war auch dabei. Ich dachte sie mir, wie sie sein sollte, froh und glücklich! — Aber Rahel ist ungehalten: — und ich sitze zwischen vier Pfählen eingesperrt; und eine vermaledeite Fensterscheibe zeigt mir nur das Bild statt der Wirklichkeit!

Gute Nacht, Unwillige! Da Sie jetzt in so guter Gesellschaft den großen Eispallast durchlaufen, so könnte ich Ihnen ein paar Anekdoten, frisch von dorther, mittheilen, die zum Lachen sind. — Doch Sie würden mich nicht hören. Hoch in den Lüften fahrend, verstehn Sie mich nicht einmal, wenn ich menschlich rede.

Ich erbitte mir die Journale zurück. Adieu. Schleiermacher hat mir den Schlegel geliehn.

Genelli.

9.

Vortreffliche ... ja wie soll ich Sie nun benennen? Alles was Sie so unmerklich treiben, und ich doch zuweilen merke, auch nur leise vorübergehend anzudeuten, haben Sie mir verboten ... Meine liebe Wahrheit! — oder wollen Sie mir auch das nicht heißen? Lassen Sie das Wort immer als Benennung einmal stehn: Sie behalten ja doch das Vermögen, mir weis zu machen, was Sie wollen.

Ich habe es selber nicht recht geglaubt, daß Ihr Unwille mich treffen sollte: ich wollte es nur deutlich hören. Mir, der ich eigentlich nur mit solchen umgehe, die ich liebe, und — darf ich's Ihnen gestehn? — ich verstehe mich gar

nicht auf die halbe zweideutige Zuthulichkeit — mir ist's zu verzeihn, wenn ich bei dem kleinsten Anschein besorgt werde. Ja! unerträglich wäre mir von Ihnen der Unwille, der alles Schöne vernichtet. Nichts ist trauriger, als sich da hingezogen zu fühlen, wo man doch gar nichts, oder wohl gar lästig ist. Und ich sag' es Ihnen, als eine ernstliche Warnung, wenn dies bei Ihnen der Fall mit mir ist, oder wird, so sagen Sie mir's lieber unverhalten; und lassen Sie mich's nicht erst durch gemeine undeutliche Winke — immer zu spät — errathen. Ich gebe mich gar nicht ab mit Auslegungen, weil ich weiß, was Sie mir sagen, daß ich dazu zu dumm bin: und ich bin von berühmten Auslegern vielleicht nur darin verschieden, daß ich das weiß.

Aber jeden andern Verdruß, gegen wen sollte Rahel den freier auslassen, als gegen den, der es einsieht, wie gerecht und gegründet Ihr Unwillen ist, und der nicht etwa pro forma Antheil nimmt? — Heute hat wieder mein gesundes Auge einen Anfall bekommen: doch den Montag habe ich zum spätesten Termin des Ausgangs bestimmt. —

Erwidern Sie dies Billet lieber gar nicht: es muß Ihnen zu lästig werden, jede meiner Albernheiten zu beantworten. Aber Ihr Befinden lassen Sie mich mündlich wissen. — **Genelli.**

10.

Was soll ich sagen, Theure! Es sind uns keine Wege gelassen, dem Irrthum zu entfliehn; und dieser unselige Irrthum ist oft so schrecklich in seinen Folgen!

Oft sinne ich nach, wie es möglich war, daß ihr beide auf einander gerathen konntet: immer bleibt es mir unbegreiflich. Aber es ist nun so; und die Folge ist mir nur zu begreiflich. Er hat keine Arme, die Liebe aufzugreifen; die du, Holde, ihm entgegensendest: und er besitzt nichts

als seine sklavische Dürftigkeit. Sie fliegt auf ihn zu, wie eine girrende Taube, Schutz und Pflege von seinen Händen begehrend; aber er sieht sie nicht, er fühlt ihr Berühren nicht, ach! er ahndet sie nicht einmal!

Ja, liebe Rahel! lassen Sie mich diesen Brief lesen. Ich muß ihn lesen, um so mehr, da er mir gar nicht geschrieben. Wie fängt er es an, um sich nie Rechenschaft zu geben von der Wirkung, die seine Versteckung haben muß? Will er durchaus mit gewaltsamer Hand geschüttelt sein? — Soll ich bald kommen? Morgen früh? denn es muß Ihnen immer widerlicher werden, es von neuem anzugreifen. Ach! daß er Sie nur einmal ungestört sich selbst überließe in der Dumpfheit, die Sie anklagen! Sie würden nicht ewig darin versunken bleiben können ....

Ein unbegränztes Wesen würde den Genuß der Freude in sich selbst finden. Unsre arme Begränztheit zwingt uns, den Stoff dazu außer uns, in den Herzen Andrer zu suchen. Da steigt der Wunsch auf, und zeugt Hoffnungen, daß sie ihn stützen und erhalten. Aber diese unstäten, flüchtigen Kinder fliegen alle nacheinander gen Himmel empor, und sie bringen nicht die Erfüllung zurück; ach sie kommen auch nicht leer wieder. Und wie entsetzlich! wenn nun die letzte entweicht.

Oeffne nicht dem Wunsche die Thür, predigt mir der, er bringt unausbleiblich mit sich den ganzen Schwarm täuschender Hoffnung, und fesselnde Angst, und lähmenden Kleinmuth, und die erniedrigende Scham.

Aber er vergißt, daß ich nicht sagen kann, ich mag nicht wünschen, wenn schon das Ungeheuer mir im Busen nistet. Er vergißt, daß er grade das Leben nennt, zu schwimmen auf dem Strom der Zeit, den nothwendigen Pfad, den die Welle uns führt, nicht den eigengewählten, der unmöglich ist, wo keine Ufer sind, mich zu bestimmen.

Doch wozu sag' ich Ihnen das? Nicht um zu trösten: es ist kein Trost, wo kein Ersatz ist. Und, weggewischt wird endlich alles, ersetzt nichts.

Genelli.

11.

— Beschreibungen ohne Interesse; Urtheile, die mich nichts angehn; wenig von sich selbst. Und es ist so schwer nicht vorauszuwissen, was ein Knabe von sich sagen kann, der sich einen Mann dünkt, weil man seine Windel Erziehung nannte. Doch Eines wird er immer deutlich ausdrücken: und dies ist seine arme Unbefangenheit; setzen Sie noch hinzu, seine junge Redlichkeit, seine Treue. Aber, sei er auch noch so sehr der Despot Ihres Herzens, mich repugnirt es, das Gesicht eines Spions zu machen, den man Ihnen mit Gewalt aufdringt. Wenn er auch noch so wenig Ihnen insbesondre zu sagen hat; warum will er seiner Armuth noch den bestechenden Werth der Intimität nehmen?

Vielleicht ist es ein andres mit dem, was ich schreibe. Trotz der Prophezeihungen Ihrer Freundin, sind Sie freilich zu gescheidt, um nicht einzusehn, daß ich auch nicht einmal die Mittel in Händen habe, eine Falschheit gegen Sie zu begehn. Doch ist es vielleicht besser, sich ganz zu überzeugen. Hat daher das fatras das Sagen und Wiedersagen, das Halbsagen und Halbverstehn Sie nicht ganz ermüdet, so lesen Sie noch hier, was ich an Karl zurückschreibe. Ein Blatt schlechtes Zeug mehr oder weniger kann endlich auf Ihrer Wage nicht so gar viel verschlagen. Gelegen oder ungelegen; ich komme morgen Vormittag mir den Brief wieder auszubitten.

Adieu, liebes Mädchen! Sie haben schon angemerkt, daß ich scheu bin: aber nichts scheue ich mehr, als Ihnen gehässig zu werden. **Genelli.**

12.

Ich löse die Binde von den Augen, um Ihnen meinen Unwillen darüber zu bezeugen, daß man gestern Ihre Magd so fortgeschickt, ohne sie vor mich zu lassen. Daß ich es jetzt erst thue, geschieht, weil ich nicht eher einen Boten bekommen können. Das Billet, das mir so viel Freude machte, habe ich erst in Händen bekommen, nachdem sie schon fort war. Sie würden unbillig handeln, wenn Sie mir das zurechnen wollten. So übel angethan, wie ich gestern war, und die Hand der Nacht über die Augen gedeckt, dependirt man gänzlich von seiner Umgebung.

Ihre Zeilen habe ich selbst gelesen. Freilich, vortreffliche Rahel! es ist wohl besser, daß es unterbleibt; aber Sie haben ihn doch gehabt, diesen freundlichen Gedanken, der mir jede andre Gesellschaft überflüssig macht.

Ich bin besser an den Augen; aber innerlich schlechter. Doch hat das nicht viel zu bedeuten. Mein Arzt ist allerdings mein Freund; aber als Arzt ist er sehr beschäftiget, und kann also nicht viel bei mir sein. An andrer Gesellschaft hingegen fehlt es mir nicht. Und bilden Sie sich nicht ein, daß ich so gar unausstehlich sei. Ich bin ziemlich geduldig, und munter; lustig sogar, wenn man nichts bessres mit den Leuten sein kann.

Ich freue mich ganz ausgelassen, indem ich mich hier überzeuge, daß ich wieder sehn kann. Bald werde ich wieder ausgehn, werde wieder bei Ihnen sein dürfen, Sie hören und sehn; Sie mit diesen verdammten Augen wiedersehn, die eine so empfindliche Gelegenheit ergriffen, mich fühlen zu lassen, wie nöthig sie sind.

Sie sehn, wie ein Kind schreibe ich Ihnen, was mir vor der Seele steht, und bin nicht einmal bange, daß Sie mir es übeldeuten. Genesenden Kindern ist ja alles erlaubt: und Ihnen kenne ich so viel Güte des Herzens, daß ich nicht weiß, ist es um dieser Eigenschaft, oder ist es um des hellen, lichten Sinnes willen, daß ich Sie so unbedingt liebe? Oder ist es jene rege Lebendigkeit, die nicht rastet, so lange sie ist? Es ist um aller drei willen: sie sind nicht einzeln. Vereint machen sie dort eine Rahel, und hier Ihren närrischen, Ihren scheuen, Ihren ... lichtscheuen Phantasten **Genelli.**

Hanne ist ein lieber kleiner Affe; ich will auch was rechtes mit ihr spielen, wenn ich wieder da bin. Die Grüße Ihrer Familie bitte ich auf's freundlichste zu erwiedern.

Wie wäre es, wenn Sie, zum Beweis, daß Sie mir nicht böser sind, als sonst, mir Goethens Elegieen — „Nikias" und „Hermann und Dorothea" — schickten? Ich fühle es, daß Sie wohl sind, aber ich bitte sehr, mir es dennoch zu sagen.

13.

Immerhin sei es schön; leider ist es so wahr! Aber sagen Sie, Theure, ist es nicht arg, zum Verzweifeln arg, daß dieser schöne niedliche Baum, der einzige in meinem Garten, der so liebliche Früchte bringen könnte, jetzt nichts für mich sein soll, weil unnützer Epheu von allen Weltecken her seinen Stamm umschlingt? Und wenn die Ranken nur Genuß davon hätten! Aber so ist ihre Arbeit, einzig der lieben Pflanze den Lebenssaft wegzurauben, ehe sie ihn noch zur Frucht ausbilden kann, die für jene keinen Werth hat. Ach! hätte ich nur das tüchtige Messer des Gärtners in der Hand, sie wegzuschneiden; wie wenig wollte ich ihrer schonen!

Aergern Sie sich nicht über den Egoismus des Obigen. Ich fühle es nur zu wohl, daß dieser Baum auch ohne seinen Epheu doch nie für mich geblüht hätte. Aber sollte es mir nicht erlaubt sein, über ein Gedicht unter meinem Namen den Gedanken zu äußern, der jeglichem aufsteigen muß, welchem Sie das schicken? Sehn Sie es an, liebe Rahel, als eine Palinodie, die ich nur in Prosa schrieb, weil ich keine Verse zu machen verstehe: und nennen Sie sie immerhin schlecht; aber rechnen Sie sie mir nicht zur Sünde.

Das Uebrige heißt, Sie wollen die Elegie nicht senden an die Epheue, die ich kenne. Aber die Wucherpflanze, die in L. wächst, heißt die anders?

Endlich, warum sollte ich nicht die Erlaubniß haben, sie abzuschreiben, da Sie sie schon an zwei ertheilt haben?

Genelli.

— Ich bin wirklich noch zu schlecht, um selbst vor Ihnen erscheinen zu können. Aber wenn mich morgen meine Unpäßlichkeit vor dem Soupé bei Fincks schützen kann, und Sie den Abend zu Hause sind, so müssen Sie mir erlauben, Sie einmal wieder zu sehn.

Ich habe heute keine Journale bekommen, die Sie lesen würden; doch füge ich eins bei. Vielleicht werfen Sie einen Blick auf die schlechten Modekupfer.

14.

Arm in jedem Betracht? Nein, das sind Sie wahrlich nicht. Sie haben Güte der Seele, und Freude, in die Herzen Andrer zu gießen. Und wenn wir auch in unsrer Verschwendung einmal eine Leere selbst in uns schaffen, sie muß bald wieder überdeckt werden mit neuen Blüthen, wenn wir so reichlich, wie Sie, den Samen dazu in uns hegen.

Hier haben Sie Ihre beiden Elegien wieder, weil Sie nur diese Abschriften davon besitzen; und meine Abschriften dabei. Warum diese? Da es Ihnen nicht schwer wird, meine Hand zu lesen, und ich die Ihrige lieber sehe, so dächte ich, Sie behielten die meinigen, und ließen mir Ihre Originale. Gern hätte ich es gleich so eingerichtet, diese zurückbehalten, und nur jene allein geschickt. Allein, ich weiß nicht, es ist etwas in mir, das sich nicht bereden läßt, irgend was selbst zu nehmen, was es sich, von Ihnen gegeben, wünscht. Aber sei es was es wolle, dies Etwas, es bittet und fleht, mir Ihre Handschrift zu lassen.

Verzeihung, meine waltende Göttin! Verzeihung für ein Unglück, das mir widerfahren ist. Denken Sie! die ersten Zeilen, die Sie mir in meiner Blindheit schenkten, lese ich erst jetzt. Man hatte sie mir in die Hand gesteckt, mit dem Bedeuten, es sei ein Augenrezept. Jetzt lange ich mir das Blatt wieder aus der Tasche hervor, und sehe, daß es nicht so bloß ein Rezept ist. Aber Heilmittel, wie alles was Ihre Milde diktirt, wäre es mir gewesen, sogleich den Ausdruck dieser Theilnahme zu lesen, die mir ein himmlisches Geschenk ist. Also, die Marchetti war nicht allein bei Ihnen, Sie waren auch wieder bei ihr? Es war nicht genug, daß ich das Einmal entbehren mußte! Aber bei Ihnen, da haben auch Sie gespielt; und gewiß vortrefflich. Die Gegenwart der geliebten Künstlerin — „di questa sola fra noi del ciel sirena“ — ersetzte Ihnen die Lust, die Ihnen jetzt gewöhnlich fehlt. Und diese einzige Gelegenheit sollte mir entgehn!

Also, sie ist wohl, meine liebliche Tante, die mir eine Mutter ist, und besser! Es ist mir Beruhigung zu glauben, daß sie mir das Gegentheil nicht verschwiegen hätte. Aber warum so einsam? Ist Ihr Bruder wieder abgereist? und warum fehlt Ihre Freundin, die Doktorin? Oder haben

Sie es gewählt, allein zu sein mit der Gesellschaft, die Sie am besten versteht?

Was soll ich Ihnen viel von mir sagen! Das Wetter, das mir mein Arzt zum Ausgehn vorschreibt, will ja noch lange nicht erscheinen: aber weilt es zu lange, so breche ich die Gebote, und messe mich mit dem Himmel. Doch! bin ich ungeduldig; aber nichts ist auch schrecklicher, als diese müssige Gefangenschaft. Oft werfe ich mich auf mein Faulbett, und unterhalte mich da mit Ihnen, und schreibe an Sie, in Gedanken: aber Sie hören es nicht, und lesen es nicht! Und das verdrießt mich wieder, und macht mir meinen Kerker doppelt verhaßt.

Aber, Rahel! alles: nur verbieten Sie mir nicht, Ihnen zu schreiben. Ich könnte Ihnen nicht gehorchen; und doch kann ich nichts thun, was Sie nicht gut heißen. Meine Augen sind ja jetzt besser. Ist es nicht hart genug, daß ich, entfernt von Ihnen, entbehren muß Sie zu hören und zu sehn? Wenn ich Ihnen nicht einmal schreiben darf; wozu hilft es mir dann, das Gesicht gerettet zu haben? Freilich wohl, kann es Sie leider nicht viel mehr als — ennuyiren: aber ... ich bitte! .... Sie lesen ja so manches mit gütiger Hingebung, und erwidern es freundlich. Und muß es sein, so will ich auch auf letzteres Verzicht thun: wenn Sie mir zuweilen nur mündlich Ihr Befinden zurückmelden lassen.

„Rasch", sagt Goethe von Voß. Aber Voß führt seine Louise, dünkt mich, sehr langsam zu Bette. Leben Sie wohl.

Genelli.

X.

Gräfin von Schlabrendorf.

Karoline
Gräfin von Schlabrendorf,
geborne Gräfin von Kalckreuth.

Eine große, starke Frau, von entschiedenem Karakter und freier Geistesart; edel, rechtschaffen und ehrenfest wie ein Mann, aber auch wie ein Mann herb und trotzig und herausfordernd. Sie war die Nichte des Feldmarschalls Grafen Kalckreuth und des Pariser Grafen Schlabrendorf. Man weiß, die Kalckreuths haben den Ruf, daß sie Alle mit Verstand und Geist begabt sind, und die Schlabrendorfs gelten ebenfalls für gescheidt; unsere Gräfin, beiden Familien angehörig, machte beiden Namen Ehre. Ihr Gatte, Freund und Vertrauter des Generals von Bischoffwerder, starb früh, und da sie durch sein Verhältniß den Kreis der großen Welt nicht günstig hatte kennen lernen, so hielt sie als Wittwe sich möglichst von ihr fern, und suchte in freien, selbstgewählten Bezügen dem ächten, gediegenen Gehalt zu begegnen, den ihr Geist und Gemüth verlangte. Sei

ging in allen Stücken unmittelbar auf die Wahrheit aus, auf die nackte, meist mißfällige Wahrheit, und litt zu deren Bekleidung auch nicht die mindeste Poesie. Sie hatte den harten Muth, nach solcher Wahrheit immer zu forschen, und den kühnen und oft gefährlichen, sie unter allen Umständen zu sagen. Ihre Erscheinung bekam dadurch etwas Schroffes, nicht selten Verletzendes; sie wurde leicht in Streitigkeiten verwickelt; sie ließ kein falsches Vorgeben ungerügt; sie vertheidigte in Preußen die französische Revolution, in Paris das Recht der Emigrirten und des Hofes; sie trug auf einer Reise in Frankreich eine Zeit lang Männerkleider, um nicht jeden Augenblick erinnert zu werden, daß sie nur eine Frau sei, und führte dann doch nur um so schneller den Augenblick herbei, wo dies Geständniß erfolgen mußte. Bei dieser Heftigkeit und Kampflust hatte sie ein weiches, mitleidiges, leis und tief empfindendes Herz, die edelste Menschenliebe, eine aufopfernde Zärtlichkeit für ihre Freunde, und besonders eine unerschütterliche Familientreue. Sie war stolz auf ihre Angehörigen, jeder Einzelne war ihr lieb und werth, und wenn sie auch über das, was sie zu tadeln fand, scharf und bitter herfiel, so standen doch die Personen stets ihrem Herzen nah. Man konnte sie fürchten, sogar meiden, mußte sie aber höchlich ehren, und fühlte sich auch immer wieder zu ihr hingezogen. Ihre Wahrheitsliebe, ihre unbestechliche Verachtung aller Heuchelei und Eitelkeit, aller Feigheit und Eigensucht, ließ sie der ehrwürdigsten und in diesem Punkte schwierigsten Männer höchste

Verehrung genießen, ihres Oheims in Paris, ihres Bruders des Grafen Kalckreuth auf Siegersdorf, Fichte's. Dieser letztere erfuhr einen ganz besondern Beweis ihrer seltnen Redlichkeit. Sie hatte ihm von jemanden gesprochen, von dem er gut dachte, sie aber die gehässigste Meinung hegte, und hatte diese Meinung durch bestimmte Angaben mit einigem Erfolg erhärtet, allein am nämlichen Tage noch trifft sie den Angeschwärzten, hat lange Unterredungen mit ihm, lernt ihn besser kennen, und da ihre schon festgesetzte Abreise ihr keine Zeit mehr läßt, so giebt sie ihm, der von der ganzen Sache nichts weiß noch je zu erfahren brauchte, nun selbst den Auftrag, am andern Morgen zu Fichte zu gehen, und ihm zu bestellen: Was sie ihm von dem Ueberbringer gestern Uebels gesagt, nehme sie alles zurück! Eine schönere Genugthuung und vollständigere, meinte Fichte, lasse sich nicht erdenken.

Die Gräfin brachte ihre späteren Jahre theils in Dresden, wo auch ihre einzige von ihr zärtlich geliebte Tochter sich verheirathet hatte, theils auf Sommerreisen, und besonders gern in der Nähe des geliebten Bruders zu, dessen wunderbarer Geist und Karakter mit dem ihrigen kräftig zusammenstimmte, dicht bei Siegersdorf in Zyrus, hatte sie eine ihr deßhalb werthe Besitzung, wo sie am 30. Juni 1833 im zweiundsiebzigsten Lebensjahre unvermuthet vom Tod ereilt wurde.

Diese gediegene Frau, in welcher sich der Gegensatz demokratischen Sinnes und aristokratischen Gehaltes jeden Augenblick durch seine eigne Steigerung vernichtete, und

zuletzt immer nur das Reinmenschliche bestehen blieb, war über dreißig Jahre die feste, treue Freundin von Rahel, die ihr unbedingtes Vertrauen bis zum Tode behielt, ungestört durch einzelne Mißverständnisse und gegenseitige Tadelworte, die bei solchen lebhaften scharfbestimmten Gemüthsarten nicht ausbleiben konnten. Diesen vortrefflichen Eigenschaften eine gefälligere Wirkung, und ihnen hiefür einige Koketterie als Beisatz zu wünschen, durfte hier gewiß am Platze sein, ohne ihn deßhalb auch zu finden. — Manche der eigenthümlichsten Aeußerungen der Gräfin in ihren Briefen an Rahel dürften leider wohl nie zur Mittheilung geeignet dünken, andre wenigstens für jetzt noch zurückzuhalten sein. Jedoch wird auch einigen harmloseren Zeugnissen noch immer genugsame Theilnahme aus den angeführten vielfachen Beziehungen erweckt sein, um deren Einreihung hier zu rechtfertigen.

1.

Dienstag, den 20. Mai 1800.

Vielleicht sind Sie, meine Liebe, auf den Argwohn gerathen, daß auch ich Sie zu meinen psychologischen Versuchen ausersehn habe, aber dieses mal war bloß der Zufall daran schuld, daß ich eben da, wo Sie mir zugleich einen Beweis von Ihrer Freundschaft und Zuverlässigkeit geben, Sie durch die verzögerte Beantwortung Ihres Schreibens, über meine Gesinnungen im Zweifel lassen mußte. Da ich nämlich wegen der ärgerlichen Geschichte des zu erstehenden Gutes auf einige Tage von hier abwesend war, und folglich nur erst vorgestern Ihren Brief erhielt, welcher mir aber nicht nur ein bischen, sondern recht viel Trost verschafft hat. Denn ungeachtet ich noch nicht so recht mit mir eins darüber werden kann, ob ich es für günstig oder ungünstig, — in Hinsicht Ihrer Ihnen vorschwebenden Vorstellung, — von mir erklären soll, daß Sie grade mit mir — wie Sie sagen — hart sind und hart sein wollen, so hasse ich doch — vielleicht aus geheimem Stolz — viel zu sehr das Banale in der Freundschaft, um nicht schon jede Auszeichnung für Gewinn zu halten. Aber erinnern muß ich Sie dabei denn doch an die allgemeine Erfahrung, daß die Selbstständigkeit bei uns in eben dem Grade zunimmt, wie die Lebhaftigkeit in unsern Gefühlen und Vorstellungen durch Entfernung vermindert wird, und man also mit den Abwesenden nicht so verfahren kann, wie man mit den Gegenwärtigen, ohne Sorge und vielleicht sogar zweckmäßig, thun könnte. Und daß dieses in der That bei mir eintrifft,

gestehe ich Ihnen ganz ehrlich; denn als ich mit Ihnen war, schien mir Ihr Umgang ein so unentbehrliches Bedürfniß, daß ich dafür, selbst mehr als Sie nur ahnden, geduldet und ertragen hätte — jetzt aber, muß ich ihn entbehren, und ich fühle zwar tief den Verlust: doch ungebundener und freier bin ich dafür auch in meinen Entschließungen. Vielleicht aber ist meine Anhänglichkeit für Sie von so geringem Werth, daß Sie solche unbesorgt aufs Spiel setzen können, wenn Sie nur dadurch ein neues Resultat von Menschenkenntniß erhalten? Dem sei nun aber wie ihm wolle, in jedem Fall kann die treuherzige Warnung, daß Sie es darin nicht zu weit treiben sollen, nichts schaden. Denn prüfen mögen Sie mich so viel Sie immer wollen, aber doch richten Sie es nur so ein, daß ich Sie nie aufgeben muß, oder Sie für mich verloren sind! Denn wahrlich, mein Herz war schon zu oft gekränkt, um daß ich mich noch dessen erfreuen könnte, was ich stets zu verlieren fürchten muß. Daß Sie unglücklich sind, habe ich tief gefühlt, denn es war mir oft sehr schmerzlich, Sie leiden zu sehn, ungeachtet ich — wenn wir nach Rousseau den Grund des Mitleidens erklären wollten — selbst zu viel gelitten habe, um noch eines großen Aufwandes von Theilnahme fähig zu sein.

Sie fragen, ob mir gut zu Muthe ist? Ja, ruhig bin ich jetzt zwar wohl, aber welche Ruhe ist die meinige! — Glaub' und Hoffnung hab' ich dafür aufgeopfert, mich selbst aufgegeben, mein eignes Herz zerstört — um die Stille der Vernichtung frühzeitig zu erlangen!

Ich weiß, Ihnen ist auch nicht wohl um's Herz, aber ob Sie meinen Gemüthszustand für erträglicher achten möchten, wenn Sie ihn genau kennten, ist doch für mich, noch nicht entschieden. Aber schreiben Sie mir doch nun endlich etwas Bestimmtes, über unser Reiseprojekt; mich hält gegenwärtig nichts mehr, als die leider noch obwaltende Verwirrung in meinen Finanzen, wegen den täglich vermehrten

Bankrotten der schlesischen Gutsbesitzer; aber der Johannis-Termin, muß mir doch unfehlbar, einigen Aufschluß darüber geben. An Archibald und die Dlle. Schwarz hab' ich Ihre Begrüßungen nicht ausrichten können, denn die Keyserlings hausen jetzt in Südpreußen. Maimon aber war sehr erfreut über Ihr Andenken, und fand sich sehr geschmeichelt, wie er sagte, in den liebenswürdigsten Geschlechtsvorzügen einem so geistreichen Frauenzimmer ähnlich scheinen zu können. Mein Bruder ist ganz unverändert der biedere, großherzige Mann, den ich stets in ihm fand und liebte. Daß Major von Möllendorf meine Abwesenheit bedauert, ist mir recht lieb, denn ich halte ihn für einen nicht gewöhnlichen treuherzigen Mann, aber das Schöne, so mir der Prinz Louis durch ihn sagen lassen konnte, trägt zu dem Schmerz meiner Entfernung nichts bei, ungeachtet ich dessen nun, wie es scheint, ganz verlustig gehn werde. Mad. Liman bitten Sie für mich um die Fortdauer ihres Andenkens; ihre Voraussetzung, daß sie einiges Wohlwollen für mich hegt, war mir sehr willkommen. Vettern sagen Sie doch alles Verbindliche von mir; ich halte viel auf ihn, und es ist mir lieb, daß er sich meiner wenigstens durch die Füße erinnert, da er, wie Sie sagen, noch immer meine Schuhe besorgt, denn es läßt sich also doch nun nicht behaupten, daß, wie man im Französischen sagt: seine Freundschaft für mich weder Kopf noch Füße habe. Das ächte Kind, die liebe kleine Hanne, muß ja nicht bei meinen Begrüßungen leer ausgehn — aber mit dem großen, verzogenen, halten Sie es wie Sie wollen. Adieu.

Karoline Schlabrendorf.

2.

Freitag, den 30. Mai 1800.

Wann Sie dieses erhalten, werden Sie, meine Liebe, schon durch Genelli selbst, erfahren haben, daß ich das Vergnügen hatte ihn auf einige Tage hier zu sehn. Wodurch ich aber abgehalten wurde, eher zu antworten; da der muthwillige Scharfsinn, mit dem er die Sachen betrachtet, ihnen eine für mich so ganz neue Ansicht giebt, daß all meine Aufmerksamkeit erregt war, und ich nicht mit Ordnung und Folge an etwas anders denken konnte, und überdem wollte ich auch von den angenehm-belehrenden Momenten seines Umgangs nichts verlieren. Denn je mehr ich ihn kennen lerne, um so mehr überzeuge ich mich, daß er in hohem Grade nicht nur ein merkwürdiger, sondern auch ein würdiger Mann ist, weil gewiß selten ein so schönes Verhältniß von Kräften, wie ich in ihm wahrnehme, beim kultivirten Menschen gedeihen wird. Jetzt aber ist er fort, und nun muß ich an Sie schreiben, um auch meinem Herzen Befriedigung zu verschaffen. Empfangen Sie also mit frohem Muth — nicht meinen Dank, denn was Sie mir gegeben haben fasse ich nur dann, wenn Sie am wenigsten beabsichtigen es mir mitzutheilen, aber die Ankündigung, daß Sie von dem, wonach ich stets strebte und was ich bis jetzt noch nie wirklich erreichte, etwas in meinem Gemüth festgestellt haben. Und wissen Sie, was das ist? die trostreiche Hoffnung, daß ich nicht ganz isolirt in der Welt dastehe, sondern außer mir es noch ein Wesen giebt, für das mein Dasein zum Gewinn der Wirksamkeit werden, und an dem mein Herz innigen Antheil nehmen kann. Ist dieses in Ihren Augen Schwärmerei, so muß ich freilich bekennen, daß es außer den Gränzen meines Willens liegt in eine von aller Liebschaft befreite Verbindung zu treten, und

dafür kann ich nun also keine Bürgschaft leisten; aber wenigstens will ich mich bestreben wahr zu sein, um weder Sie noch mich selbst zu täuschen, wenn ich auch gegenwärtig noch nicht genau den Standpunkt anzugeben weiß, der uns Beiden, in dem Verhältniß der Freundschaft zugehört. Mitl der Beschuldigung, daß Sie an meinem Gemüth experimentiren wollten, meinte ich es gar nicht ernstlich, aber doch trieb mich eine unwillkürliche Unruhe, mich grade so zu äußern, daß Sie aufgefordert würden sich darüber ganz deutlich zu erklären. Und Sie thaten's, mit so viel Befriedigung für mein Herz, daß Sie mich der Versuchung ausgesetzt haben, noch öfter ungerecht zu scheinen, um Sie von einer Seite kennen, und, ohne alle Schmeichelei, bewundern zu lernen, die für mich so hinreißend liebenswürdig ist. Setzen Sie mir also, ich bitte Sie recht sehr, doch keine Gränzen, und lassen Sie mich g a n z f r e i mein Wesen treiben; Sie sollen auch dafür nie eine Beschwerde anhören dürfen, wenn Sie mir selbst heroisch kalt schienen. Ja ich gestehe Ihnen sogar, daß ich eigentlich keinen sicheren Maaßstab für meine höchste Freundschaft kenne, als daß sie mich dem Sinn des Kindes am nächsten bringt. Denn nur mit dem, den ich so liebe und schätze, kann ich alles Schiefe und Alberne der bürgerlichen Gesellschaft ablegen — im ganzen vollen Sinne des Worts: mich als Mensch zeigen und fühlen. Also nicht Einschränkung — nein, Freiheit, und die edelste, die ich kenne, sollen Sie mir geben. Daß Sie's können, weiß ich, und daß Sie's wollen, hoff' ich mit froher Zuversicht, und so bin ich zufrieden und k a n n nach Vergessenheit des Vergangenen mich sehnen. Denn ich will lieber in Schmerzen und Verzweiflung leben, als gefühllos! Also nur der, der meinem Herzen zugehört, kann seine Schmerzen heilen — und Ihnen, meine Freundin, geb' ich dieses Recht, Sie verdienen es zu besitzen und sollen es n i c h t u n e r k a n n t ausüben.

Daß ich Sie warnte, wußte ich wohl, konnten Sie mir nicht übel deuten, denn es ist ja auch bloß ein Bekenntniß meiner Beschränkung, um mich Ihrer noch mehr zu vergewissern. Sehn Sie, ich will mich gern, ganz zergliedert, vor Ihren Augen hinstellen, wenn ich nur erlangen kann, daß Sie genau wissen, was Sie im Einzeln und im Ganzen von meinen Gesinnungen erwarten können und ich mir nie vorwerfen darf, Sie wissentlich hintergangen zu haben. Denn ich weiß recht gut, daß ich in gewisser Art sehr begränzt bin, aber ich fühle auch, daß ich mich dieser Begränzung nicht schämen darf, weil, — wenn Sie es, meine Freundin, genau untersuchen, — es doch nur Redlichkeit und Wahrheitsliebe ist, die mich da aufhält, wo Andere, vielleicht mit Recht, vollen Muths vorwärts schreiten. Ja so ist's, meine Liebe, gleichgültig können Sie gegen mich werden, aber verachten, das verspreche ich Ihnen, aus Ihrer Seele, wie aus der meinigen, sollen Sie mich nie. Sind Sie damit zufrieden — nun so ist's gut; mehr verbürge ich nicht: aber süße, wie Sie wünschen, werden Sie mich machen, wenn Sie mehr finden, und grade das an mir lieben, was ich im reichlichsten Maße besitze. Denn Sie könnten ausschließlich die ganze Welt für mich sein, und diese Anschauung wäre doch ohne Leben, wenn nicht auch ich für Sie eine Welt zu scheinen hoffen dürfte.

Hören Sie, Liebe, mit meinen Geschäften sieht es bis jetzt noch sehr weitläufig aus, und vielleicht muß ich noch eine geraume Zeit, wenigstens bis spät im Herbst, warten, um meine Finanzen in den Zustand zu bringen, daß wir die große Reise mit Sicherheit unternehmen können. Und dies däucht mir eine sehr lange Zeit, wenn ich Sie eher nicht sehen soll. Auch hab' ich darüber schon mit Genelli gesprochen, und ihm gesagt, daß ich nach Berlin kommen wollte; hätten Sie aber indessen eine kleine Reise vor, nun so will ich mich einfinden, wo es immer sein möge. Suchen

Sie doch zu erfahren, wie es mit der Gräfin H. stehet, denn ich bin von der Erinnerung an sie, noch nicht so geheilt, daß es mich nicht noch oft wehmüthig machte, sogar nicht mehr von ihr zu hören. Hat denn Otterst. ihrer gar nicht erwähnet? Aber was läßt sich von dem erwarten, der immer verspricht, was er nicht halten kann, und immer leistet, was man nicht verlangt! Aber nun leben Sie wohl, mein Brief muß fort — Genelli mag Ihnen über alles was Sie noch wissen wollten, Auskunft geben.

Karoline Schlabrendorf.

3.

Den 26. August 1801.

Ich bereue die Thränen nicht, welche ein Ausdruck meines Briefs Ihnen, meine liebe Freundin, wider meinen Willen verursacht hat; denn ich weiß, daß es Wunden im Herzen giebt, die nur durch diese laute Wehmuth ihren nagenden Schmerz bekämpfen. Und dann liegt noch viel Tröstliches für mich darin, daß ich glauben darf, Ihr Gemüth könnte sich in dem meinigen darstellen: weil dies die einzige Bedingung ist, unter der ein Mensch dem andern, als Mensch, etwas sein und werden kann. Was Sie mir auf meine Aeußerungen erwiedern, ist zugleich so herzlich und verständig, daß ich nicht weiß, ob ich Ihr Urtheil, oder Ihr Gefühl, zum höchsten preisen soll. Aber was sollen auch die Lobpreisungen von mir zu Ihnen! Da ich nun einmal überzeugt bin, daß mein Mund niemals eine Beifallsversicherung ausgesprochen hat, die an innrem Gehalt und Herzlichkeit meiner Freundschaft für Sie werth wäre!

Noch etwas ist in Ihrem Brief, das mich zugleich tief gerührt, erschüttert und begeistert hat, und doch kann ich

Ihnen dafür nicht danken, weil der ganze Werth davon auf dem Unwillkürlichen beruhet. Sie versichern mich nämlich, daß Sie sich an mich mit eben der Ruhe, als an sich selbst, wenden könnten. Nun wie soll ich das verstehen? Ich mag es nehmen wie ich will, so enthält es immer eine unerschöpfliche Bedeutung. Denn als allgemein, im vollen Bewußtsein von dem, was Sie für Andere zu leisten vermögen, großherzig gedacht, — ist es der Ausdruck der reinsten Humanität; und insbesondere, als bloße Ausnahme für mich, eine überschwängliche Belohnung der untrüglichsten Beweise der treusten Anhänglichkeit eines ganzen Lebens. In voraus abgelohnt mag ich nicht sein, meine Freundin, daß ich es also nicht als verdient annehme, dafür bürgt Ihnen meine Wahrhaftigkeit, aber als aufgestelltes Ziel ist es mir erwünscht und erfreulich: es belebt auf's neu meinen Eifer, Ihrer Vormeinung — einst würdig erfunden zu werden.

Es ist meiner Sittlichkeit entgegen, etwas als schon verdient aufzunehmen, wonach ich mir nicht einmal ein ununterbrochenes Streben zuschreiben darf. Aber wenn ich Ihres vollen Zutrauens auch noch nicht ganz würdig bin, so will ich doch immer so redlich und ehrlich sein, daß Sie nie fürchten dürfen, die Geschenke Ihres edlen Gemüths durch leichtsinnige Anmaßung bei mir entweyht zu finden.

Daß ich besser bin als mein Ruf und die Meinung einer Klasse von Menschen, die sich berechtigt glaubt zu verdammen, was sie, die sich das Richteramt zuschreibt, nicht fassen kann, haben Sie, weiß ich, bei unserer ersten Begegnung auf meiner Stirne gelesen, aber fühlen Sie es denn auch gewiß, daß ich besser bin, als mein äußeres Betragen? Diese Zusicherung ist das Einzige, was ich mit gutem Gewissen fordern kann. Aber auf bloßen Glauben sollen Sie es, meine liebe Herzens-Kündigerin, nicht annehmen, doch ich hoffe, daß Ihnen dieser Hauptzug in meiner Karakterschilderung nicht entgangen ist. Wenigstens ist es für mich

ein erfreulicher Gedanke, ein kräftiges Mittel zum Feststehen, auf der unbekannten Höhe (wie Sie es so richtig nennen), auf jenes leise Wehen einer geheimen Mittheilung, einer himmlischen Gemeinschaft rechnen zu können, die allein unter denen statt haben kann, die gleichen Drang empfunden haben und durch gleiches Unglück geprüft sind. Und hab' ich Sie, meine Freundin, nicht auf diesem Wege gefunden! Durch's ganze Weltalter war es bestimmt, daß grade wir uns die Hand bieten sollten, um uns den Gang durch's Leben zu erleichtern! Und ich sollte es mir nicht Trost sein lassen? Ja, ich erkenne diese Bestimmung! Der menschlichen Natur menschliches Begehren, des Herzens geheime heiße Wünsche, hab' ich den höheren Forderungen der Vernunft geopfert, aber das geläuterte Eigenthum, welches diese Religion bewährt, — kann mir nun kein Schicksal rauben. In diesen Tempel dringt kein gehässiger Dämon, wer dort eingeschrieben steht, hat seine Rechte auf meines Lebens Dauer gegründet. Aber welche Sprache könnte es Ihnen darthun, wenn Sie es nicht fühlen, daß meine Freundschaft für Sie mit meinem Sein, meinem Streben nach Unendlichkeit in engster Verbindung ist! —

Vielleicht wundern Sie sich, daß ein Wesen, welches Sie, gestehn Sie es nur, für sehr unregsam und mit wenig Einbildungskraft begabt hielten, in dem Ton der Begeisterung sprechen kann. Aber es giebt auch bei mir gewisse Seiten des Herzens, die ich nicht berühren kann, ohne mich der dichterischen Natur bewußt zu werden; doch von außenher bin ich in der That wenig erregsam: in meinem Innern ist die Quelle ewiger Dichtung und ewigen Lebens, ohne die ich gar nicht das Gemeine der Bedingungen meines Daseins zu ertragen vermöchte.

Das war ein langes Ausschweifen! Jetzt muß ich endlich mal zur Beantwortung der noch übrigen Stellen Ihres Briefs übergehn. Nach Berlin kann ich jetzt eben nicht

kommen, weil mein Bruder durch unangenehme Vorfälle nicht allein ganz niedergeschlagen, sondern auch selbst wirklich kränklich ist und gewiß nicht ohne eine völlige Niederlage davon kommt. Es giebt nur selten Vorfälle im Leben, wo man seinen Lieben Trost zu sein vermag, und ich möchte mich nicht mit dem Vorwurf beladen, daß ich nicht bereit gewesen wäre, ihren Kummer zu theilen.

Ihre Begrüßungen erwiedert er mit all dem Interesse, welches man für ein unbekanntes Wesen haben kann. Die Frage, ob er nicht das Kokettsein liebt, ist in der That seltsam gestellt. Die Männer lieben alle das Kokettsein, wie die Fürsten die Schmeicheleien des Hofgesindels, — dem Liebeln ist es so nöthig, als das Feuer der Wärme, der Liebe aber bringt es gewissen Tod. Als Naturtrieb ist es himmlisch, aber nur so lange, als der Mensch das kindische Wesen und den kindlichen Sinn bei sich rein erhalten und unbefangen darstellen kann — nach dem Erwachen und der Erkenntniß des Bösen und Guten, ist es Entwürdigung des vollendeten Vernunftwesens, welches nun der Mensch in sich herzustellen berufen ist. Aber was brauche ich Ihnen erst diese Erklärung zu geben, Sie sind sich ja bewußt, daß es auch bei Ihnen höchstens ein armseliger Behelf für ein nie zu erreichendes Gut höherer Befriedigung ist. Und doch begreife ich nicht, wie Sie, die das namenlose Wonnegefühl der wahren Liebe kennen lernten, sich durch solche Gaukelei nur einen Augenblick der Vergessenheit verschaffen können. Als Kunst bewundere ich es, aber nachahmen werde ich es nie, denn es ist ganz außer meiner Natur. Doch soll das, was ich hier darüber äußere, keine Mißbilligung enthalten, die Gesinnungen adlen die Handlungen, was bei Ihnen ein reizender Muthwille genannt werden kann, wäre in meinem Gemüth eine Verläugnung des Höchsten für das Gemeinste. Sie werden sich erinnern, daß Sie mich in Paris, in gewisser Beziehung, zur Koket-

terie aufforderten und ich weder Ihre Meinung bestätiget, noch verworfen habe. Dazumal mocht ich mich darüber nicht erklären, aber jetzt ist's in die Vergangenheit gestellt und ich gestehe frei: daß mein Herz mir nie erlauben wird, um das zu buhlen, was mich nur als freie Gabe beglücken könnte. Die Klugheit entfernt sich von mir in demselben Verhältniß, wie das Herz seine Rechte übet. — Vergeben Sie meiner Schwatzhaftigkeit, die Einsamkeit des Landlebens erregt das Gefühlsvermögen und versagt uns den Genuß der Mittheilung. Und vor wem sollte mein Herz offen sein, wenn Sie es nicht anhören wollten!

Karoline Schlabrendorf.

XI.

Friedrich von Schlegel.

Friedrich von Schlegel.

Geboren zu Hannover den 10. März 1772, gestorben zu Dresden, den 6. Januar 1829. Sein Lebenslauf ist den äußern Umständen nach hinreichend bekannt. Seine innere Entwickelung aber und seine litterarische Erscheinung zu beleuchten, ist keine Aufgabe, die so nebenher zu erfüllen wäre. Bisher sind über ihn fast nur Partheistimmen vernommen worden, welche schroff das Entgegengesetzte aussagen, und keine Vermittlung zulassen. Das Wesen dieses Mannes, die Grundtriebe in ihm, die Art seiner Fähigkeiten, das Verdienst und der Ertrag seines ganzen Wirkens, haben noch keinen Darsteller gefunden, wie er selbst einer für Andre sein konnte, und zum Theil gewesen ist. Nicht jeder darf sich daran wagen. Es gehört Muth, feste Besonnenheit, tiefes Studium und reicher Sinn, vor allem aber die freieste Uebersicht dazu, um sich in dieser aus Widersprüchen, Verwicklungen, Seltsamkeiten, Verstecknissen und Unregelmäßigkeiten aller Art zusammengesetzten Natur

zurechtzufinden, wo Gespenster, Dämonen und Genien durcheinanderschwirren, die Lucinde und Karl der Große, Alarcos, Maria, Platon, Spinoza und Bonald, Anbetung und Verdammniß Goethe's, Revolution und Hierarchie, in größter Abwechselung sich begegnen, und, was das Merkwürdigste ist, sich gegenseitig bestehen lassen! Denn Schlegel, bei aller seiner Proteus-Wandelbarkeit, hat niemals eine seiner eignen Gestalten verworfen, sondern bis zuletzt für jede eine gewisse Berechtigung behauptet, und in so fern mit allem Grunde, als in seinem Geiste wirklich ein lebendiger Zusammenhang alles dieses Mannigfaltigen war. Diesen Zusammenhang nachzuweisen, die Verknüpfungen und Uebergänge anzudeuten, den Schein überall wegzuheben um das Wesen sehen zu lassen, das wäre nun eben die Aufgabe!

Da wir nicht hoffen können, diese Aufgabe, deren Lösung allerdings ein großes Licht über unsre Litteratur und Geistesbildung verbreiten würde, so schnell bearbeitet zu sehen, so geben wir einstweilen ein paar flüchtige Bemerkungen, welche den Gegenstand wenigstens umstreifen.

Das größte Wunder und der größte Anstoß bei Schlegel bleibt immer die Lucinde. Schleiermachers Briefe über dieses Produkt haben dasselbe nicht erklärt, sondern nur ihn selber für Viele unerklärlich gemacht. Zur Rechtfertigung der ethischen Elemente des Buches ließe sich heutiges Tages genug vorbringen, desto weniger aber ist die ganz unkünstlerische Rohheit und will-

kürliche Frechheit der Form zu vertheidigen. In Schlegel war das Bedürfniß, das Sinnliche zum Boden und zur Nahrung seines Geistes zu haben; hiezu mußte er sich in jenes versenken, doch nur um wieder emporzusteigen. Allein, war die ganze Richtung kein Irrthum, so war es doch seine Verfahrungsart. Er hatte bei weitem nicht genug künstlerische Fähigkeit; er brachte eine Mißgeburt hervor, der keine beschönigende Taufrede zu schönen Gliedern verhelfen konnte.

Ueberhaupt läßt sich in der geistigen Natur Schlegels ein bedeutendes Mißverhältniß wahrnehmen zwischen einer zu großen Sinnlichkeit und einer zu geringen Zeugungskraft, und dieses Mangelhafte zieht sich durch alles von ihm Geleistete durch. Um jeden Preis hätte er ein philosophisches System aufstellen, ein Dogma liefern mögen; allein er vermochte der Art nichts zu schaffen. Er konnte nur über alle vorhandenen geistreich, scharfsinnig, oft fein und gewandt, bisweilen tief und mit glücklicher Kraft sprechen, sie verknüpfen, scheiden, zurechtlegen, beseitigen. Die Wissenschaftslehre Fichte's, die Naturphilosophie Schellings, die Logik Hegels, waren seine Verzweiflung. Solcherlei, wie er von Andern geleistet sah, aus sich hervorzuarbeiten, fühlte er den Drang zugleich und das Unvermögen. Mit Widerwillen schloß er sich dem von Andern Aufgestellten an, doch nie völlig, er suchte hineinzudringen, um sich davon wieder lossagen zu können. Seine Art, das katholische Dogma zu erklären und zu behandeln, gehört auch dieser Richtung; er war auf besondere Weise katholisch, und

hatte seine Geistesfreiheit dabei gar nicht aufgegeben. Jacobi, dem es eben so ging, der sich überall von der fremden Spekulation unbefriedigt abgestoßen fühlte, und eine eigne im Zusammenhang nie aufstellen konnte, war deßhalb für Schlegel ein Gegenstand besondern Hasses, er verfolgte seine eignen ihm widrigen Gebrechen in ihm.

Die schaffende Stärke in der Philosophie ist immer als ein Mittelpunkt anzusehen, um welchen herum sich alles ordnet und gestaltet. Friedrich von Schlegel, dem ein solcher Standpunkt unmöglich war, und der doch den Drang nach etwas Ganzem und Vollständigem fühlte, war daher genöthigt, in dem Umkreise zu wandeln, und alles einzeln nach und nach zu werden, oder zu fassen. Daher seine verschiedenartigen Auftritte, sein jedesmal gründliches Austauschen von Ansichten und Meinungen, seine wandelbare Begeisterung, sein unstätes Suchen und Aufnehmen.

Aber durch diese Eigenschaften selbst, welche sich seinem großartigen, oft meisterhaften, und immer bedeutenden Talente durchaus verschwisterten, und durch dasselbe die gewaltigsten Stoffe wie die edelsten Gemüther ergreifen konnten, steht Schlegel als eine der merkwürdigsten und eigensten Gestalten in der Reihe unsrer besten Schriftsteller, mit vielen durch Vergleichbares verbunden, und doch von allen wieder getrennt.

Die wenigen Blätter, welche hier von ihm folgen, dürften schon deßhalb einigen Reiz haben, weil sie Zeugnisse einer Denkart und Richtung sind, die einem solchen Geiste zuzutrauen man in späterer Zeit ganz ent-

wöhnt war. Daß Schlegel ein republikanisches Werk und französisch schreiben wollte, ist in die Jahrbücher unsrer Zeit als eine dauernde Denkwürdigkeit einzutragen.

Von Schlegel dürfen einige Briefblätter auch noch aus dem Grunde willkommen sein, weil von ihm überhaupt nur wenige zu erwarten stehen, und eine kleinliche Denkart solche geflissentlich unterdrücken möchte. Das Interesse der Wahrheit geht aber jedem andern vor; und warum grade dem Verfasser der Lucinde und der Fragmente im Athenäum eine verheimlichende Fürsorge zu gestatten wäre, können wir nicht einsehen; Aergeres, als er hat drucken lassen, hat er ja doch wohl nicht geschrieben! —

1.

Dresden, den 8. Februar 1802.

Es ist wahr, daß ich Schuld war an Ihrem Schmerz. Aber gewiß kam ich sehr unschuldig dazu; es ist meine Natur, im Einzelnen alles, was an sich gut und recht ist, zu übertreiben, ohne daß ich's weiß und will; und so geschieht's, daß ich oft weh thue, wo ich gar nicht daran denke, daß meine Worte auch nur hart sein könnten. Aber nun hüten Sie sich auch, daß Sie nicht in denselben Fehler fallen! Gewiß, Sie fangen an, mir alles übel zu deuten, und denken sich manches aus, was gar nicht so ist. So habe ich meine innigste Freude an Ihren Briefen, trotz allen Schmerzen, die sie bringen und erregen; ja ich liebe sie und bete sie an, und Sie bilden sich ein, ich tadle sie nur. — —

Lassen Sie sich Bernhardi's Kynosarges geben. Erstlich ist eine Recension des Almanachs darin, wovon wenigstens das über meine „Abendröthe" in allem Ernst gründlich ist. Dann aber ist ein Aufsatz über Wissenschaft und Kunst, worin — Schleiermachers Reden über die Religion überall wiederklingen, und das ist nun in allem Scherze sehr spaßhaft, wie die Anempfinder immer grade auf das fallen, was ihnen am fremdesten ist; der bleierne moralische Schiller auf das Romantische, Phantastische, Tieck, Genoveva; und der dickhäutige, bierschwere Bernhardi auf Mystik, Religion, Schleiermacher! Aber dies bleibt ganz unter uns, denn Bernhardi meint es redlich, ist nicht ohne Tiefe und Verstand, und kann noch viel Wackres lernen; also bin ich trotz dieser kleinen Bosheit dennoch sein Freund in einem etwas weit-

läufigeren Sinne des Worts. — Sie müssen mir doch zugeben, daß unter allen Anempfindern mein Bruder der edelste, gebildetste, geschickteste, ja auch der redlichste ist! —

Herzliche Grüße von Dorothea. Sie wünscht auch sehr, daß wir zusammen reisen könnten. —

Friedrich Schlegel.

2.

Dresden, den 15. Februar 1802.

Es kommen denn doch wieder Augenblicke, wo es mir bange wird, daß Ihnen die Reise nach Paris so zuwider scheint. Uns bleibt fast keine Wahl, es würde jetzt fast eben so schwer sein zu bleiben, ich meine von der einzigen Seite, wo uns alles so schwer wird, von der ökonomischen. Mehr, als wir bei unsrer bisherigen schlechten Wirthschaft und ewigen Umherreisen in Deutschland gebraucht haben, können wir dort nicht brauchen. Ich kann meinen Aufenthalt dort auf mannigfache Weise gleich zu Gelde machen, — dergleichen Arbeiten, wie ich sie dann des eignen Studiums wegen recht gut machen kann, sind fast die einzigen, die etwas Bedeutendes eintragen. Georg Forster hat auf diese Art ehedem jährlich an dreitausend Thaler verdient. So viel werde ich wohl nicht verdienen, aber meine deutschen Arbeiten, die doch allmählig ordentlich bezahlt werden, sind auch ein guter Beitrag; und was wichtiger ist als das, die Hoffnung eine andre äußere Existenz zu finden, als die litterarische, von welcher zu leben mir je länger je unerträglicher wird. — Ach, aus Liebe und Noth war mein ganzes Leben ein unzertrennliches Gewebe! —

Meiner Schwester Charlotte dürfte ich wohl das mit dem Gelde sagen, wenn es nur zu was diente, da sie mir doch

nicht helfen; aber ihr, die uns Monate lang gastfreundschaftlich aufnimmt, in ihrer sparsamen Einrichtung, ihr konnte ich unmöglich noch einige Thaler anfordern; und das zu thun, nachdem ich vier Wochen später kam als bestimmt, ihr zu sagen, daß ich nur mit zwei Louisd'or hier angekommen sei, die ich obendrein von einem halben Bekannten in Leipzig geliehen hatte, das hieße ihr alles Zutrauen benehmen, es würde ihr ein unauslöschliches Bild der übelsten Unordnung geben. —

Jetzt bin ich ganz im Plato. An dem werden Sie viel haben, und sich sehr damit erfreuen. Lesen Sie auch die „Abendröthe" mit Andacht; so wird der zweite Theil der Lucinde ganz sein. — —

Hier schicke ich Ihnen etwas Lustiges, eine Zeichnung von mir — Benelli, der beste Sänger hier, Tenor, ungeheuer künstlich, aber gefühllos und seine Aktion so affektirt, wie Sie es nach der Zeichnung sich vorstellen können, denn sie ist nicht übertrieben. Daneben N's, das sind die letzten schönen Geister in Dresden. Benelli als Giulio Cesare in dem Cesare von Salieri. Die Soldaten bedeuten den kriegerischen Karakter des Stücks, die Seiltänzer den Stil seines Singens.

Ich denke jetzt schon oft an das, was ich im Französischen schreiben will. Ich weiß nur noch nicht, womit ich zuerst anfange, ob mit einem ernsthaften Hauptwerke, oder mit leichten kleinen Aufsätzen in einem kleinen Journal, oder doch nach Art desselben. Was meinen Sie dazu? —

Friedrich Schlegel.

3.

Dresden, den 1. April 1802.

Theure Freundin! Ich habe heute Ihren Brief recht früh erhalten, und hatte im Stillen schon gefürchtet, es käme gar keiner. Freilich bin ich nicht ganz dadurch beruhigt, denn noch schreiben Sie viel von Kranksein, und sonst so kurz, so unbefriedigend. Was fehlt Ihnen? Die gewöhnliche Reizbarkeit, fortdauerndes Unwohlsein, oder ist es ein bestimmtes Uebel? Aber in Geduld will ich warten, bis Sie wieder ordentlich schreiben können. Ihre Briefe sind alle recht kurz. Es fehlt mir immer ich weiß selbst nicht was, wenn Sie lange nicht ausführlich und freundlich geschrieben. —

Wie können Sie aber so viel bei Humboldts sein, da Sie doch krank sind? —

Daß ich neulich so auf Henrietten schimpfte, das gehört nicht zu meiner Menschenkenntniß. Die wäre hier auch gar nicht angebracht. Sie ist ja noch gar nichts, sondern bloß Stoff etwas zu werden, oder auch nichts.

An der Jungfernbrücke*) kann das Dummste ganz herrlich gedeihen; nichts ist zu dumm für solche Kluge, also auch Judenhaß der Art. —

Henriette ist so unvorsichtig gewesen, Brinckmann zu schreiben, daß wir nach Paris gingen. Der hat's meinem Bruder ganz warm erzählt, und gewiß jedem sonst, der's hören will. —

Vom Alarcos wird Ihnen August Wilhelm ein Velinexemplar gegeben haben. Ich denke mir, Sie werden ihn noch oft lesen müssen, ehe Sie recht Gefallen daran finden. Daß Ihnen die Lucinde nicht mehr so mißfällt, darauf halte ich recht etwas.

*) wo Bernhardi wohnte und A. W. Schlegel.

Das republikanische Werk erscheint gewiß nicht vor zwei Jahren, weil's nicht eher fertig sein kann. Bis dahin finde ich gewiß Duldung. Vielleicht lasse ich's aber auch dann noch fertig liegen, und warte bis auf einen entscheidenden Moment.

Verlassen Sie mich nicht! Bleiben Sie mit treuem Muthe mir zugethan! — Mit Dorotheens Gesundheit geht's nur leidlich. — Danken Sie der Gräfin Schlabrendorf in meinem Namen, sie hat sehr gut gethan. Das Geld geben Sie Schleiermacher, oder wenn dieser nicht da ist, so senden Sie es mit der Post an Doctor Bernhard Vermehren in Jena ohne weiteres. An diesem Gelde hängt mein Heil. —

Friedrich Schlegel.

Ich lege meine gereimten und ungereimten Scherze gegen Schiller hier bei. Er hat es um uns nicht verdient, daß wir ihn schonen. —

4.

Paris, den 3. Mai 1803.

Liebe Freundin, es war recht lange, daß ich nichts von Ihnen gehört hatte. Ich freute mich sehr, endlich einmal wieder die Züge Ihrer Hand zu sehen, die mir ganz fremd geworden waren. Besser aber wär' es, ich sähe Ihr kluges Gesicht plötzlich hier vor mir. Man sieht dergleichen hier eben nicht.

Ich denke hier oft an Sie. Besonders ward ich mehrmals erinnert an das, was Sie mir von den Franzosen sagten. Sie haben sie mir am richtigsten, oder vielmehr allein richtig beschrieben. Nur in den Deutschen haben Sie sich sehr geirrt. Doch ich sollte gar nicht so sprechen; es

sind keine Deutsche, sondern nur Juden, von Geburt oder von Denkart. —

Man sagt, die Unzelmann käme her, die Marchetti. Eine aus Ihrer Menagerie haben wir hier; ich meine Pauline Wiesel. Und kommen Sie denn nie mit? — Wir wünschen es beide recht oft. Es wäre die beste Erquickung. Sehr lange bleiben wir wohl nicht hier; es ist doch alles nur klein hier, und noch so beinah das Alte. Ich sehne mich recht tief nach einer großen Reise. Ein Jahr aber treffen Sie uns noch gewiß hier. Denn eine kleine Fahrt nach London oder Madrid rechne ich nicht mehr für eine Reise.

Kömmt Gualtieri oder Scholz hier durch, so schicken Sie sie mir. Ich sehe wohl, man kann alles brauchen, wenn man's versteht; sogar die Menschen.

Uns geht es theils gut, theils schlecht. Gut, weil wir es sind, schlecht, weil man uns von allen Seiten betrügt, unter andern auch um das kleine Vermögen meiner Frau, was aber doch jetzt großen Werth für mich hätte. Ich mag und kann keinen Prozeß darum anfangen, besonders so von ferne.

Leben Sie recht wohl. Ich umarme Sie. Ich wünsche Sie bald zu sehen, sonst werden Sie mir fremd werden.

Friedrich Schlegel.

Wir wünschen oft, Sie wären hier, d. h. Dorothea wünscht es; von mir wissen Sie es ohnehin.

Sind Sie noch in Briefwechsel mit Burgsdorf?

5.

Köln, den 9. December 1805.

Schon gleich nachdem der Herr von Redtel hier gewesen war, schrieb ich Ihnen, liebe Freundin, um Ihnen für Ihren freundschaftlichen Brief und für die angenehme Bekanntschaft zu danken. Seitdem hofften wir immer von Einer Woche zur andern, einen Brief von Ihnen zu bekommen; denn je einsamer wir hier leben, je lebhafter erinnern wir uns an die abwesenden Freunde. Ich verlangte um so mehr nach Nachrichten von Ihnen; da ich vielleicht bald hoffen darf, Sie wieder zu sehn. Wenn es der Krieg nicht hindert, komme ich Ostern auf einige Wochen wenigstens nach Berlin; ich würde mich sehr darauf freuen, meine alten Bekannten und Freunde wieder zu sehen, wenn ich nicht beinah fürchten müßte, zu spät zu kommen, und vergessen zu sein.

Sie würden mir eine wahre Wohlthat erzeigen, wenn Sie mir schrieben, aber recht historisch, von sich, von Berlin, ja auch von Krieg und Frieden. Glauben Sie, daß es jetzt die rechte Zeit ist, einmal das alte Deutschland wieder zu sehen, oder ist es gar nicht mehr das alte? Sieht man es vielleicht schon ein, daß man die Wenigen nicht hätte sollen mit Kälte von sich stoßen, die es ihnen hätten sagen können, was sie thun sollen; oder glauben Sie vielleicht selbst, daß die Zeit für die Leute zu kurz ist, um noch zu Verstande zu kommen? — Sehen Sie, das möcht' ich von Ihnen wissen; soll ich kommen, oder nicht kommen; aber wenn ich voraussetze, daß Sie meine Frage größtentheils errathen, so müssen Sie nicht auch so, sondern ganz klar und deutlich antworten — ob ich vergessen bin, und wenn nicht, ob man denn wohl eine Idee davon

hat, daß ich noch zu etwas anderm zu brauchen wäre, als poetische Taschenbücher zu schreiben. — Sie sehen, daß es mir recht Ernst ist, einen Brief von Ihnen haben zu wollen; aber ich habe nun auch noch eine äußere Veranlassung, darum zu bitten. Ich muß Sie um die Adresse der Gräfin Schlabrendorf bitten, damit ich dieser gradezu schreiben kann, und Sie nicht ferner durch die Einlage belästigen darf; denn schreiben muß ich ihr leider noch immer. — Der Krieg hat mir unglaublich viel geschadet; ich hatte so gute, so sichre Aussichten, verbunden mit einer baldigen Rückkehr nach Deutschland. Aber es ist alles zu nichts geworden, denn es war in jenen Gegenden, die der Krieg zunächst zerstört hat. Vielleicht ist es nur so besser, das muß man sich immer sagen, wenn es einem herzlich schlecht geht. — Doch das kann ich nun auch grade nicht sagen; leben wir doch sicher bei Freunden in einem ruhigen Winkel, das ist in jetziger Zeit schon viel. Gott sei Dank, daß wir jetzt nicht in Paris sind. Von hieraus kann man doch gleich, wohin man will, wenn nicht alles noch schlimmer wird. Was macht Burgsdorf? Geht er auch nach Italien? Darauf antworten Sie mir doch. — Empfehlen Sie mich Herrn von Redtel, er hat uns sehr gefallen, oder vielmehr wir haben ihn liebgewonnen, insofern man dies nach einigen Stunden sagen darf. — August Wilhelm setzt die alte Weise in Coppet so fort. Henriette Mendelssohn ist traurig und ängstlich, wie alle Menschen in Paris jetzt sein müssen. Schreiben Sie also, schreiben Sie, schreiben Sie! vor allem aber erinnern Sie sich unsrer.

Friedrich Schlegel.

Daß Schleiermacher die von mir mit ihm verabredete Uebersetzung des Plato nun, ohne mich zu fragen, allein

unternommen hat und fortsetzt, ist eine Perfidie, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Freilich verfährt er aber auch in der Kritik und Anordnung ganz anders, als ich je gutheißen würde.

XII.

Prinz Louis Ferdinand
von Preußen.

Prinz Louis Ferdinand
von Preußen.

Diesem heldischen, genialen, vielfach getadelten, und noch keineswegs allgemein nach seinem wahren innern Werth erkannten Prinzen ein biographisches Denkmal zu stiften, lag längst in unsrem Sinne, jedoch die Schwierigkeit des Stoffes, der in manche für jetzt noch unberührbare Beziehungen verflochten ist, hat unsren Vorsatz bisher vereiteln müssen. Weil indeß sein Bild in dieser Reihe nicht gänzlich fehlen soll, so stellen wir einstweilen, lückenhaft und sprungweise, wie sein Leben war, eine kurze Schilderung hin, deren gleichsam zusammengeraffte Züge doch den Grund seines Wesens andeuten können.

Prinz Louis, zu dessen Namen gewöhnlich, um ihn unterscheidend zu bezeichnen, noch der seines Vaters hinzugefügt wird, war der zweite Sohn des Prinzen August Ferdinand, des jüngsten Bruders Friedrichs des

16

Großen. Seine Mutter war eine Prinzessin von Brandenburg-Schwedt. Er wurde geboren zu Berlin den 18. November 1772. Von frühster Kindheit zeichnete er sich durch Stärke, Schönheit, Muth und stürmisches Wesen, so wie durch Herzlichkeit und Güte aus. Im sechsten Jahre bekam er Unterrichtsstunden in Gemeinschaft seines Bruders Heinrich, der um ein Jahr älter und eines ganz entgegengesetzten Karakters war. Die Ruhe und Trägheit des ältern Bruders hätten eine ganz andre Behandlung erfordert, als die Wildheit und Geistesfähigkeit des jüngern. Ihr Lehrer, der nachherige Professor Großheim, ein wackrer und einsichtsvoller Mann, klagte sehr darüber, daß derselbe Unterricht beide Zöglinge vereinigen mußte. Jedoch waren die Lehrstunden nur leicht; an Latein wurde gar nicht gedacht; der ältere Prinz, der Liebling der Mutter, sollte geschont werden, der jüngere war nicht festzuhalten. Auch traten unaufhörlich Störungen und Zerstreuungen ein, welchen der Unterricht nachstehen mußte. Bei Hoftagen und Festen aller Art durften die Prinzen nicht fehlen, sie mußten den Besuch angesehener Fremden empfangen, und allen Lustbarkeiten und Genüssen beiwohnen, welche sich zur Ausbildung des Geschmacks oder körperlicher Fertigkeit darboten.

Louis entsprang den Lehrstunden, sobald er nur konnte, liebte und schätzte aber dennoch den Lehrer, dem er auch bis zuletzt mit Achtung und Freundlichkeit begegnete. Seine Lebhaftigkeit war immer gutmüthig; Almosen und Geschenke zu geben, war seine Freude;

irgend eine Hülfe zu leisten, für Andre zu sorgen, etwas auszuführen, dazu stand er immer bereit. Die Freigebigkeit seiner Eltern und seiner nächsten Umgebungen wußte er schnell zu erschöpfen, schon früh sah er seinen guten Willen auf Mittel beschränkt, die ihm allzu gering dünkten, und die er zu seinem Unglück nie berechnen lernte. In all seinem Thun herrschte sichtbar das Menschliche vor; er sah sich besser gestellt, hielt sich aber nicht für mehr, als den Bettler, und Glanz und Vornehmheit machten auf ihn wenig Eindruck. Als er mehr herangewachsen und in das Heer eingetreten war, befestigte sich dieser Sinn nur noch mehr. Jeder Gemeine war ihm ein Kammerad, zu gleichen Gefahren und Ehren mit ihm berufen. Daß er Rang und Stand als etwas Zufälliges ansehe und vor allem den Menschen achten wolle, bezeigte er durch Wort und That. Einst begegnete er zu Wagen im heißen Sommer weit von der Stadt seinem Lehrer Großheim, der mühsam zu Fuß wanderte; augenblicklich ließ er halten, jener mußte einsteigen, und wurde von seinem ehemaligen Zögling nach dem Ziel gefahren, wohin er begehrte. Bisweilen auch sagte er wohl zu Großheim: „Ich muß jetzt ein bischen der Prinz sein, die Leute wollen es durchaus so haben.“

Nur Einen Gegenstand gab es, bei welchem Louis frühzeitig zusammengenommen und alles Ernstes und Fleißes wie aller Geduld und Beharrlichkeit fähig war, die ihm in andern Richtungen fehlten. Dies war die Musik. Er hatte die größte Neigung und Anlage, sie

zu erlernen und auszuüben. Er konnte ganze Stunden am Fortepiano weilen, und seine frühzeitige Fertigkeit, die allgemein bewundert und gepriesen wurde, genügte ihm nicht, er mußte in die Tiefen der herrlichen Kunst eindringen, und lernte die Tonsetzung. Wer mag ihm die erste Anleitung gegeben, wer seine glückliche Gabe richtig gelenkt haben? Der Werth seiner Musikstücke ist allgemein anerkannt; ein kräftiger Geist, eine großartige Eigenheit, läßt sie als Eingebungen eines ursprünglichen Talents erkennen.

Im zwanzigsten Lebensjahre starb sein Bruder Heinrich in Folge vernachlässigter Masern an der Auszehrung. Die betrübten Eltern, um sich zu zerstreuen, machten eine Reise nach Spa, und nahmen den nun ältesten Prinzen Louis und seine noch übrigen beiden Geschwister dorthin mit. Für Louis, der im neunzehnten Jahre stand, war diese Reise verhängnißvoll. Aller Unterricht wurde ganz eingestellt, der Wechsel neuer Gegenstände regte seine leidenschaftlichen Neigungen heftig an, besonders aber wirkte der Umgang vieler feingebildeten, den Jüngling durch reizende und schmeichelhafte Unterhaltung einnehmenden französischen Emigrirten, die sich in großer Anzahl dort aufhielten, sehr nachtheilig auf ihn ein. Die Grundsätze und Sitten dieser damals noch übermüthigen Wüstlinge waren tief verderbt, die Welt dünkte ihnen einzig für den Genuß und Witz der Klugen geschaffen, besonders in Betreff der Frauen zeigte sich der größte Leichtsinn. Louis widerstand einer solchen mit Geist und Anmuth ausgestatteten Denkart

nicht, er nahm sich Art und Haltung der französischen Prinzen zum Muster, und kehrte ganz verwandelt nach Berlin zurück. Doch behielt am Ende sein biedres und einfaches Naturell die Oberhand. An Weltbildung hatte er gewonnen, wie an Fertigkeit und Geschmack des französischen Ausdrucks; er trat selbstständiger und freier auf; aber das Menschliche drang durch alle Bildung immer kräftig wieder hervor. Die Emigrirten drängten sich seitdem vorzugsweise zu ihm, und er konnte sich ihrer durch alle Folgezeit kaum erwehren, selbst als er schon längst die meisten verachtete, und ihre feindlichen Landsleute, die siegenden Freiheitskämpfer, weit höher stellte.

Der gegen Frankreich im Jahre 1792 ausbrechende Krieg, in welchem Preußen eine Hauptrolle übernahm, eröffnete dem Prinzen Louis eine Bahn, die seinen strebenden Jugendkräften eine tüchtigere und ersprießlichere Beschäftigung verhieß. Er zog als Oberst eines Fußregiments mit in's Feld. Der Hauptmann von Bülow, später als Feldherr durch den Beinamen von Dennewitz ausgezeichnet, wurde ihm als kriegserfahrner Begleiter zugetheilt, und deßhalb zum Major befördert.

Beim Vorrücken in die Champagne, um die Mitte des Septembers 1792, läßt uns Goethe auf einen Augenblick den Prinzen wahrnehmen, und zwar in den wenigen leichten Zügen schon seinen vollständigen Karakter. „Wir trafen auf einen Husarenposten — erzählt Goethe — und sprachen mit dem Offizier, einem jungen hübschen Manne. Die Kanonade war weit über

Grandpré hinaus, und er hatte Ordre, nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verursachen. Wir hatten uns nicht lange besprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Offizier verlangte, daß er vorwärts gehen solle. Dieser that dringende Vorstellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, sondern vorwärts ritt, dem wir dann Alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein französischer Jäger sich von fern sehen ließ, an uns bis auf Büchsenschußweite heransprengte, und sodann umkehrend eben so schnell wieder verschwand. Ihm folgte der zweite, dann der dritte, welche ebenfalls wieder verschwanden. Der vierte aber, wahrscheinlich der erste, schoß die Büchse ganz ernstlich auf uns ab, man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ sich nicht irren, und jene trieben auch ihr Handwerk, so daß mehrere Schüsse fielen, indem wir unsern Weg verfolgten. Ich hatte den Offizier manchmal angesehen, der zwischen seiner Pflicht und zwischen dem Respekt vor einem Königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit schwankte. Er glaubte wohl in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu lesen, ritt auf mich zu und sagte: „Wenn Sie irgend etwas auf den Prinzen vermögen, so ersuchen Sie ihn zurückzugehen, er setzt mich der größten Verantwortung aus; ich habe den strengsten Befehl, meinen angewiesenen Posten nicht zu verlassen, und es ist nichts vernünftiger, als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandpré in einer

festen Stellung gelagert ist. Kehrt der Prinz nicht um, so ist in kurzem die ganze Vorpostenkette allarmirt, man weiß im Hauptquartier nicht was es heißen soll, und der erste Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld." Ich ritt an den Prinzen heran, und sagte: „Man erzeigt mir so eben die Ehre, mir einigen Einfluß auf Ihro Hoheit zuzutrauen, deßhalb ich um geneigtes Gehör bitte." Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig gewesen wäre, denn er sah selbst alles vor sich, und war freundlich genug, mit einigen guten Worten sogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verschwanden und zu schießen aufhörten. Der Offizier dankte mir auf's verbindlichste, und man sieht, daß ein Vermittler überall willkommen ist."

Am 22. September trifft Goethe nochmals den Prinzen, jedoch unter von jenen früheren ganz verschiedenen Umständen, die er als artiges Bild mit kurzen Worten so schildert: „Im nach Hause reiten traf ich den Prinzen Louis Ferdinand, im freien Felde, auf einem hölzernen Stuhle sitzen, den man aus einem untern Dorfe heraufgeschafft; zugleich schleppten einige seiner Leute einen schweren, verschlossenen Küchschrank herbei; sie versicherten, es klappere darin, sie hofften einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein starkbeleibtes Kochbuch, und nun, indessen der gespaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köstlichsten Küchenrezepte vor, und so ward abermals Hunger und Begierde durch

eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung gesteigert."

Der Feldzug bot außer der Kanonade von Valmy keine bedeutenden Gefechte dar, und die heiße Kampfbegierde des jungen ungeduldigen Kriegers fand keine Gelegenheit zu persönlicher That. Um so stürmischer warf sich sein leidenschaftliches Gemüth in die Zerstreuungen, denen die Umstände eine unwiderstehliche Macht gaben. Frankfurt am Main und die ganze Umgegend reicher Landschaften und Fürstlicher Wohnorte vereinigten damals die höchste und glänzendste Gesellschaft, ein üppiges Wogen und Treiben in Lustbarkeiten aller Art löste die kriegerischen Beschäftigungen ab, der Glanz höfischer Festlichkeit, der Reiz des lieblichsten Umgangs, die Lockungen zu Liebesabentheuern, die Macht des Spielzaubers, alles wirkte wechselnd auf den erregten Sinn, der sich von herrlichen, unwiderstehlichen und fast unverwüstlichen Naturkräften getragen fand. Prinz Louis jedoch ließ von diesem Taumel sich nicht durchaus fortreißen; die edlern Ansprüche seines Wesens verläugneten sich nicht. Die Liebe zur Tonkunst überwog in ihm jede andre Leidenschaft, viele Stunden jedes Tages widmete er dieser Neigung, überall wo Musik aufgeführt, vorbereitet, besprochen wurde, nahm er lebhaft Theil, wirkte er thätig ein. Alle Musiker, Liebhaber und Virtuosen, drängten sich an ihn, wollten sein Urtheil, suchten seinen Schutz. Auch sein menschenfreundlicher Freisinn nahm Gelegenheit sich in diesem Gebiete schönstens zu bezeigen. Ein Virtuose, der in seinen Umständen un-

glücklich zurückgekommen war, wünschte sich durch ein Konzert aufzuhelfen, allein die Aussichten blieben sehr ungünstig, und Louis, auf dessen Fürsprache gerechnet wurde, sah nur geringen Ertrag voraus. Da fiel ihm plötzlich ein, daß er doch helfen könne. „Kündigen Sie an, daß ich eine Klaviersonate in dem Konzert spielen werde," rief er, und der Erfolg war glänzend; um den Prinzen zu hören, strömte alles herbei. Ueberdies erregte die Genialität seines Spieles allgemein die größte Bewunderung. Und so mächtig war der Geist in ihm, so rüstig und willig die körperliche Natur, daß er nach einer durchschwärmten Nacht, am frühen Morgen heimkehrend, anstatt auf ein Ruhelager hinzusinken, sich zum Klaviere setzen und stundenlang herrlich phantasiren konnte, in der Begeisterung schöpferischer Kunst die wüsten Eindrücke auslöschend und die Sinne zu neuer Lebensfrische erhebend. Aber auch in andern Richtungen suchte sein Geist edle Nahrung. Er war unermüdlich in allem was das Kriegswesen betraf, suchte lehrreiche Gespräche mit unterrichteten Offizieren, ließ sich leutselig mit den Soldaten ein, und war für jede neue Anschauung und Kenntniß offen, die sich ihm aus der bewegten Welt erhob. Er lernte wenig aus Büchern, aber kein Gegenstand berührte ihn, dem er nicht eine höhere Seite abgewann, denn in allem Strudel des Lebens hatte er etwas schweigsam Beobachtendes und Nachdenkliches, sein hoher Blick schweifte ahndungsvoll über die ihm dunklen Gebiete, und manche waren ihm hell, von denen man es nicht vermuthete. Wo er einen

Mann von Geist, von eigenthümlichem Sinn und Verdienst antraf, ja wenn er letzteres auch nur auf Glauben annehmen konnte, da näherte er sich mit Wißbegier und Hochachtung. Und dieser Jüngling, der so entgegengesetzte Eigenschaften vereinigte, war erst zwanzigjährig!

Der Feldzug des folgenden Jahres 1793 war für die Kampfeslust ergiebiger. Die Belagerung von Mainz, welche unternommen wurde, gab häufige Gefechte, hielt die Wachsamkeit täglich gespannt. Prinz Louis hatte auch hier wieder zunächst seine edle Menschlichkeit zu zeigen. Er lag im Chausseehause bei dem Dorfe Marienborn im Quartier. Unter seinen Fenstern war ein Vorspannsbauer im Gedränge vom Pferde gesunken, und ein Packwagen ihm über den Fuß gefahren. Es sammelten sich Leute genug, allein niemand brachte dem Wehklagenden thätige Hülfe. Da eilte der Prinz hinab, hob mit starken Armen den Bauer auf seine Schultern, trug ihn auf sein eignes Bett, schickte nach Wundärzten, und ließ ihn bis zur völligen Herstellung verpflegen. In der Nacht vom 30. zum 31. Mai machten die Franzosen mit starker Macht einen Ausfall gegen Marienborn, und da sie gute Kundschaft und den Vortheil der Ueberraschung hatten, so drangen sie lebhaft vor; Prinz Louis wurde durch plötzliche Schüsse, die ganz in seiner Nähe fielen, geweckt, sah die Franzosen in das Haus dringen, und mußte sich halb angekleidet zuerst auf das Dach retten, von wo er dann in der Dunkelheit leicht wieder zu den Seinigen gelangte.

Der Herzog von Weimar an der Spitze der Reiterei, Prinz Louis mit den beiden Fußregimentern Wegener und Thadden, warfen sich darauf dem Feinde herzhaft entgegen, und trieben seine durch den unvermutheten Widerstand nun stutzig gewordenen Schaaren mit großem Verlust auf die Festung zurück. Das Gefecht dauerte anderthalb Stunden, und Louis überwältigte mehrere einzelne Trupps, die sich halten wollten, indem er mit dem Degen in der Faust seinen Soldaten voran auf sie einstürmte. Aus einem versprengten Trupp, dem er zurief, das Gewehr zu strecken, antwortete ihm ein Flintenschuß, der ihn am Fuße streifte. „Das sollst du büßen!" ruft er im Schmerz aus, und seine Begleiter dringen an. Augenblicklich ist der Trupp entwaffnet, aber der Prinz befiehlt, des Thäters zu schonen; man solle ihn nur hindern, sagte er, schon launig, daß er ihn nicht auch in's andre Bein schieße!

Für die Gefangenen war immer gleich sein Mitleid rege, für die Verwundeten und Kranken bewies er die eifrigste Fürsorge. Am 14. Juli waren österreichische Plänkler gegen eine feindliche Stellung vorgerückt, mußten aber nach einem scharfen Gefecht wieder weichen, da ein Schwarm Franzosen, gedeckt im Rücken, lebhaft vordrang. Prinz Louis war zugegen, und sah mit Verdruß durch die wohlgezielten Schüsse des Feindes manchen braven Kämpfer an seiner Seite fallen. Ein Soldat des Regiments Pellegrini wird im Zurückweichen getroffen und sinkt, ruft aber den Kammeraden zu, sie möchten ihn doch mitnehmen. Diese jedoch haben keine

Zeit, der Feind drängt stärker heran, und schon liegt der Unglückliche mehr als vierzig Schritt zurück, dem Feinde schon näher als den Seinen. Louis ermuntert die Nächsten, jenen doch zu holen, er bietet große Belohnung, allein der Feind ist zu sehr im Vortheil, seine Schüsse fallen dichter, und niemand will sich in den eben verlassenen Zwischenraum zurück wagen. Da entschließt sich Louis, kühn schreitet er durch den Kugelregen bis zu dem Verwundeten, packt ihn auf, und bringt ihn glücklich herüber, obgleich die Franzosen alle Schüsse auf ihn richten. Diese That machte in dem ganzen Heere außerordentliches Aufsehn, besonders bei den Oesterreichern, die den Namen des Prinzen mit Begeisterung nannten; die Generale und Offiziere bewiesen ihm die größte Zuneigung, die Soldaten jauchzten ihm entgegen, so oft er sich blicken ließ. Bildliche Darstellungen wurden im Heere und vom Volke begierig gekauft. In Berlin lieferte der Hofmedailleur Abramson eine Denkmünze. Der König beförderte den Prinzen zum Generalmajor.

Zwei Tage später, in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli, sollte eine feindliche kleinere Schanze, welche der sogenannten welschen Schanze vorgeschoben, den Fortschritten der Belagerer sehr hinderlich war, mit Sturm genommen werden. Prinz Louis erbat sich die Gunst, diesen Angriff zu befehligen. Sie wurde ihm gewährt. Die Schanze war sehr gut vertheidigt, besonders auch durch Reiterei, welche im nöthigen Augenblick aus sichrem Hinterhalt auf günstigem Boden vorsprengte.

Prinz Louis erhielt daher Reiterei und Fußvolk, ließ durch jene die feindlichen Reiter zurückwerfen, und er selbst an der Spitze der Grenadiere von Manstein stürmte die Schanze, er war der erste, der sie erstieg, mit gefälltem Bajonet folgten seine Grenadiere, die sein Beispiel begeisterte. Ein Versuch des Feindes, die Schanze wieder zu nehmen, wurde zurückgeschlagen, und der Posten behauptet. Prinz Louis aber war durch eine Kartätschenkugel am Schenkel verwundet, und dadurch für einige Zeit kampfunfähig.

Er wurde zu Schiff nach Mannheim gebracht, wo er seine Heilung abwarten sollte. Der österreichische Gesandte Fürst von Reuß, der dem preußischen Hoflager in's Feld gefolgt war, machte dem Prinzen, den er schon sehr gut kannte, hier seinen Besuch. Er sprach ihm mit Entzücken von der Heldenthat, die er als Krieger und Mensch durch Rettung jenes österreichischen Soldaten verübt, er schilderte ihm den Eindruck, welche sie in dem ganzen Heere, am Hof des Kaisers und in der Hauptstadt gemacht, er ließ den Wunsch blicken, der Prinz möchte unter so glücklichen Umständen in österreichische Dienste treten, wo ihm die glänzendste Laufbahn eröffnet sei. Der Prinz dankte lebhaft für die gute Meinung und Absicht, allein erwiederte mit Lächeln, ein preußischer Prinz dürfe nur in Preußen dienen, das sei seit dem großen Kurfürsten unverbrüchliche Regel, und er am wenigsten werde sie brechen, ja, wenn ihm ein fremder Thron angeboten würde, dürfte er noch zweifelhaft sein, ob er ihn annähme, und

in keinem Fall anders, als wenn auch das Beste des Vaterlandes damit übereinstimme. Seine Schenkelwunde war nicht gefährlich, aber sehr unbequem, und machte ihn sehr ungeduldig. Als die Heilung schon in gutem Gange war, konnte er sich nicht mehr ruhig halten, warf sich hin und her, raffte sich von dem Lager auf, und hopste halbnackt auf dem gesunden Beine mit allerlei Possen im Zimmer umher. Plötzlich hieß es, der König komme. Den ehrenvollen Besuch mit Anstand aufzunehmen, warf sich Louis schnell unter das Deckbette, nahm eine ordentliche Lage, sein Mohr stand ihm zu Häupten mit einem Pfauenwedel zur Abwehr der Fliegen, und so empfing er den hereintretenden König ernst und schicklich, vernahm dessen Beileid und Tröstung mit gebührender Dankbarkeit, und führte ruhig und gehalten die angemessenste Unterredung. Kaum aber war der König fort, und er mit seiner früheren Gesellschaft wieder allein, so fingen auch die Thorheiten und Wagnisse wieder an, denen kein Einhalt mehr zu thun war.

Als nach erfolgter Uebergabe von Mainz später auch Goethe den Prinzen in Mannheim besuchte, fand er ihn wohlgemuth, doch von seiner Wunde noch nicht völlig hergestellt, und voll Begierde, bald möglichst an den weiteren Kriegsereignissen Theil zu nehmen, denen sich nunmehr ein neuer Schauplatz eröffnen mußte.

Nach seiner völligen Herstellung nahm auch Prinz Louis auf kurze Zeit sein Quartier in Mainz. Der junge Krieger hegte solche Achtung für die Wissenschaften, und war schon damals der Namen, welche durch sie

geehrt werden, so kundig, daß, als er hörte, Georg Forsters Haus stehe verlassen und sei um so mehr der Plünderung ausgesetzt, als das Volk gegen alle Revolutionnairs und Klubbisten Rache brüte, er sogleich Befehl gab, eine Schutzwache dort hinzustellen.

Im Feldzuge des Jahres 1794 finden wir das Bild des Prinzen ein paarmal von der ritterlichen Hand Fouqué's aufgefaßt, der als Kornet in jener Zeit seine ersten Kriegsdienste that, und dessen edler Sinn wohl geeignet war, einen Helden zu würdigen, der zwar gezeigt hatte, wer er sei, aber noch nicht, was er zu leisten im Stande wäre. Fouqué giebt uns in harmloser Traulichkeit folgende ansprechende Erzählung:

„In der Nacht vom 22. auf den 23. Mai rückte unser Regiment aus dem niedlichen Oertchen Grünstadt in der Pfalz vorwärts, um den bei Meckenheim aufgestellten Feind mit anzugreifen, wenn's sein könnte, überfallen zu helfen. Die Neuheit eines Nachtmarsches ließ lange keine Müdigkeit in meine Augen kommen. Minder noch der Gedanke, nun geht es dem herrlichen Prüfungsschauplatze entgegen, und morgen um diese Zeit, wenn du überhaupt noch da bist, kannst du dich rühmen: Auch ich habe mit im Feuer gehalten und ausgehalten als ein erprüftes Ritterkind!" — —

„Ich ritt hinter meinem ehrwürdigen Obristen, der mich einstweilen zum sogenannten Galopin oder zweiten Adjutanten erkoren hatte, theils weil ich Unerfahrener noch zum eigentlichen Zugführer nicht zu gebrauchen war, theils auch wohl that er's, um deutlich zu sehen,

was ihm da eigentlich an Kriegsfähigkeit und Kriegesmuth für ein Subjektlein in das Regiment hereinbescheert worden sei."

„Ich aber verehrte selbigen Obristen, ob er gleich für meine Begriffe von Eleganz einen viel zu langen Zopf am Hinterhaupte trug, dennoch in ehrerbietiger Scheu als einen donnernden Jupiter. Welche Verwunderung nun, als ein hochschlanker Jüngling auf edlem Rosse — so viel ließ sich in den Nachtumrissen erkennen — an den furchtbaren Zeus heranritt, und ihn mit: „lieber Obrist!" anredete, und ihn ganz unbefangen versicherte, an eben dieser Stelle müsse die Infanterie vorgezogen werden, er aber, der liebe Obrist, irre sich! — Ein Wetterstrahl meines Jupiter, dachte ich, müsse alsbald den frevelnden Titanensohn in sein Nichts zurückschmettern. Aber dem geschah nicht also, sondern der liebe Obrist kapitulirte ganz liebreich mit ihm. „Wer ist der Mensch?" flüsterte ich in das Ohr eines Adjutanten und hätte fast hinzugesetzt, — wenigstens in meinem Innern klang es so —: „hat ihn ein Weib geboren?" —

„Es ist Prinz Louis Ferdinand;" kam die ganz einfache Antwort zurück, und nun ward mir auf Einmal alles klar, und meine Seele lauter Gluth. Hatte ich ja doch von diesem jungen Achilles des Heeres schon so viel Herrliches vernommen! Seine kühne Fröhlichkeit, seine siegbringende Verwundung vor Mainz im vorigen Jahr, sein allwärts begeisterndes Voranfliegen auf Sieg und Tod! — Früher noch hatte ich ihn einmal in einer

Hofumgebung erblickt: ich Knabe damals noch, er ein werdender Jüngling nur. Und nun dem edel aufleuchtenden Gestirn so nah in der uns allen so ernst vorbereitenden Nacht! — Hätte nicht mein Obrist und Zeus dazwischen gehalten, — wer weiß: hätte ich nicht an den preußischen Achilles ein paar kühne Worte gewagt, und wer weiß, wie er sie aufgenommen hätte: vielleicht etwas hochfahrend, vielleicht sehr gut! Wie es nun einmal die Art solcher gewitterdurchblitzten jungen Heldenseelen ist. — Aber nein! Auch ohne meinen Zeus hätte ich wohl geschwiegen. Wohlgezogenheit und Stolz hielten mich gleichermaßen von solchen Uebereilungen fern. Hin flog mein fürstlicher Stern vorwärts durch die Nacht, und langsam und ernst rückten unsre Reitergeschwader nach." — —

„Was unser dasmaliges Gefecht betrifft, — es stand. — Lebhaft beschossen wir einander, Neufranken und Altpreußen, und hatten uns auch schon hin und her in kühneren Angriffen versucht, ohne daß einer von beiden den rechten Punkt zum Anfassen finden konnte."

„Da geschah, was in solchem Verhältniß wohl öfters nach dem Verlauf einiger heißen Stunden zu geschehen pflegt. Beide Partheien begaben sich wie in's Ausruhen; keinesweges verabredet, aber das Geschützfeuer ließ nach, die Reiterei saß zum Theil ab, und nur Tirailleurs und Flankeurs trieben sich als eine Art von Interims-Bevollmächtigten mit einzelnem Knallen und Waffenblitzen zwischen den Massen herum, während diese neue Kräfte sammelten zu entscheidenderm Ringen." —

„Mein wackerer Obrist ritt zum Anführer des Korps, dem damaligen Erbprinzen von Hohenlohe, ihm zu melden, was bisher das Regiment an Leuten und Pferden verloren habe, und über sonst anderes unmittelbare Befehle von ihm einzuholen. Es war dies der als Fürst von Hohenlohe nachher wegen der Kapitulation von Prenzlau so viel gescholtene, auch nicht mit Unrecht getadelte Feldherr. Wer ihm aber einen irgend unwürdigen Beweggrund seiner Handlungen unterzuschieben vermochte, hat gewiß nie in schöneren und glückbestrahlteren Zeiten unter ihm gefochten, dem freundlichen, frisch entschlossenen, an seine eigene Gefahr nie denkenden, vielmehr sein Leben oft allzu rasch in's Spiel werfenden Heerführer!"

„Heiter stand er auf von dem augenblicklichen Ruheplatz, welchen er mit seinem Gefolg eingenommen hatte, und ging dem braven Obristen ein paar Schritt entgegen. Ein Gespräch über die Stellung des Feindes erhob sich, woraus ich wohl abzunehmen vermeinte, wir beständen hier eigentlich den Feind mehr, um ihn von einer Unterstützung des bei Kaiserslautern vom Feldmarschall Möllendorf angegriffenen Hauptpostens abzuhalten, als um unmittelbar Entscheidendes in's Werk zu richten. Doch wollte der Erbprinz gern den Scheinangriff zu wirklichem Erfolg erhöhen, und dazu war uns vorzüglich das gegenüberliegende Dorf Meckenheim im Wege, durch einen breiten Wiesenbruch und schmal überhinführenden Damm von uns getrennt. — „Ja, wenn wir Meckenheim weg hätten," — hieß es ein- oder ein paarmal."

„Da erhob sich aus dem schon hochaufgeschossenen Frühlingskorn, worin er bisher schlummernd gelegen hatte, ein hoher schlanker Jüngling mit verwildert dunklem Gelock, und sprach mit tief wohllautender Stimme zum Feldherrn: „Geben Sie mir das brave Infanterieregiment Romberg, und — mein Wort darauf — ich nehme das Dorf!" — Lächelnd entgegnete der Feldherr: „Der mögliche Vortheil ist nicht entscheidend genug, um so gar vieles dran zu setzen, lieber Prinz." — Und unwillig verstummend tauchte die Jünglingsgestalt wieder unter die Frühlingshalme zum Schlummer unter. Es war abermal Prinz Louis Ferdinand gewesen." —

„Laßt mich bis jetzt bei ihm verweilen, bei dem großen herrlichen Fürstenjüngling, wie ich ihn später an andern Tagen wiedersah, und mag das Gefecht von Meckenheim nun für uns weiter gehen, wie es wollte und konnte. Es ging einen Gang, wie viele Gefechte in der Masse der Kriegsgeschichten: nicht eben glänzend, nicht eben schlimm, ehrbar genug für die Geschwader, unentschieden, beinah gleichgültig für den Erfolg."

„So aber stand es nie um Prinz Louis Ferdinand. Für den war jeglicher Augenblick des Lebens bedeutungsvoll, und bedeutungsvoll jeder Augenblick seiner Erscheinung für den, welcher mit ihm in Berührung — sei es auch nur in die scheinbar entfernteste — gerieth. Unentschieden und gleichgültig war da nichts. Man konnte ihm vielleicht zürnen, aber bewundern mußte man ihn dennoch, und wer die Empfänglichkeit für heroisch

zündende Funken im Busen trug, mußte ihn lieben, auch selbst im Gefühle vielleicht nicht unbilligen Tadels gegen ihn. — So war er vor den Schaaren, so war er in des Tanzes, in aller Geselligkeit fröhlichen Reihen. Ob irgend jemand wagen darf, sein Leben zu beschreiben, weiß ich nicht. Am wenigsten weiß ich, wo er die Farben dazu hernehmen sollte: es sei denn, Wolkenschatten und Blitzeslichter und Nacht und Frühroth und andere ähnliche unmahlbare Dinge gäben sich ihm zur Ausführung seines Werkes dienstbar her."

„Aber so wird es wohl unabgebildet bleiben durch Worte, jenes früheste Heldengestirn meines Lebens, und so vieler andern Leben gewaltig vorleuchtendes Gestirn: Prinz Louis Ferdinand!" —

Noch Einmal erwähnt Fouqué des Prinzen Louis bei Gelegenheit eines munter durchfochtenen Tages, des 2. Juli 1794, wo sich der Sieg auf der Seite der Preußen gehalten hatte, und dem Prinzen ein Pferd unter dem Leibe erschossen worden war. „Hübsch war es anzusehen, sagt er, wie der blühende Held mit dem von der Kugel halb weggerissenen Ueberrock lachend umher ging."

Gleich wieder am 13. Juli, in dem Gefechte bei Edesheim, wo der damalige Oberst von Blücher mit seinen Husaren die feindliche Reiterei warf, drang Prinz Louis an der Spitze des Fußregiments Romberg gegen das starkbesetzte Dorf an, nahm dasselbe mit stürmender Hand, und der Feind wurde mit bedeutendem Verlust weit zurückgetrieben.

Der Krieg nahm bekanntlich eine unglückliche Wendung, und auf der Seite der Verbündeten häuften sich zu dessen Fortsetzung so große Schwierigkeiten, daß Preußen rathsam fand, der thätigen Theilnahme an den Feindseligkeiten zu entsagen, und seine Streitkräfte in Westphalen zum Schutze des nördlichen Deutschlands aufzustellen. Prinz Louis war nun schon Generallieutenant und Inhaber eines Fußregiments, das in Magdeburg seinen Standort hatte. Die Stimmung im Heere war sehr getheilt. Es gab angesehene Militairpersonen, die sich freuten, nicht mehr gegen Frankreich fechten zu müssen, welches ihnen, ungeachtet seiner für den Augenblick abschreckenden Gewalthaber, doch immer der richtigste Verbündete für Preußen zu sein schien; Andre dagegen sahen das Ausscheiden aus dem Kampfe gegen die Revolution als den größten politischen Fehler an, welcher einst bitter zu bereuen sein würde. Prinz Louis war ganz dieser letztern Ansicht, die auch von den Emigrirten mit Heftigkeit verfochten wurde, und bei den jüngern Offizieren durchaus vorherrschte. Er befand sich in dem Hauptquartiere des Feldmarschalls von Möllendorf, als dort von dem in der Nacht vom 5. auf den 6. April 1795 zu Basel unterzeichneten Frieden zwischen Preußen und Frankreich die erste Nachricht ankam. Laut sprachen sich viele Gesinnungen gegen diesen Vertrag aus. „Vorzüglich stark sprach dagegen — so wird uns im Leben des Geheimen Raths von Dohm berichtet — der junge Prinz Louis Ferdinand, der in angebornem Heldensinn, und in jugendlichem Feuereifer

für Preußens Ruhm, sogar so weit ging, in zahlreicher Gesellschaft, zum Erstaunen Dohms und vieler Anwesenden, zu wünschen, daß die Armee sich weigern möchte, den Frieden anzunehmen, da er dann selbst sich an die Spitze derselben stellen wolle. Ein solches Aufbrausen konnte den Beifall des besonnenen Staatsmanns nicht erhalten; auch glaubte Dohm, als er noch öfter den Prinzen gehört und selbst mit ihm geredet hatte, wahrzunehmen, daß dieser mit gewissen allgemeinen Sätzen, nach gewöhnlicher Art junger Leute, über Vorfälle und Ereignisse im wirklichen Leben aburtheile, und gern Aufsehn mache. Aber doch verkannte er nicht die vorzüglichen Talente desselben, und glaubte, daß er, bei guter Leitung, zu außerordentlichen Hoffnungen berechtigen werde." Man sieht, dieser Bericht kömmt von keinem Manne her, der zu günstig von dem Prinzen dachte. Jedoch trifft grade jener Vorwurf ihn persönlich minder stark, denn es war in dem damaligen preußischen Heere die Ungebühr dreisten Tadels und mißvergnügter Redensarten allgemein; ganz andere Männer noch, durch reifes Alter und hohen Dienstrang bedeutend, gefielen sich von jener Zeit her in Trotz und Unwillen, und wenn die Aeußerungen des Prinzen mehr bemerkt wurden, so geschah es besonders deßhalb, weil jedes auch mindere Wort in seinem Munde Nachdruck und Geist gewann. Seinen Verirrungen dieser Art lag doch nur ein zu starkes Erglühen pflichtgemäßer Gesinnung zum Grunde, und nie sind unbesonnene Worte zu strafbaren Handlungen auch nur im leisesten

Beginn bei ihm übergegangen. Ohnehin wurde dem kampflustigen, tapfern, für die Sache des Vaterlandes begeisterten jungen Prinzen unter Kammeraden nicht jedes Wort auf die Wage gelegt. Erst in der Folge, da man ihm eine Rolle andichten wollte, welche ihm niemals in den Sinn gekommen, und nachdem die Richtung, der er angehörte, sich unglücklich gewendet, haben dergleichen Aufwallungen eine Bedeutung erhalten sollen, die sie in ihrer Entstehung durchaus nicht hatten.

Die nächsten Jahre, wo die Preußen sich darauf beschränkten, im nordwestlichen Deutschland eine Demarkationslinie besetzt zu halten, während der Krieg zwischen den übrigen Theilnehmern lebhaft fortgeführt wurde, mußten freilich eine harte Prüfung für kampflustige, ungestüme Gemüther sein, deren das preußische Heer gar viele zählte. Wenn jedoch Prinz Louis als ein aufbrausender, unwilliger Krieger geschildert wird, so ist glücklicherweise damit seine ganze Erscheinung keinesweges ausgesprochen. Seine wahrhaft edlen und liebenswürdigen Eigenschaften, seine Großmuth und Menschenfreundlichkeit, sein höheres Geistesstreben, wirkten immerfort und gewannen ihm Achtung und Zuneigung. Wir können hievon ein bezeichnendes Beispiel anführen. In Lemgo lag eine preußische Besatzung von dem Regimente des Prinzen, und dieser kam deßhalb öfters dorthin zum Besuch. Der Vorsteher der gelehrten Schule daselbst, Prorektor Reinert, lebte in bescheidener Stille und dürftiger Zurückgezogenheit, der Prinz aber fühlte den trefflichen Mann bald heraus. Hören wir, was

Wilhelm von Blomberg, der wackre Biograph Reinerts, bei dieser Gelegenheit sagt: „Der Prinz war von der Natur mit reichen Gaben ausgestattet. Sein Geist war hingegeben allem Wissenswürdigen, allem Schönen. Wenn sein Rang und seine Jugend ihn mitunter im Strome der Welt, zumal der großen, zu reich und üppig gebotenen Vergnügungen hinriß, so war der Drang in ihm doch unverdorben und rein, und nie ließ er seinen Geist ohne Nahrung, welche die Einflüsse des Verderbens abhielt. Es war ihm nichts zu gering und zu niedrig, um sich darüber Aufklärung zu verschaffen. In den Wohnungen des Handwerkers theilte er zu Zeiten die Arbeit, um sich in die Fertigkeiten und die Weise der Handhabung solcher Gewerbe einzuweihen. Musiker, Künstler und Gelehrte bildeten, außer seinen militairischen Freunden, seinen nächsten Umgang, und er fühlte sich glücklich in eigenen Produktionen, die sein Genie ihm leicht und gelingend machte. Dabei trieb er eifrig seine militairischen Studien, und ein verdienter Heldenname schien ihm die Krone seiner Zukunft zu sein. Sein Gemüth drückte sich in der ausgezeichneten Form und Größe seines Körpers einnehmend und herrlich aus. Es war etwas Erhabenes und doch sehr Herablassendes in seinem Aeußern; liebenswürdig und kräftig zugleich, populär und fürstlich, gewann er sich Aller Herzen; selbst seine Schwächen und Ausgelassenheiten standen ihm wohl an, da eine ausgezeichnete Körperkraft ein immer blühendes Aussehen unterstützte. — Dieser Prinz lernte Reinert kennen, und gewann eine besondere Neigung für den seltenen Mann bei seinem ersten Zusammentreffen mit

ihm. Reinert wurde gleichfalls nicht durch die Schätzung seines hohen Ranges, sondern aus Neigung für seine Eigenschaften, lebhaft an ihn angezogen. Der Prinz unterhielt sich nun oft mit Reinert über wissenschaftliche Gegenstände, und entschloß sich, da er die Gelehrsamkeit Reinerts bald beurtheilte, bei ihm Unterricht im Griechischen zu nehmen. Er würde dies auch in Ausführung gebracht haben, wenn ihn nicht eine andere Bestimmung seines Regiments von Lemgo abgerufen hätte. — Reinert hatte den Prinzen so lieb gewonnen, daß dessen späterer Tod auf ihn den Eindruck machte, als habe er einen seiner nächsten Freunde verloren.“ — In der Würdigung des Prinzen ist ein Zeugniß wie dieses gewiß am wenigsten zu übersehen.

Nach Aufhebung der Demarkationslinie zogen die Truppen in ihre früheren Standorte zurück, Prinz Louis mit seinem Regimente nach Magdeburg. Auf der Citadelle daselbst lebte als Staatsgefangener Alexander von Lameth, bekannt aus der früheren Revolutionszeit. Obgleich von sehr entgegengesetzter politischen Denkart, machte Prinz Louis doch gern seine Bekanntschaft, erleichterte seine Lage, und schenkte ihm sogar sein Zutrauen. Der Aufenthalt in Magdeburg war jedoch nicht von Dauer. Die gewöhnliche Dienst- und Waffenübung konnte hier seinen schwungvollen Geist unmöglich befriedigen, er suchte größeren Lebensreiz und Zerstreuung in Berlin. Am Hofe war er eine glänzende Erscheinung, im Militair genoß er des höchsten Ansehens, ältere Generale ehrten ihn als einen Heldenjüngling, jüngere Offiziere wünschten sich ihm anzuschließen. Ihn aber

konnten auch diese gegebenen Verhältnisse nicht erfüllen; sein reger Geist, seine mächtigen Sinne bedurften neuer mannigfacher Gegenstände, und diese fanden sich allzuleicht, wenn gleich nicht immer würdige. Sein starker, kraftvoller Körper konnte jeder Anstrengung trotzen, und was Andern Ein durchschwelgter Tag und schlaflose Nacht, das that ihm oft kaum eine Reihe derselben. Nach diesem Maßstabe kann in ihm manche Uebertretung, die für Andere schon die äußerste gewesen wäre, noch als eine gewöhnliche betrachtet werden. Wie sehr indeß auch hier Ernst und Genuß bei ihm gesteigert und verbunden waren, schildert ein Emigrirter, der General Dampmartin, welcher in dieser Zeit als belehrender Gesellschafter von ihm aufgenommen wurde. „Sein langer Vormittag, erzählt dieser, war in mehrere Beschäftigungen vertheilt, deren keine unbedeutend war. Das Studium der höheren Mathematik begünstigte seine Arbeiten über die Kriegskunst, der er leidenschaftlich nachhing. Seine Lektüre in Bezug auf Litteratur, Geschichte und Philosophie, zeugte von gesundem Geschmack, von feinem Sinn und lebhafter Einbildungskraft. Der Uebergang von einem Buche zum andern pflegte der Musik Raum zu geben: er spielte das Fortepiano mit der Stärke eines ersten Meisters. Ich konnte nur bewundern und mich gerührt fühlen. Er trug alle Keime eines großen Mannes in sich. Die Gefahren des Krieges, die Fortschritte der Wissenschaften, der schönen Künste, und die großherzigen Gesinnungen, die ihm Gewohnheit waren, erglühten ihn zu heißem Eifer.

Acht Stunden, gewöhnlich unter großer Geistesanstrengung hingebracht, nöthigten ihn zu der doppelten Aushülfe der Vergnügungen und der Leibesübungen. Ich vermochte diese Lebensart nicht lange mitzumachen."

In den Leidenschaften des Prinzen Louis behielt immer eine bessre Seite die Oberhand. Seine Kampflust war stets großmüthig, und der heftigen Aufwallung folgte die mildeste Versöhnlichkeit, ohne irgend einen Groll. Das Spiel, dem sich die niedrigsten Antriebe so leicht verknüpfen, reizte ihn gar nicht, er machte die Wagnisse mit, weil es Wagnisse waren; eben so wenig war er dem Trunk ergeben, er trank in Zerstreuung und im Einflusse geselliger Aufregung, nicht aus Weinliebe, überhaupt war wohl selten ein Mensch, dem man es so sehr nachgesagt, wirklich so wenig berauscht. Den Hauptanlaß zu gegründetem Tadel gegen ihn gab seine Neigung gegen die Frauen. Aber grade diese Richtung, die zu völliger Rohheit sinken kann, erhebt sich eben so leicht in edle Regionen, und Prinz Louis hat dargethan, daß der zarteste Sinn für Liebe bis zuletzt in seinem Herzen bewahrt geblieben.

Hier seien überhaupt zwei Punkte ein für allemal festgestellt, zu welchen das Urtheil über den Eindruck und die Geltung des Prinzen Louis stets zurückkehren muß. Kein Mensch ist jemals in irgend einer Weise persönlich bedeutend und groß gewesen, ohne starke Sinnlichkeit; diese ist gleichsam das Lebensfeuer, welches alle andern Eigenschaften des Geistes und Gemüthes beweglich erhält; freilich ist ein Unterschied zwischen

gesunder Wärme und verzehrender Hitze; die Sinnlichkeit soll nicht herrschen, sondern der Sitte und Schönheit huldigen. Aber auch das Uebermaß bezeugt noch den Reichthum der Begabung, dessen Mißbrauch in unsrem Falle wenigstens eben so sehr ein Unglück heißen könnte, als eine Schuld. Die persönliche Gegenwart wirkte in diesem Betreff gewiß immer nur Theilnahme und Bedauern, niemals Verdammniß und Unwillen. Das Zweite, welches wir anzumerken haben, steht hiemit in nahem Zusammenhang. Die Tapferkeit ist ein Gemeingut, das kein Mann sich absprechen läßt; indessen giebt es eine Höhe des Muthes und der Todesverachtung, die das Unterscheidungszeichen des Helden ist, und überall Ehrfurcht und Bewunderung wirkt; auch hier kann Uebermaß und Verirrung eintreten, aber den guten Grund, aus welchem sie hervorgehen, wird man deßhalb nie verkennen dürfen, und die Krieger, gleich den Frauen, werden oft grade denjenigen für ihren Liebling und mit Recht erklären, den sie hinwieder zu tadeln Ursache haben.

Im Jahre 1797 befand sich Prinz Louis mit dem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten, der ihn sehr liebte und ihm vieles nachsah, in Pyrmont, wo der unheilbar erkrankte Monarch vergeblich Genesung zu finden hoffte. Nebst andern hohen Personen hatte sich auch der Prinz Adolph von England dort eingefunden; jung, schön und lebhaften Geistes, konnte er in manchem Betracht wohl als ein Nebenbuhler des Prinzen Louis auftreten; er wurde es bei einer schönen Dame, der jeder ausschließlich huldigen wollte. Schon wollten

beide Prinzen zum Degen greifen, und den Zweikampf ihre Ansprüche entscheiden lassen, als noch zu rechter Zeit eine hohe Vermittlung zwischen sie trat und ihren Streit beilegte.

Die ungeordnete Lebensweise des Prinzen mußte in der Folge um so mehr auffallen, als der Hof in dem jungen Königspaar, welches im Jahre 1797 den Thron bestieg, ein hohes Vorbild häuslicher Tugend und reiner Sitte zeigte. Zu den ärgerlichen Geschichten, und den noch oft schlimmern Erzählungen, welche sich an den Ruf des Prinzen hefteten, kamen bald noch andre Nachtheile, die für ihn sehr ernst und fast verhängnißvoll wurden. Von Jugend an freigebig, zum Aufwande geneigt, des Geldes bedürftig und seiner nicht achtend, weder voraus= noch nachrechnend, sah er sich frühzeitig über die Gränze der ihm zugemessenen Mittel hinaus getrieben. Er machte Schulden, leichtsinnig, arglos, wurde mißbraucht und betrogen, ging im drängenden Augenblicke jede Bedingung ein, und gerieth in ein Gewirr von Verlegenheit und Störung, das ihm fortan als unselige Lebensplage beigesellt blieb. Auch dieses Uebel war schon mehrmals in Ausbrüchen zu Tage gekommen, welche höchst anstößig wurden. Da das Beispiel des Prinzen, sein ungebundenes und rücksichtsloses Treiben, eben so verführerisch als lästig wirkte, so schien es nöthig, ihn zu den angemessenen Schranken seines nächsten Berufs zurückzuführen, und er empfing den Befehl, sich in Magdeburg bei seinem Regiment aufzuhalten.

Nur kurze Zeit konnte er hier ausdauern, der Langenweile zu entfliehen, und seinem unruhigen Drange neue Gegenstände zu finden, machte er einen Ausflug nach den Hansestädten. In Bremen sah den Prinzen um diese Zeit Dohm wieder, und bewunderte auf's neue dessen Kenntnisse und Talente, stimmte aber doch im Ganzen seine Meinung über ihn sehr herab, „überzeugt, daß ohne innre Haltung und ein erhebendes Bewußtsein, welches vom würdig Vollbrachten zu dem noch zu Vollbringenden geleitet, der Mensch nicht wahrhaft Großes zu leisten vermöge." Die Unzufriedenheit des jungen Mannes, „der nicht an seinem rechten Platze zu sein, sich nicht gehörig erkannt und seiner würdig beschäftigt glaubte", und dafür in einem wüsten Leben Ersatz suchte, war dem achtungswerthen, aber pedantischen, und seine eigne Unzufriedenheit zu verbeißen gewohnten Geschäftsmann ohne Zweifel zu anmaßend und erschreckend.

Schlimmer noch für den Ruf des Prinzen Louis wurde der Aufenthalt in Hamburg. In einer so vielbeschäftigten, bei üppigen Reichthümern doch immer auf Fleiß und Ordnung gegründeten Volksmenge pflegen sich zu bloßem Genußleben und Müßiggang meist nur zweideutige und wohl gar mißachtete Personen auszusondern. In solche Gesellschaft mußte der Prinz nothwendig zuerst gerathen. Allzu leicht nahm er jeden sich Herandrängenden auf; er zeigte sich an öffentlichen Orten mit Leuten, denen er sich besser entzogen hätte. Man trug sich mit Berichten von allerlei Aergernissen. Es

half nichts, daß der Prinz seine guten und ernsten Stunden höheren Interessen widmete, die Weltbedeutung des Ortes einzusehen strebte, mit unterrichteten Männern die gründlichsten Gespräche führte, den Dichter Klopstock zu ehren bemüht war; er selber rühmte sich dessen nicht, die Betheiligten sprachen davon höchstens in bescheidner Stille. Doch die abentheuerlichen Vorgänge, die Einfälle des Uebermuths und Handlungen der Thorheit, waren im Munde alles Volks. Um das fortgesetzte Aergerniß, welches der Ruf auch in Berlin noch gehässig ausbreitete, endlich aufzuheben, war kein anderes Mittel, als den Prinzen, auf dessen Gehorsam für schriftliche Befehle schon nicht mehr zu rechnen schien, durch einen persönlich Beauftragten abholen zu lassen. Der Oberst von Massenbach vollführte diesen Auftrag ohne Schwierigkeit, Prinz Louis selber war jenes Treibens längst überdrüssig.

Bei Magdeburg fand eine Revue Statt, welche durch die Anwesenheit französischer Generale und Staabsoffiziere als eine besondere Merkwürdigkeit betrachtet wurde, Prinz Louis vorzugsweise hatte sich mit diesen Fremden zu beschäftigen. Er mußte manchen Widerwillen überwinden, empfand aber auch manche Anziehung. Die kriegerische Bildung der Franzosen erschien ihm höchst bedeutend; der fröhliche Muth und heitre Sinn, welcher ihn ehemals an den Emigrirten erfreut hatte, zeigte sich in diesen Zöglingen der Freiheitskriege mit strengerer Tüchtigkeit gepaart, und Prinz Louis fand sich zu mannigfachen Vergleichungen hingezogen,

zu nachdenklichen Erwägungen und forschenden Blicken in eine verhüllte Zukunft. Aber je vortheilhafter im Ganzen das französische Kriegswesen ihm erschien, desto mehr durchdrang ihn die Empfindung, daß eine fremde, eine feindliche Macht in Deutschland nicht Fuß fassen dürfe, desto lebhafter fühlte er für Preußen die Aufgabe, zum Kampfe hervorzutreten. Die Franzosen ihrerseits waren dem Prinzen bald gewogen, sie hielten sich gern zu ihm, seine Leichtigkeit des Lebens und Umgangs gab ihnen Behagen und Zutrauen. Als er einst in grüner Jacke nachlässig mit französischen Generalen im Garten vor seinem Fenster stehend plötzlich die Nachricht erhielt, der König komme, darauf, anstatt drei Schritte davon die Thüre zu gebrauchen, mit einem Satze zum Fenster hinein voltigirte, und augenblicklich, wie durch Zauber, in voller Uniform würdig und ernst hervortrat, glaubten jene diesen Zug als einen der im besten Sinne ganz ihrer Nationalität würdig sei, rühmen zu dürfen.

Als ein Beispiel seiner muntern und gütigen Sinnesart, die jeder menschlichen Schwäche nachsichtig, und doch wieder überlegen war, diene noch folgender scherzhafte Zug. In Magdeburg besuchte er einmal mit einer ganzen Gesellschaft die Kunstübungen englischer Reiter, und gab, als der Teller zum Sammeln umherging, für sich und seine Gesellschaft ein Goldstück, was den Umständen nach weder zu verschwenderisch, noch zu karg sein mochte. Ein kleiner eleganter Kaufmann, der dicht dabei stand, wollte die Gelegenheit den Königlichen Prinzen zu überbieten, nicht vorbeilassen, und gab mit

auffallender Art zwei Goldstücke auf den Teller. Einer von des Prinzen Gesellschaft machte diesen auf die Hervorthuung des kleinen Kaufmanns aufmerksam; der Prinz aber zog sogleich den Hut ab, und sagte, mit einem lachenden Blick auf das Gold, gleichsam betroffen: „O davor habe ich den größten Respekt!"

Abwechselnd wieder in Berlin nahm Prinz Louis in vollem Maße an allem dortigen Leben Theil. Eine vielseitige Geistesregsamkeit hatte sich bedeutend ausgebreitet, die gesellige Bildung war zu hohen Stufen gediehen, sie führte in ihrem Verkehr Stücke gediegensten Gehalts. Gentz, Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Schleiermacher, Fichte, Bernhardi, lebten hier; die auffallendsten Ansichten, die kühnsten Meinungen über Kunst, Wissenschaft und Leben wurden zu Tage gebracht. Der Prinz kannte diese Männer zum Theil genau, ihre Vorlesungen, ihre Gespräche zogen ihn an. Gustav von Brinckmann und Major von Gualtieri vermittelte die Litteratur mit der Diplomatik und dem Hofe; der General von Phull, die Obersten von Scharnhorst und von Massenbach standen im Kriegswesen als wissenschaftlich und gebildet voran. Auch Heinrich von Bülow ist hier zu nennen, dessen bittre Tadelschriften die Einrichtung der Heere und die Führung des Krieges durchaus umwandeln wollten, und von dem der Prinz witzig urtheilte, er sei wie ein Donnerwetter, er führe Blitze, aber auch vielen Wind mit sich. Später kam Johann von Müller in diesen Kreis; dann ein Besuch Schillers, welchen der Prinz sogleich zu sich lud und mit liebreicher Aufmerksamkeit bewirthete.

Johann von Müller schrieb am 23. Februar 1804 an eine Dame nach Oesterreich: „Ich habe ein langes Gespräch mit dem Prinzen Louis gehabt. Ich war überhaupt sehr davon bezaubert: er ist einer der schönsten Männer; er weiß mehr, als ich erwartete, (und hätte er's auch nur eine Stunde vorher gelernt, immer wäre es viel, so gut aufzufassen und so natürlich anzubringen was er von Tacitus, Suetonius, Julianus, und von vielen alten und neuen Büchern sagte); er hat viel Geist und Energie, ganz gewiß. Er ist ein Mann, der in Zeiten der Noth dem Könige und dem Staate solche Dienste leisten wird, wie der große Friederich sie von Heinrich erfuhr; er hat unendliche Hülfsmittel in sich: möchte er nur stets von Leuten umgeben sein, dies für den König und das Vaterland wie ich denken; die ist ein wichtiger Punkt bei einem Karakter wie der seine; Wissen und Geist haben großes Gewicht bei ihm, und ich würde nie glauben, daß er irgend etwas unternähme, was er von Personen mißbilligt sähe, deren Zustimmung ihm werth wäre."

Im Frühjahr 1804 kam Frau von Staël nach Berlin. Prinz Louis war täglich mit ihr zusammen, und sein muthiger Geist und freier Sinn gefielen ihr sehr. Sie sagt von ihm: „Er war voll Feuer und Enthusiasmus, aber in Ermangelung des Ruhms suchte er zu sehr die Stürme, welche das Leben aufregen. Am meisten zuwider in Bonaparte war ihm dessen Art, alle diejenigen zu verläumden, die er fürchtete, und selbst diejenigen, die ihm dienten, in der Meinung herab-

zusetzen, um sie auf allen Fall besser in Abhängigkeit zu erhalten. Er sagte mir oft: „Ich erlaube ihm, zu tadeln; aber moralisch zu meuchelmorden, das empört mich.“ — Frau von Staëel erzählt ferner: „Ich wohnte in Berlin auf dem Kai der Spree, und mein Zimmer war gleicher Erde. Eines Morgens um 8 Uhr weckte man mich um mir zu sagen, daß der Prinz Louis Ferdinand zu Pferde vor meinem Fenster halte, und mich sprechen wolle. Sehr verwundert über diesen so frühen Besuch, eilte ich aufzustehn und ging hin. Er nahm sich besonders gut zu Pferde aus, und seine innre Bewegung erhöhte noch den Adel seines Gesichts. „Wissen Sie“, rief er aus, „daß der Herzog von Enghien im badenschen Gebiet aufgehoben, einem Kriegsgericht übergeben, und vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft in Paris erschossen worden ist?“ Welche Thorheit! erwiederte ich; sehen Sie nicht, daß die Feinde Frankreichs ein solches Gerücht ausstreuen? — „Da Sie zweifeln“, versetzte der Prinz, „so werde ich Ihnen den Moniteur schicken, wo Sie das Urtheil lesen werden.“ Mit diesen Worten ritt er fort, und der Ausdruck seiner Züge verkündete Rache oder Tod.“

Der Musik wurde fortwährend mit Lust und Erfolg die eifrigste Bestrebung gewidmet. Mehrere Kompositionen des Prinzen kamen zur öffentlichen Herausgabe. In Sinn und Liebe für diese Kunst, wie überhaupt in herzlicher Zuneigung, begegnete er sich mit seinem Schwager, dem edlen Fürsten Anton Radziwill. Die Kapellmeister Himmel und Dusseck waren unaufhörlich bei

dem Prinzen zu finden, der häufig mit ihnen zusammen spielte; Dusseck hatte sich ihm ganz angeschlossen. Doch die Art und Weise, wie diese Virtuosen sich gewöhnt hatten das Leben zu genießen, konnte nicht dazu beitragen, Ordnung und Maß in einem zerrütteten Haushalt herzustellen. Schon längere Zeit hatte eine liebliche, sanfte Neigung zu einem Frauenzimmer guter Herkunft den Prinzen Louis ernstlich eingenommen. Er schien dem unstäten Wechsel gern zu entsagen, und auf ein dauerndes Verhältniß einzugehen, besonders da er sich als Vater zweier Kinder beglückt fühlte. Sein unbewachtes Herz fiel jedoch unerwartet neuen heftigen Eindrücken und leidenschaftlichen Regungen anheim, deren Gewalt ihn wie durch Zauber gefangen hielt. Die Fähigkeit zu einer solchen Leidenschaft ist eine große und seltne Gabe, gleich andern höchsten Auszeichnungen nur wenigen Menschen verliehen, und unter diesen den wenigsten zum Glück. Die Stellung der Umstände, frühere Verwickelungen, und gegenwärtige Unvereinbarkeiten, machten auch diese Leidenschaft zur Qual, und ließen mit scheinbar glücklichen die verzweiflungsvollsten Momente wechseln. An Ordnung und Zusammenhang der äußern Lebensverhältnisse war nun nicht mehr zu denken; die Verwirrung mußte von innen wie von außen zunehmen. Der Prinz hatte in der Friedrichstraße nächst der Weidendammsbrücke ein Haus gekauft, wo er mit den Seinigen eingerichtet leben wollte. Mehr noch reizte ihn die Zurückgezogenheit auf seinem Gut Schricke im Magdeburgischen, wo er die ihm erwünschtesten Tage

in ruhiger Einfachheit mit Jägern und Pächtern zubrachte. Allein es stand nicht mehr in seiner Macht, einer solchen Richtung zu folgen, die Forderungen des Lebens rissen ihn unwiderstehlich auf die andre Seite zurück.

Ein Ausflug, den er im Jahre 1804 nach Oesterreich und Oberitalien machte, kann auch als ein Versuch gelten, sich den Verwirrungen aller Art, die ihn daheim beängstigten, zu entreißen. Er lernte auf dieser Reise den Fürsten Karl von Schwarzenberg kennen, und schloß freundschaftliche Verbindung mit ihm, wie auch mit dem Fürsten Aloys von Liechtenstein und andern Oesterreichern; aus früherem Begegnen kannte er schon den Fürsten von Ligne, der in dieser Zeit an Frau von Crayen schrieb: „Die beiden liebenswürdigsten und ausgezeichnetsten Männer, nicht nur Deutschlands, sondern Europa's, der Herzog von Weimar und der Prinz Louis Ferdinand, sind Ihnen von ganzem Herzen zugethan.“

Nach seiner Rückkehr machten die Zeitumstände eine mehr und mehr politische Stimmung in Berlin vorherrschend. Es schien unmöglich, den Zusammenstoß mit der täglich drohenderen Macht des Kaisers der Franzosen zu vermeiden, es schien rathsam, das Unvermeidliche nicht länger hinauszuschieben. Prinz Louis sprach seinen kriegerischen Eifer laut genug aus, und als im Frühjahr 1805 ein neues Bündniß zwischen Oesterreich, Rußland und England gegen den Kaiser Napoleon zu Stande kam, mußte Preußen zur Theilnahme vielfach angereizt und bewogen sein. Nach der Verletzung des

preußischen Gebiets, welche die französischen Truppen in Franken begangen hatten, konnte man den Bruch für geschehen halten. Die preußischen Heere rückten in's Feld, doch hielten die siegreichen Fortschritte Napoleons in Oesterreich die Unterhandlungen noch schwebend. Prinz Louis war bei den nach Sachsen vorgerückten Truppen, und traf mit dem Herzog von Weimar zusammen. Hier sah er auch Goethe'n wieder, und ließ die Mißstimmung fallen, die er bisher theilweise gegen ihn gehegt. Er schrieb aus Gera hierüber an seine Geliebte nach Berlin: „Ich habe nun Goethe'n wirklich kennen gelernt; er ging gestern noch spät mit mir nach Hause, und saß dann vor meinem Bette, wir tranken Champagner und Punsch, und er sprach ganz vortrefflich! Endlich deboutonnirte sich seine Seele; er ließ seinem Geiste freien Lauf; er sagte viel, ich lernte viel, und fand ihn ganz natürlich und liebenswürdig. Grüß heute die Kleine von mir, und sag' ihr dies: dann bin ich ihr gewiß unter Brüdern dreitausend Thaler mehr werth!" Der Herzog erzählte nach vielen Jahren noch gern von dieser Zusammenkunft; er selber hatte sich früh zurückgezogen, die Andern aber tranken die ganze Nacht, „ungeheuer viel, sagte er, um die Wette, und Goethe blieb nichts schuldig, er konnte fürchterlich trinken!"

Während die kampflustigen Gemüther auf diese Art des Augenblicks harrten, der sie gegen den Feind führen sollte, nahmen die Angelegenheiten für Preußen plötzlich eine Friedenswendung. Der Minister Graf von Haugwitz brachte aus Napoleons Hauptquartier, wohin er

gesandt worden, Verträge zurück, nach denen Preußen sich mit Frankreich sogar auf bedenklichen Ländertausch einließ. Die Umstände waren gebieterisch, nachdem so weit gegangen war, konnte man nicht zurück, zum Kriege war der günstige Augenblick schon vorüber. Im preußischen Heere jedoch wollte man keine politischen Gründe gelten lassen, man fühlte nur die Bitterkeit getäuschter Hoffnung, man war ausgerückt, und sollte ohne Schwerdtstreich wieder heimziehen; Scham und Ingrimm durchglühten die Gemüther. Prinz Louis vor Andern hatte seine Rechnung auf den Krieg gestellt, der allein ihn aus der Unthätigkeit, aus den leidenschaftlichen Verwirrungen retten, und auf neue Bahnen des Ruhmes und Glückes führen konnte. Im Ausbruch seines Schmerzes hierüber konnte er unmäßig sein; die bittersten und dreistesten Reden war man von ihm gewohnt, bisweilen auch mischte sich gute Laune bei. Aus dem vereitelten Feldzuge rückkehrend kam der Prinz nach Halle, und aß bei dem Kapellmeister Reichardt in Gibichenstein zu Mittag. Hier wurde wacker getrunken und geschimpft. Um recht deutlich auszudrücken, wie schmachvoll schon die Allgewalt Napoleons gelte, rief Prinz Louis zuletzt: „Ja, wenn Bonaparte einmal ein Gericht Prinzenohren haben will, so sind meine — und er faßte sich an beide — in Gefahr, denn bekommen wird er sie!"

In Berlin war die Verstimmung am heftigsten und lautesten. Dem zurückgekehrten Grafen von Haugwitz wurden die Fenster eingeworfen; allgemein beschuldigte man die Offiziere des Regiments Gendarmen und auch

den Prinzen Louis dieser Verübung, doch ist gewiß, daß der letztere keinen Theil daran gehabt, eben so wenig, wie an der entgegengesetzten Veranstaltung, daß dem Minister Freiherrn von Hardenberg, welcher für den Krieg gesinnt war, aber deßhalb für den Augenblick aus den Staatsgeschäften scheiden mußte, bis zu seiner Abreise täglich unter seinen Fenstern militairische Abendmusik gebracht wurde. Sonst freilich standen jene Offiziere durch Sinnesart und Betragen in nahem Verhältnisse zu dem Prinzen. Woltmann in seinen Memoiren des Freiherrn von S—a, giebt davon diese lebhafte Schilderung: „Ein solches Gemisch von Bravheit und Dünkel, Biederkeit und verderbten Sitten, Bemühn um Eleganz des Benehmens und lautem tobendem Wesen, wie in den Offizieren der Gendarmen und Gardedükorps, läßt sich nicht beschreiben, muß man gesehen haben. — Ein Prinz im Königlichen Hause war gleichsam ein idealischer Repräsentant jener Offiziere, die sich als Repräsentanten des preußischen Offiziergeistes zeigten. Muthig bis zur Verwegenheit, mit glänzenden Eigenschaften so ausgestattet, als um sie bemüht; stolzer auf seine Persönlichkeit, als auf seinen Rang, und gleichwohl sehr stolz, ein Prinz von Preußen zu sein; ein berühmter Reiter und Tänzer; voll Talent für die schöne Kunst, die das glänzende Leben am meisten anspricht, die Musik; der Liebe stets ergeben, und die Wollust höher achtend als Reinheit der Sitten; freigebig und selbst großmüthig, und dabei nicht durch Rechtlichkeit gehemmt; für Kriegsruhm flammend, weniger für Kriegs-

wissenschaft, und gegen das neue Franzosenwesen, gegen den nicht fürstlich gebornen Machthaber Frankreichs von Verachtung so voll als von Grimm, war Prinz Louis Ferdinand für die Gendarmenoffiziere, und welche ihnen glichen, mit vollstem Recht das Ideal eines jugendlichen Helden und preußischen Offiziers. Was damals die öffentliche Stimme in Preußen hieß, darin war er der lauteste Tonangeber; und zu ihm gesellten sich verschiedenartige Elemente der Gesellschaft in Berlin, die alle den Haß wider die französische Regierung zum Attraktionspunkt hatten." In diesem Bilde sind gleichwohl manche Züge falsch, andre zu stark gefärbt. „Die Wollust höher achtend" ist ein schiefer Ausdruck; er war ihr ergeben, kann man sagen, indem er sie verachtete. Seine „Rechtlichkeit" war als Gesinnung streng und rein, der Leichtsinn ersieht nur nicht immer die Bedeutung und Verknüpfung dessen, was er begeht. Gegen den Machthaber Frankreichs hegte er Haß, aber nicht Verachtung; die großen Eigenschaften desselben erkannte er, nur statt ihnen sich zu beugen, wünschte er sie zu bekämpfen. Woltmann erzählt dann weiter, wie Johann von Müller sich in dieser Gesellschaft ausnahm, wie er sich die unanständigsten Späße von dem Prinzen habe gefallen lassen. Das kann wohl sein; denn Müller hatte Schwächen, welche den Muthwillen unwiderstehlich anreizen konnten! —

Die Spannung war zwischen Preußen und Frankreich durch die geschlossenen Verträge nicht aufgehoben, im Gegentheil steigerte sich das Mißverhältniß durch die

weiteren Verhandlungen, und die Willkühr und Falschheit, mit welchen Napoleon verfuhr, mußten endlich doch den Ausbruch herbeiführen, den man hatte vermeiden wollen. Der Sommer des Jahres 1806 ging in großen Aufregungen hin; Prinz Louis wurde von Gemüthsbewegungen aller Art umhergeworfen, doch sammelte er sich zeitenweise zu fester Aufmerksamkeit für die öffentlichen Dinge, und gedachte des Berufes, in welchem er früher oder später doch würde auftreten können. Er veranlaßte bei sich strategische Vorlesungen, welche der General von Phull mit Geist und Kenntniß hielt, und denen viele Offiziere beiwohnten, auch Johann von Müller, wie aus einem seiner Briefe hervorgeht.

Endlich, im September, rückte das Heer abermals in's Feld, diesmal versichert und entschlossen, mit den Waffen zu entscheiden. Prinz Louis, von gleicher Kampfbegier wie früher beseelt, war doch weit entfernt, in blindem Wahne den Sieg für gewiß zu halten. Seine Einsichten waren scharf, er wußte die Vortheile des Feindes zu würdigen, er kannte die Schwierigkeiten des zu führenden Kriegs. „Ich wünsche den Krieg, sagte er, weil er nöthig ist, weil er das Einzige ist, was uns übrig bleibt, weil die Ehre ihn fordert; aber ich weiß sehr gut, daß wir auch unterliegen können.“ Der allzu großen Zuversicht seiner Mutter, der Prinzessin Ferdinand, welche alles Preußische für unerschütterlich hielt, setzte er die lebhafte Anrede entgegen: „Liebe Mutter, denken Sie denn, das könne niemals anders sein, es werde immer getrommelt werden, wenn Sie

aus dem Thore fahren? Sie fahren einmal spaziren, und es wird nicht getrommelt, glauben Sie mir's!" Nach wenigen Monaten war die Weissagung schon erfüllt. Auch Woltmann läßt ihm in diesem Betreff Gerechtigkeit widerfahren. Er sagt: „Ich muß hier hinzusetzen, daß der eigentliche Held der öffentlichen Stimme, Prinz Louis Ferdinand, nicht von dem blinden Stolz und Vertrauen auf Preußens unüberwindliche Waffen, womit viele Offiziere in den Krieg gingen, besessen war." Nur zwei Dinge waren ihm gewiß, daß er sich auf jeden Fall auszeichnen wolle, und daß er aus diesem Kriege nicht zurückkehren werde. Er ließ daher, ehe er in's Feld zog, sein letztes Vermächtniß aufzeichnen, und sorgte für das künftige Schicksal seiner Kinder und ihrer Mutter; aber ganz schien er außer Acht zu lassen, daß dazu, ihn als Feldherrn auszuzeichnen, seine Person allein nicht hinreichend war." Auch für seine Gläubiger war er besorgt, und suchte wenigstens die Berechtigung ihrer Ansprüche festzustellen; die eingereichten Forderungen von Handwerkern und Kaufleuten, welche augenblicklich zu befriedigen nicht möglich war, beglaubigte er durch seine Unterschrift, und schon im Felde, mitten unter kriegerischen Aussichten, ließ er sich dergleichen Fürsorge angelegen sein. Seine Schulden, zu dem Betrage von beinah einer Million Thaler angewachsen, sah er keineswegs als untilgbar an, und in der That würden ihm, wäre er am Leben geblieben, noch große Hülfsmittel zugeflossen sein.

Er hatte die Bestimmung erhalten, auf dem linken

Flügel des Heeres die Vortruppen anzuführen. In Leipzig hatte er eine Zusammenkunft mit den Generalen von Rüchel und Blücher, den tüchtigsten und ruhmvollsten des ganzen Heeres, mit denen er einen Todesbund einging, der sich an ihm alsbald erfüllen sollte. Beim weiteren Vorrücken gegen Franken, der böhmischen Gränze nah, machte er einen Ausflug nach Böhmen, sprach in Eisenberg den Fürsten Karl von Schwarzenberg wieder, sah den Fürsten Ferdinand von Kinsky, den Freiherrn von Tettenborn, und fand sich dann im Hauptquartier des Fürsten von Hohenlohe ein, welches inzwischen nach Jena vorgerückt war. Mit ihm waren seine Adjutanten, unter welchen Karl von Nostitz, ehemaliger Gendarmenoffizier, eine große Heldengestalt, voll Tapferkeit und Klugheit, ihm besonders ergeben und befreundet war. Auch Dusseck folgte ihm in's Feld, und manche Stunde der Ungeduld und Schwermuth wurde durch Musik gemildert. Mit dem Herzoge von Weimar kam er mehrmals zusammen, auch Goethen sah er am 3. Oktober noch, der ihn „nach seiner Art tüchtig und freundlich" fand.

Der Kaiser Napoleon zog inzwischen sein Heer bei Bamberg zusammen, die preußische Hauptmacht stand in der Gegend von Weimar und Jena; die Vortruppen, welche Prinz Louis befehligen sollte, hielten das Saalthal besetzt. Er selbst aber befand sich einstweilen in Jena, da der Fürst von Hohenlohe nach Erfurt zu einem Kriegsrathe berufen war, und der Prinz, als ältester General dieses Heertheils, dem Namen nach, die Stelle

von jenem vertrat. Die Zeit verging ihm hier in banger Erwartung. „Von innern Besorgnissen“, erzählt der Bericht eines Augenzeugen, „und einer Art bangem Vorgefühl ergriffen, daß bei der Sorglosigkeit, Verwirrung und geringen Spannung auf der einen, und der seltenen Verblendung und Verkehrtheit auf der andern Seite, uns die unternehmende Verwegenheit des Feindes leicht unvermuthet in's Verderben stürzen, ja daß uns vielleicht gar ähnliche traurige Schicksale betreffen könnten, wie vor einem Jahre die österreichischen Heere, lief der Prinz, voll Ungeduld die Rückkehr des Fürsten erwartend, auf dem Marktplatze von Jena auf und ab, und beklagte sich, mit der ihm eigenthümlichen Offenheit, laut gegen die ihm vertrauteren Personen, wie kränkend es für ihn sei, daß man so wenig Zutrauen in ihn setze, in so bedenklichen Augenblicken, wie die jetzigen, den Theil des Heeres, auf dem die Sicherheit des Ganzen beruhe, lieber ganz ohne Führer sich selbst und dem Schicksale zu überlassen, als sie seiner Obhut und Leitung anvertrauen zu wollen, da man doch wisse, daß ihm vier Wochen früher der Oberbefehl über die gesammten schlesischen Truppen bestimmt gewesen sei.“ Der Fürst kam in der Nacht zum 8. Oktober von Erfurt zurück, besuchte gleich den Prinzen, und hatte eine zweistündige Unterredung mit ihm. Seitdem war alle seine Munterkeit dahin, seine Hoffnung und sein Vertrauen schwanden, seine einzige Furcht war, die Gelegenheit zum Kampf und zum Tode zu versäumen. Er ging zu seinen Truppen nach Rudolstadt, und empfing den

Befehl, sich bei dem Vorrücken des Feindes in kein Gefecht einzulassen, sondern sich auf die Division des Generals von Grawert nach Orlamünde zurückzuziehen. Indeß war ihm gleichzeitig ein Entwurf mitgetheilt worden, wonach die Preußen über die Saale gehen, und den Feind angreifen sollten. Diesen Entwurf zu verwirklichen schien ihm schon werth, einige Gefahr und Verantwortung deßhalb zu übernehmen. Als nun die Meldung kam, die Franzosen zeigten sich, und schienen mit ganzer Macht anzurücken, vermochte der Prinz es nicht über sich zu gewinnen, ohne Kampf vor ihnen zu weichen. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, man müsse sich auf den Feind werfen, wo man ihn träfe, er fürchtete, wenn nicht er den Krieg anfange, würde es nie dazu kommen, er hielt es für eine Wohlthat, auf so viele Märsche, Anstalten, und Säumnisse endlich ein ernstes Gefecht folgen zu lassen. Ueberdies waren die Entwürfe, Absichten und Befehle der preußischen Feldherren in jenen Tagen so widersprechend, veränderlich und bedingt, daß einem Generale zunächst am Feinde wohl einige Wahl freistehen mußte.

Am 10. Oktober vor Tagesanbruch drängten die Vortruppen des unter dem Marschall Lannes über Gräfenthal herandringenden französischen Heertheils die preußischen Posten, die über Saalfeld hinaus standen, gegen diesen Ort zurück. Prinz Louis eilte auf diese Nachricht, und da er selber schon das Gewehrfeuer der Plänkler hörte, heiter und zuversichtlich mit sechstausend Mann von Rudolstadt gegen Saalfeld vor. Bald ent-

wickelte sich die Stärke des Feindes, sie betrug gegen dreißigtausend Mann. Die Preußen waren überall im Nachtheil, doch unterhielt der Prinz den Streit fünf Stunden lang. Er zweifelte nicht, daß der Fürst von Hohenlohe, den er benachrichtigt hatte, zur Unterstützung heran eilen würde. Bei den theilweisen Unfällen, welche gleich anfangs eintraten, zeigte er in einem hohen Grade, der bei seiner sonstigen Leidenschaft in Erstaunen setzte, gelassene Ruhe und besonnene Thätigkeit. Er führte die Reiter in's Gefecht, und gesellte sich zu dem Fußvolk, er ritt unter den Schützen umher, und ermunterte zur Ausdauer. Allein die Reiterei konnte die feindlichen Massen nicht hemmen, die zusammengeschossenen Bataillone mußten weichen, die Unterstützung kam nicht. Der Prinz wollte nicht zurück, auf einer Wiese ordnete er versprengte Jäger zu neuem Kampfe, die Franzosen drangen heran. Getümmel von Reitern und Fußvolk riß ihn mit fort. Um nicht gefangen zu werden, mußte er über einen Zaun setzen, aber sein sonst vortreffliches Pferd blieb mit dem einen Fuße hängen, ein feindlicher Reiter sprengte heran, und hieb den Prinzen in den Hinterkopf. Darauf stürzte ein Wachtmeister des zehnten französischen Husarenregiments, Guindé, der ihn als einen Befehlführer erkannte, auf ihn los, und rief ihm zu, er solle sich ergeben. Der Prinz antwortete durch einen Säbelhieb. Augenblicklich empfing er selbst einen Stich in die Brust; mit zwei tödtlichen Wunden hielt er sich noch eine kleine Strecke zu Pferde, geleitet von seinen herbeigeeilten Adjutanten, dem Hauptmann von

Valentini und dem Lieutenant von Nostitz, von welchen dieser auch schon im Arm verwundet war. Der Feind drängte heftig nach, der Prinz sank vom Pferde, und auf grünem Boden, am Ufer eines klaren Baches, gab er seinen Geist auf. Als er den Stich in die Brust bekam, soll er noch ausgerufen haben: „Est-il possible!“ Dann aber gab er weder Laut noch Zeichen mehr. Feindliche Husaren wütheten noch gegen den schon Todten. Mit dreizehn Hieb- und Stichwunden fand man ihn zerfetzt und nackt ausgeplündert.

So fiel Prinz Louis. Er hatte das vierunddreißigste Jahr noch nicht zurückgelegt. Aber sein kurzes Leben hatte für ihn genug Inhalt gehabt, er war mit der Welt fertig, und ihm wäre weiterzuleben immer schwieriger geworden. Hätte er die Erhebung des Jahres 1813 erleben können, so wäre ihm freilich ein großes Loos zugefallen; selbst ein französischer Schriftsteller meint, daß er die Lorbeeren Blüchers wenigstens getheilt haben würde. Ueber seinen Tod hat man gestritten. Man schrieb den üblen Ausgang des Gefechts nur seiner unzeitigen Kühnheit, seinem strafbaren Ungehorsam zu. Uns aber scheinen die Worte eines wichtigen Beurtheilers hier den richtigsten Aufschluß anzudeuten. In seinem Werke über die Thaten und Schicksale der Reiterei sagt nämlich Canitz: „Wohlunterrichtete Männer behaupten, der Tadel der Unvorsichtigkeit sei dem tapfern Prinzen ganz mit Unrecht gemacht worden. Er habe sehr gut gewußt, wie die Sache stand, und nicht unüberlegte Kampflust, sondern der ernste edle Entschluß, sich

für das Wohl des Ganzen aufzuopfern, habe ihn bestimmt, dem Gefecht bei Saalfeld nicht auszuweichen, in welchem er keinen Triumph suchte, aber ein ruhmgekröntes Grab fand."

Seine Leiche wurde von den Franzosen nach Saalfeld gebracht, und daselbst in der Fürstengruft beigesetzt. Die Herzogin von Koburg schmückte den Sarg mit einem Lorbeerkranz. Später wurden seine Ueberreste nach Berlin in die Domkirche gebracht.

Allgemein im Heere waren die Trauer und Bestürzung über seinen Tod, man sah ihn als ein Unglückszeichen an. Auch im Volke war die Theilnahme sehr groß. Die großen Schicksalsschläge, welche folgten, konnten diesen ersten nicht vergessen machen. Edle Dichterstimmen, Fouqué, Stägemann, haben sein Andenken noch lange nachher gefeiert. Seine Schwester, die Prinzessin Louise von Preußen, vermählte Fürstin Radziwill, ließ dem geliebten Bruder im Jahre 1823 an dem Orte, wo er fiel, durch Schinkel und Friedrich Tieck ein Denkmal errichten. Der Feind aber war durch seinen Tod nicht versöhnt. Napoleon verfolgte sein Andenken noch jenseits des Grabes. Als in Berlin die Geistlichkeit vor dem Kaiser erscheinen mußte, fuhr dieser, wie gegen die Königin, auch gegen den Prinzen Louis heftig los, und erzählte die unwahre Anekdote, derselbe sei mit dem Degen an der rechten statt linken Seite auf die Parade gekommen, und habe sich ent-

schuldigt, alles jetzt werde ja in verkehrter Weise gemacht. Der Kaiser fuhr in seinem Grimme fort: wenn Prinzen von Geblüt sich das unterstünden, so müßten sogar ihre Köpfe fallen, und machte dabei eine so heftige Bewegung, daß er den neben ihm stehenden Prinzen Hieronymus fast in's Gesicht traf. In allen öffentlichen Erwähnungen wurde der Prinz Louis geschmäht, die gehässigsten Unwahrheiten auf seinen Namen gehäuft, jede Lüge und Uebertreibung gern aufgenommen und verbreitet. Eine Menge falscher oder entstellter Angaben erhielten auf diese Weise unverdienten Glauben, Aeußerungen und Handlungen, welche nie Statt gefunden, wurden mit Zuversicht behauptet, weil sie gedruckt zu lesen waren. Noch nach dem Frieden von Tilsit wollte der Intendant Bignon einem seitdem zu den höchsten Ehrenstellen aufgestiegenen preußischen Staatsbeamten nicht erlauben, durch die Zeitungen einer falschen Anekdote zu widersprechen, wobei man ihn als Zeugen genannt hatte, und die er durch das einfache Wort: „Ich würde nicht dazu geschwiegen haben, noch dageblieben sein,“ bündig widerlegte; dergleichen würde dem Kaiser, meinte Bignon, sehr unangenehm sein, der seine Feinde in der Meinung herabgesetzt aber nicht erhoben sehen wolle.

Ueber den Karakter des Prinzen Louis wird immer Lob und Tadel in dem Urtheile gemischt bleiben, in wechselndem Verhältnisse, je nachdem der Urtheilende seinen Standpunkt wählt. Aus reinmenschlicher Ansicht,

von Seiten des Herzens, des Strebens, des innerlichen Daseins wird man ihn stets rühmen und wahrhaft lieben müssen. Von diesen Seiten vorzugsweise zeigte er sich dem Sinne Rahels, die seine Mängel genug einsah, und rügte, aber ihn mehr noch beklagte, als verurtheilte. Außer den Zügen, welche in einigen Briefen von ihr an Fouqué den gefallenen Freund betreffen, finden sich noch folgende auf einem besondern Blatt von ihr aufgeschrieben, die zur Kenntniß seines Wesens nicht unwichtig sind.

„Louis sagte tausendmal: „Ich überlebe den Fall meines Landes nicht; wenn wir solch Unglück haben, sterbe ich.“ — Und dieser Gedanke war das Ressort seines ganzen Lebens, und in seinen Leidenschaften, in seiner großen Liebe, erlaubte er sich nur alles, weil er dies ununterbrochen dachte, und nun alles Uebrige nicht der Mühe werth hielt.

Sein Umgang war freilich schlecht zusammengesetzt, aber während er die Schlechten nur eben nicht verstieß, zog er die Bessern an, und wußte sie zu schätzen. Auch kannte er seine Leute genau, und trug im Innern ein viel schärferes Urtheil über sie, als die Gleichförmigkeit seines gegen Alle gütigen Benehmens äußerlich zeigen konnte. So sagte er einmal, als man ihm Vorwürfe machte, daß er manche Leute in seinem Hause sähe und vor der Welt als seine Freunde gelten ließe, die seiner doch gar nicht werth wären, und zum Beweis einen

bekannten Schwelger nannte, der sich beinahe täglich bei ihm einfand: „Ich weiß alles von ihm, sagte er lächelnd, aber er ist mir wie so ein großer Hund, den ich im Zimmer habe, ich rufe ihn mal heran, klopfe und poddle ihn ein bischen, und lass' ihn wieder, ohne an ihn zu denken.“

Daß er auch Lob und Bewunderung nur nach wahrem Werthe schätzte, und sich durch falsche nicht bestechen ließ, zeigt Folgendes, was er von einer angesehenen und gefeierten Frau, die ihn zum Gegenstand ihres Lobpreisens gewählt hatte, gelegentlich, am Fenster stehend, gegen mich äußerte: „Nichts geht wirklich in ihr vor; ihre große Anhänglichkeit, die sie einmal auf mich geworfen hatte, war ganz eben so willkührlich, wie alles andre; sie wußte gar nichts von mir, und sie kann sich eben so hinaufreizen, und sich gegen den Mann, der da geht — es ging ein Handwerker in blauem Rock vorüber — eben so betragen, wenn sie von ihm gehört hat, nicht ein Funken von Urtheil ist in ihr.“ Von der und ihrer Klasse konnte er gar nicht aufhören.

Ein andermal fragt' ich ihn nach einem Manne, den ich nicht kannte, wohl aber seine sehr schöne Frau, und wollte deßhalb wissen, was denn an dem Manne sei? Louis wurde ganz wie verlegen, und halb ärgerlich gegen mich, weil ich schon öfter gefragt hatte; dann sagte er nach einer Pause sehr gelassen und gesammelt, und, wie er wohl pflegte, als ob er halb in Gedanken

wäre: „Das ist so ein gewöhnlicher Mensch, daß ich Ihnen gar nichts von ihm sagen kann, — der ist nichts als ein preußischer Offizier — (und wie hoch hielt er die in anderm Sinne wieder!) — kurz, um Ihnen mit Eins zu zeigen, was es für ein Mann ist, will ich Ihnen weiter gar nichts sagen, er trägt die Uniform ohne Hemde auf bloßem Leib, damit sie knapp sitzt."

Er war einmal sehr böse gegen einen Gesandten, den er bei sich zu sehen pflegte, und betheuerte, ihn nicht mehr sehen zu wollen. Eines Abends sitzt er in der Dämmerung bei mir, und der Gesandte wird mir angesagt. „Nehmen Sie ihn nicht an! ruft Louis, wenn Sie eine Freundschaft für mich haben!" — Gut! sage ich. — „Nehmen Sie ihn nicht an!" — Ich hatte schon Nein sagen lassen. Ich vergaß dann die ganze Sache. Zwei Tage nachher nimmt er mich zum Mittagessen mit nach Hause; ich finde den Gesandten, und er geht aus und ein wie immer. Es hatte sich weder in seinem Zorne noch in seinem Vorsatz etwas verändert; er konnte nur niemanden ins Gesicht widerstehen.

Von einer Frau, die er sehr liebte, aber doch nicht in allem Betracht hoch stellen konnte, sagte er mit schmerzlichklarem Bewußtsein: „Sie fällt mir nie ein, wenn ich Fortepiano spiele, bei meinen edelsten Stimmungen und Ideen!" Auch sagte er einmal verwundrungsvoll: „Wie kann man auf Zwei so eifersüchtig

sein!" Und ein andermal: „Wir outriren Alle!" und lächelte.

Er war in seinem Innern unaufhörlich beschäftigt, rang mit Empfindungen, verarbeitete Gedanken, und überraschte nicht selten durch wahre Geistesblitze, innigen Sinn und tiefe Wahrheit, wie man sie ihm oft am wenigsten zutraute. Sein Geist reichte sehr weit, und alles eigentlich Menschliche faßte er tief und lebhaft auf. Seine Gedanken hatten immer das Eigenthümliche des freien und selbstständigen Weges, auf dem er zu ihnen gelangt war, daher er auch, bei ungeheurer Fülle dessen, was er gesehen und erfahren hatte, nicht mit leichtem Redeflusse seine Gedanken anhaltend vortragen konnte, obwohl er im Feuer des Augenblicks vortrefflich und mit Begeisterung fortreißend sprach. Er wußte aber auch jenes sehr gut. Ich war einmal Abends mit ihm und seinem dreijährigen Knaben am Theetisch, und das Kind lief immer um den Tisch, und wollte etwas sagen, ohne damit fertig werden zu können. Er sah mit der größten Innigkeit und Stillschweigen eine Zeit lang des Kindes Treiben an, und sagte dann lächelnd zu ihm: „Es geht dir, wie deinem Vater; du sprichst auch mit großer Schwierigkeit." Er hatte zu seinen und für alle Kinder die größte Liebe.

Zur Vervollständigung dieser Züge, und zur klarsten Einsicht in das Wesen der angedeuteten Freundschaft, folgen hier einige der wenigen noch geretteten

Briefblätter des Prinzen, in deren letztem derselbe, kurz vor seinem Tode, und gleichsam als Zeugniß und Denkmal seines Innersten, die Richtung seines bewegten Gemüths und sein Vertrauen zu Rahel liebenswürdig ausspricht. Er schrieb in jener Zeit an Rahel fast täglich; aber fast alles ist verbrannt. Eine Reihe andrer geretteter Briefe dürfte nicht mittheilbar sein.

1.

Berlin, 1803.

Je serai cet après-diné entre six et sept heures chez vous, chère et aimable Mademoiselle Lévi, pour raisonner et déraisonner avec vous pendant deux heures. — Ich habe nämlich zu Gentz gesagt, Sie wären eine moralische Hebamme, und accouchirten einen so sanft und schmerzenlos, daß selbst von den peinlichsten Ideen dadurch ein sanftes Gefühl zurückbliebe. — Leben Sie indessen wohl.

Louis.

2.

Schricke, 1805.

Ich muß Ihnen, liebe Kleine, meinen Dank für die herzliche Theilnahme, die Sie mir in der so äußerst peinlichen Lage, in der Sie mich in Berlin gesehn, gezeigt, hier aus meiner Einsamkeit ablegen. Gegen Alle, die in diesem sonderbaren Verhältniß verwickelt waren, theilnehmend, gut und gerecht, ohne Falschheit, stets den Schmerz lindernd, alles zum Besten kehrend, haben Sie unstreitig eine für Ihr Herz und Ihre Vernunft befriedigendere Rolle gespielt, als diejenigen, deren Leidenschaften bloß hierin im Spiele waren. Von meiner Stimmung kann ich Ihnen nicht viel sagen, der große Aufwand von Kraft, jener stete Wechsel von Gefühlen, von den heftigsten Sensationen, vom Glücke

zum Schmerz, hat mich ganz abgestumpft, und mein Herz ist öde und todt, auch bin ich nicht ganz wohl, und dieses mag denn auch wohl zu meiner Stimmung beitragen. Sie fühlen selbst zu viel, um daß Sie nicht Blicke in mein Innerstes gethan; Sie haben gesehn, wie heiß und heftig meine Liebe zu P. ist, mit welcher Innigkeit und Zärtlichkeit ich dabei zugleich an der himmlisch guten lieben H. hänge; dieses scheint räthselhaft, Manchen unbegreiflich, und doch haben es die so sehr sonderbaren Umstände, jenes so einzige Entstehn dieses Verhältnisses so gewollt, daß ich in dieser Verwicklung von Umständen nicht wollen konnte, und daß diese beiden Weiber, voller Liebreiz, voller Annehmlichkeiten verschiedner Art, doch beide nicht das wirklich Liebenswerthe, auch vielleicht nicht mal das Liebenswürdige, in mir lieben, da mein Herz, meine Liebe sie so ganz umfasset! — — Mir ziemt es, mich in das strengere Geschäftsleben zurückzuziehen, und nicht so, wie ich es gethan, Zeit und Kraft den Weibern zu vergeuden, die doch Ernst und kältere Vernunft mehr als Hingebung und stete Liebe beherrschen. Sie sahen Paulinen, so gut, so liebend, und dieses kam aus ihrem Innersten, so wider ihren Willen, unter tausend Thränen, als wenn es etwas Schlechtes wäre! Rathen Sie zum Guten, predigen Sie Mäßigung, und Sie werden Allen wohlthun. — Zeigen Sie keinem diesen Brief, und lieben Sie mich etwas, weil ich es verdiene.

Louis.

3.

Leipzig, den 11. September 1806.

Wie es mit meiner Liebe zu Paulinen eigentlich ist, wäre schwer, Ihnen zu schreiben; ich weiß nur, daß ich sie unaussprechlich liebe, und alle meine Gefühle erlangen in Einsamkeit und Entfernung mehr Kraft. Oftmals ist mir, als liebte ich sie ewig — lange schon hatte ich sie im Herzen und im Kopfe. — Ich sah sie wieder! allein da war es, als wäre eine Mauer zwischen uns, ich suchte und doch fürchtete ich sie —, alsdann lernten wir uns kennen. Pauline mißgriff meinen Karakter, ich sah in ihr nur die Fehler, die Exuberanzen, die Auswüchse dieser reichhaltigen Natur, ohne sie eigentlich zu lieben, oder ohne diese Liebe in mir laut werden zu lassen; bis endlich, wie Sie wissen, es aufloderte, ich sie trotz den Menschen, trotz mir, ja ihrer selbst, liebte, jeden Tag mehr opferte, jedes Opfer mich mehr an sie band und festkettete; rechnen Sie noch hinzu, den an's magische gränzenden Liebreiz, den sie für mich hatte — den Stolz meines Karakters! Wie oft sahen Sie mich nicht kalt und resignirt, meiner Liebe bewußt, dasitzen, kalt und gleichgültig, wenn Andere Paulinen herabwürdigend, mich und meine Liebe vielleicht verspotteten. Noch etwas Schönes lag in meinem Herzen, ich habe zuweilen gehofft, die Reliquien von Paulinens schöner Natur zu retten — meine heftige, zärtliche Liebe sollte ihr Herz erwärmen — die Ideen des Guten und Schönen beleben, — sie sollte wieder an sich selbst glauben; ich dachte, sie sollte das Edle, Gute in mir lieben und erkennen, mein Leben durch Genüsse aller Art verschönern —; überdem ist bei ihr die Härte nichts weiter als die Reaktion der tiefsten Gebeugtheit, der Zerrüttung ihres Innern — sie hat nicht den Muth, zu zeigen, daß sie gut ist, nicht den Muth, Gefühle an den Tag

zu legen — ich habe sie erröthen sehen, wenn sie etwas Gutes und Gefühlvolles sagte, als wenn ein Andrer eine Sottise sagt — bloß weil sie fühlt, daß sie das Recht es zu sagen verloren hat. Einen Brief von ihr, aus Schricke mir geschrieben, fand ich hier — er war gut und liebend und wahr. So war es, liebe Kleine, und so ist es noch, nach dem schmerzlichen Stoße, den der unglückliche Brief in mir erzeugte, und von welchem mein Herz blutet.

Hier ward ich mit Liebe, Freude und Vertrauen aufgenommen. Einen frühen Freund, mit dem ich seit vorigem Kriege sehr aufrichtig verbunden war, — Blumenstein, ein Franzose oder Elsasser — fand ich hier wieder, — es ist eine Freundschaft, die eine so alte Kammeradschaft, Achtung für Tapferkeit, die ersten Gewehrschüsse zusammen gehört zu haben, Verlust gemeinschaftlicher Jugendbekannten, und alle mit der Jugend verbundene Ideen, erzeugt haben; die sich aber über diese Gränze nicht erhoben, weil die meisten Franzosen über diese kassirten Ideen nicht erhaben sind. Heute haben wir hier ein Rendezvous der drei verschiedenen Avantgarde-Chefs gehabt, des General Blücher, des General Rüchel, und mir, der die des linken Armeekorps kommandirt; morgen geht jeder zu seiner Bestimmung, und am 20. bin ich am Fuße des böhmischen Gebirges, mit meiner aus Preußen und Sachsen zusammengesetzten Avantgarde. Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden — bestimmt das Leben daran zu setzen, und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Idee auf lange erstickt und zernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! — Es soll so gewiß sein! Der Geist der Armee ist trefflich, und würde es noch mehr sein, wenn mehr Bestimmtheit und erregende Kraft in der Politik wäre, und mehr fester Willen die schwachen und schwankenden Menschen bestimmte! — Was ist dieses erbärmliche

Leben, nichts, auch gar nichts! — Alles Schöne und Gute verschwindet, erhaben ist das Schlechte, und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle schöne Hoffnungen von unseren Herzen! so muß es in diesem Zeitalter sein, denn so erstarben auch alle schöne menschenbeglückende Ideen! Nur das Erbärmliche blieb, nur dieses siegt — warum also sich beklagen, wenn im Kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet! —

Wenn ich mich so oft in's weibliche Herz hineindachte, so glaubte ich, nichts heiliger müßte einem Weibe sein, als den Geliebten im Kriege zu wissen; ihn zu betrüben, ja vielleicht noch mehr zu thun, wäre in meinen Augen schlimmer als ein Mord! — —

Louis.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Varnhagen von Ense, Karl August, 1785-1858 [Herausgeber] / Varnhagen von Ense, Karl August / Varnhagen, Rahel,

Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel

Bd.: 1

Leipzig (1836)

Biogr. 1193 knb-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067589-4